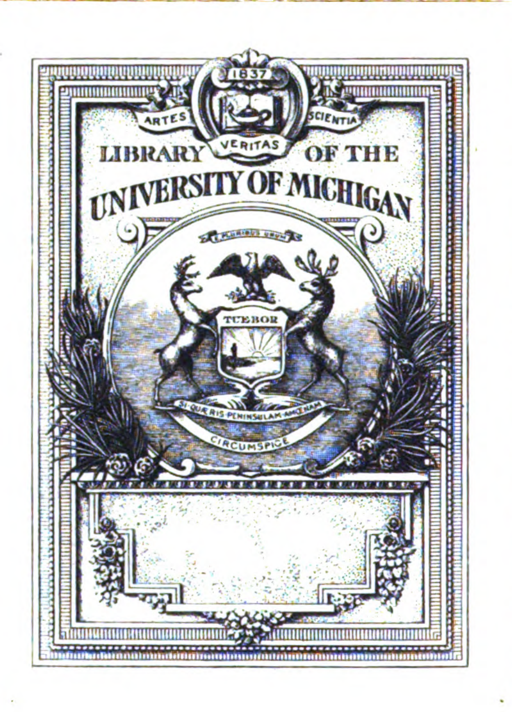



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

VIERUNDVIERZIGSTER BAND



BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1925

INHALT.

ANZEIGER
FÜR
DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR
XLIV, 1. 2. märz 1925

Die tracht der Germanen in der vor- und frühgeschichtlichen zeit mit einem anhange: vom heutigen landläufigen Germanenbildnisse von Georg Girke. I. Von den ältesten zeiten bis zum ende der vorchristlichen eisenzeit. mit einem bilde des verf.s und 150 abbildungen auf 30 tafeln. 59 ss. II. vom 1 bis zum 5 jh. n. Chr. mit 196 abbildungen auf 46 tafeln. 128 ss. [Mannusbibliothek nr 23. 24.] Leipzig, Kabitsch 1922.

Die nachgelassene schrift des verf.s, seine dissertation, von seinem bruder unter anteilnahme von Kossinna uaa. herausgegeben, will das gesamte material vereinigend es tunlichst zu einer geschichte der germanischen tracht verarbeiten, wobei er sich auf manche vorgänger und vorarbeiten stützen kann. das material ist ein dreifaches. das sprachliche umfasst meist worte von allgemeinerer bedeutung, die auch nur allgemeine rückschlüsse zulassen. die sonderung des urgermanischen und des indogermanischen sprachgutes, das wesentlich im anschluss an Ficks wb. zusammengestellt wird, bleibt in mancher hinsicht mislich, mislicher noch die projection der sprachlichen auf die archäologischen perioden, man müste denn ganz die ansichten des verf.s und Kossinnas über die ältesten wanderungen und völkerverschiebungen teilen. danach soll die indogermanische zeit wesentlich die neolithische periode umfassen, während sich in der broncezeit nach der abwanderung der 'Südindogermanen' auf dem freigewordenen boden die urgermanische cultur ausbreitete, die gegen 800 v. Chr. ihr ende fand. doch das ist alles nur hypothese. das litterarische material, das mit den antiken zeugnissen einsetzt, ist am häufigsten behandelt und kaum noch zu vermehren, während das archäologische, die alten abbildungen, wie sie etwa Schumachers Germanenkatalog darbietet, und die funde selbst, die überall den ausschlag geben, in den letzten decennien beträchtlich angewachsen ist. die nordischen museen zu studieren war dem verf. leider nicht vergönnt.

Über die ältesten perioden geben auch die funde keine auskunft, auch die schwedischen felsbilder nicht, wobei wir die langbemäntelten Kossinnaschen Alkispriester füglich auf sich beruhen lassen. einen vollen ersatz bieten erst die jütischen und schleswiger baumsärge der älteren broncezeit, in denen ein seltenes glück uns mehrere vollständige männer- und eine frauentracht

bewahrt hat. freilich erhebt sich gleich die schwierige frage, ob die bestatteten schon im arischen sinne Germanen waren. für den verf., der hier ganz in Kossinnas spuren wandelt, ist dies zwar ausgemacht, und in weiten kreisen hat man sich gewöhnt, hier nicht nur die ursitze der Germanen, sondern sogar der Indogermanen zu suchen. aber bewiesen ist dies nirgends, weder von Kossinna, so oft er dies auch behauptet, noch von Much, der seine ganze älteste stammesgeschichte, auch im Reallexikon danach orientiert. doch ist hier nicht der ort darauf einzugehn.

Eigene autopsie würde dem verf. vielleicht noch einige vervollständigende beobachtungen zu dem werke von Boye gebracht haben. so erfahren wir nur das nötigste, und noch weniger als was auch bei Müller und Montelius steht. wie der wollene leibrock, das hauptstück der männertracht, der die schultern und arme freiliefs und bis zu den knieen herabreichte, an und über den schultern befestigt wurde, wird nur teilweise klar. G. sieht darin wie Brunner bei Hoops II 561 uaa. einen nach oben und unten verlängerten schurz, aber die schulterbefestigung lässt dies nicht vermuten, und der schnitt ist derjenige eines rumpfkleides. eher ist an die felltracht zu denken, die mit den vorderen beinlingen wol ähnlich um den nacken geschlungen war. eine ähnliche form kehrt sonst nirgends wider, und nirgends ist auch eine deutliche weiterentwicklung derselben zu beobachten.

Anders die frauentracht, die aus kurzer ärmeljacke und langem um die taille befestigten frauenrock besteht. während der römischen periode und im mittelalter überhaupt kann sie nie ganz verschwunden sein, da sie in unserer modernen bürgertracht widerum vorligt, während auf dem lande der 'kittel' im gegensatz zum städtischen 'rock' sich erhielt. urgermanisch im ethnologischen sinne braucht die tracht deshalb freilich noch nicht zu sein.

In einer mir nicht zugänglichen nordischen zeitschrift hat Schnittger diese broncezeitliche tracht aus der kretisch-mykenischen herzuleiten gesucht, was von Girke-Kossinna s. 31 zurückgewiesen wird. zu einem abschliefsenden urteil ist es wol noch zu früh. an sich wär es denkbar, dass die koketten kretischen jäckchen auf eine der nordischen entsprechende grundform zurückgiengen und auf einer allgemeineren weiter verbreiteten mode beruhten. die kretische elfenbeinfrau mit den schlangen und die verwanten figuren haben überhaupt die entsprechende aus jacke und rock bestehende tracht. G.-K. suchen anknüpfungen in spanischen felszeichnungen, deren publication abzuwarten ist.

Es folgt die lange zeugnislose, nur durch unsichere combinationen auszufüllende zwischenzeit bis zu den antiken nachrichten und darstellungen; die ältesten sind, wenn Furtwängler recht hat, die Bastarnenfiguren auf dem denkmal von Adamklissi, deren während der kriegszeit genommene abgüsse jetzt das Karls-

ruher museum bewahrt. die antiken zeugnisse sind i.a. einheitlich und übereinstimmend und dürfen, soweit sie deutlich oder vollständig sind, auch als zuverlässig gelten. alles ist nunmehr von grund aus verändert. der broncezeitliche leibrock ist verschwunden, der oberkörper nackt, nur wie in der gallischen kriegstracht mit einem mantel oder mäntelchen bedeckt. auf der Marcussäule sind wider röcke vorhanden, wie bei andern barbaren, aber sie haben einen andern schnitt, sind am halse geschlossen und reichen über schulter und brust, bald kürzer, bald länger, gegürtet oder ungegürtet, etwa bis zu den knieen herab. die norddeutschen und dänischen moorfunde bieten weitere belege, so dass sie sicher bezeugt sind. es ist die form unsrer fuhrmanns- oder arbeitskittel, auch des einfachen griechischen chiton. dass dieser kittel 'die unmittelbare fortsetzung' des broncezeitlichen rockes sei, wie Girke II 32 annimmt, wird durch kein anzeichen gestützt, wenn man zwischenstufen natürlich auch supplieren kann. dagegen darf man fragen, ob nicht dieselbe mode die den semitischen *chiton* (hebr. *kithonet*) nach Griechenland brachte, ihn später auch nach dem norden gelangen liefs. lat. *tunica* hält Nöldeke für eine entstellung aus *kituna*. urverwantschaft von ion. *κιθών* mit germ. *hedan* 'pelzrock' nahm Torp (bei Fick III 90) an, dem G. folgt, was sprachlich möglich, sachlich schwierig ist, weil der semitisch-griechische chiton ein leichtes untergewand, *hedan* dagegen eine ausgesprochene felltracht war. beziehung zu 'kittel' (nd. md. *kidel*), die Kluge abweist, ist allerdings nur möglich, wenn die entlehnung nach der ersten verschiebung zunächst ins niederdeutsche stattfand und später als mhd. *kitel* ins hochdeutsche übernommen wurde. die suffixablösung würde derjenigen von *asinus* 'esel', *catinus* 'kessel' entsprechen.

Caesar, Sallust, Isidor uaa., Tacitus nicht, erwähnen als minderwertige bekleidung von schultern und brust die *rhenones*, immer im plural, aus fell. aus den abbildungen und funden sind sie bis jetzt nicht constatiert. wenn Isidor bei *rhenones* hinzufügt 'quos vulgo reptos vocant', so besteht kein grund, dies mit G. II s. 18 anzuzweifeln, vielmehr ist von hier aus die weitere erklärung zu suchen. auch die Hávamál 49 gebrauchen *ript* für eine notdürftige bedeckung: 'mein gewand liefs ich auf dem felde, zwei holzfiguren, — wie helden erschienen sie sich, als sie eine hülle (*ript*) hatten; zum gespött ist nackend der mann'. es bezeichnet ebenso wie *ripti*, ags. *rifte, rift*, ahd. *reft* allgemein ein stück zeug das in mannigfacher verwendung etwas bedeckt, wie auch in ahd. *beinreft* 'tibialia' (zu an. *repta* 'bedecken'), wol mehr zusammengefügte lappen, daher der plural, als ein formgerechtes kleid. am ehesten sind sie widerzufinden in der schon stilisierten brustbekleidung der Bastarnen von Adamklissi, die nur teilweise zum mantel gehören kann.

Neu ist auch der älteren nordischen broncezeit gegenüber das zweite hauptbekleidungsstück, die hose, und zwar herscht von vorn herein die ziemlich straff sitzende langhose, die in Adamklissi, auf den beiden säulen und kleinfunden sowie durch die moorfunde gleichmäfsig bezeugt wird. sie gehört auf den römischen denkmälern zur officiellen germanischen tracht. dass in Mittel- und Südeuropa schon früher mancherlei hosen im gebrauch waren, wird auch von G. festgestellt, aber ein deutlicher einfluss ist nicht zu erweisen. an die sackartigen hosen der Balkanstämme, die schon Aristophanes verspottet, ist keinesfalls zu denken. auch ist nicht zu bezweifeln, dass ihr bei den Germanen schon andre formen vorangegangen sind. darauf deuten schon die später auf sie übertragenen namen.

Die 'hosen' (*osae*) werden zuerst von Paulus genannt und scheinen bei den Langobarden besonders national gewesen zu sein. zunächst eine einfache umhüllung der füfse und waden, die durch zierliche bänder kreuzweise oder horizontal festgehalten wird, wie schon in den eichensärgen, wurden sie später zu gamaschen, stutzen, strümpfen ausgestaltet. bei den Goten auf der säule des Arcadius flattern sie, an schnüren befestigt, nicht eben kleidsam wie kleine mäntelchen um die waden. gewöhnlich reichen sie vom fufs bis zu den knieen, können aber beliebig zu ganzen beinlingen, eben zu unsern hosen, verlängert werden.

Früher bezeugt, aber darum gewis nicht älter ist die kurze knie- oder bruchhose (mhd. *bruoch*), deren alter name *braca* auf keltischer seite in die vorrömische zeit zurückreicht. auf den römischen darstellungen ist sie seltener, unter den norddeutschen moorfunden häufiger. hinsichtlich der herkunft des wortes schliefst sich G. denen an, welche es als eine frühe entlehnung aus dem germanischen ins keltische gelangen lassen, obwol es dem sonstigen hergang für culturentlehnungen nicht entspricht. das altertum hat wort und sache für gallisch gehalten (vgl. die 'Gallia bracata' und die zeugnisse bei Holder I 502. III 920ff). englisch *breech* 'steifs, hose' würde sich auch so erklären, sprechen doch auch wir decenter weise öfters von 'hosen', wo der hintere gemeint ist.

Die entstehung und herkunft der langhose ist noch ungeklärt. Heyne lässt die bruchhose sich vor der emporrückenden beinhose nach oben zurückziehen und unter dem rock verschwinden. Kauffmann[1] sucht zu vermitteln, zwei verschiedene *braca* annehmend: germ. kelt. *braca* 'schamtuch' trotz germ. *k* als urverwant, daneben kelt. *bracca* germ. *brok* 'bruchhose' als keltisches lehnwort im germanischen.

Brunner bei Hoops II 561 lässt ohne jeden anhalt die kurze hose sich 'leicht' aus dem leibrock der broncezeit ent-

[1] Zs. f. deutsche phil. 40, 397f.

wickeln, den er selber schon aus einem schurz hergeleitet hatte. auch Girke hat eine detaillierte entwicklung in bereitschaft, beginnend mit einer kleinen 'windelhose' der broncezeit, wie sie eine sonst völlig nackte, roh gearbeitete broncefigur aus Stockhult zu zeigen scheint. sie soll sich während der Hallstattzeit zur bruchhose vervollständigt und während der La Tènezeit wenigstens im osten der langhose gewichen sein. sehr realistisch ist jenes broncefigürchen nicht, ähnlich wie unser kinderspielzeug. aufserdem trifft es sich, dass die beiden eigentümlichkeiten derselben, der Stockhulter und einer analogen dänischen, von Diodor gerade für die Gallier erwähnt werden. es heifst 5, 29 von diesen, dass sie 'ganz nackt, nur um die hüften geschürzt, in den kampf gehn' (vgl. Polyb. 2, 28. Gell. noct. att. 9, 13. Livius 22, 46), und 'den kopf decken sie durch eherne helme mit hochragenden aufsätzen ... einige führen angeschmiedete hörner' usw. wie der dänische helm angeschmiedete hörner hatte auch der Stockhulter, wie die beiden randlöcher zeigen, zwei einsätze. so ist schon der ausgangspunct unsicher, wie die weitere entwicklung. dass die kniehose einst bei den westelbischen Niederdeutschen verbreitet war, wird durch die moorfunde erwiesen. sie wird hier noch von fischern und schiffern getragen, ebenso im süden von den gebirglern, wo sie das klettern und steigen ebenso erleichtert wie dort das waten; auch ist sie anderswo schon durch die darstellungen der Hallstattzeit bezeugt. es ist also möglich, dass sie einst eine allgemeine deutsche tracht war, aber zu beweisen ist dies schon für die römische zeit nicht. es können zwei selbständige, aus verschiedener richtung überkommene moden sein. für die spätere verbreitung der langhose wird besonders an geistlichen einfluss gedacht. (aber die geistlichen tragen jetzt unter der soutane wol meist die kurzhose mit langen strümpfen.)

Auch in der frauentracht besteht während der römischen zeit und im mittelalter kein zusammenhang mit den eichkistenfunden. zwar sind die römischen darstellungen nicht so zahlreich und deutlich, lassen aber doch den chitonartigen kittel und die weiten umhänge (amictus), die den ganzen leib umhüllen, erkennen. mit diesen officiellen römischen darstellungen, wie sie auf der Gemma und der Marcussäule vorliegen, wird auch Tacitus im einklang geblieben sein. um so auffallender ist die tracht der figur vom Mainzer legionslager, die mit einer der modernen 'combination' entsprechenden jacke oder hemdhose bekleidet ist. Schumacher hat gewis recht, sie in den zusammenhang der übrigen darstellungen von dort einzubeziehen, wonach sie nicht mit Kossinna-G. als eine personificierte Germania (wie auf den siegesmünzen) genommen werden kann. aber eine trauernde Germanin muss sie doch wol sein, so dass die verwanten typen sich berührten und übertragungen stattfinden konnten. an eine

arbeitstracht oder eine vertreterin des niederen volkes zu denken, verbietet die feierliche vornehme haltung mit dem grofsen schleiertuch. diese tracht war nicht nach germanischem geschmack: der geschlossene hosenbund (*setgeiri*), der hier offenbar vorligt, war im norden ein rechtskräftiger grund zur ehescheidung und wie die *brækr* nach der Laxdaelasaga 35 der männertracht vorbehalten, was gegen Schumachers auffassung als landesübliche tracht spricht. der mann der so gekleideten Auđ muste darüber höhnische bemerkungen hören.

So bietet die geschichte der germanischen tracht noch gröfsere lücken und schwierigkeiten, die nur durch weitere funde, vielleicht auch durch eine vergleichung auf breiter grundlage vermindert werden können. das zusammengestellte material wird gewis dankbar benutzt werden, wenn auch die darstellung nicht eben geschickt und übersichtlich, die interpretation nicht streng genug ist. eine wesentliche ergänzung sind die zahlreichen abbildungen und zeichnungen auf 76 tafeln, auch von der zumeist vernachlässigten Arcadiussäule, von der ein stumpf noch in Konstantinopel steht, während der rest nach älteren zeichnungen ergänzt werden muss. da sie manches merkwürdige bietet, wäre eine neue kritische ausgabe dringend erwünscht, eine skizze jetzt auch bei OWulff Altchristliche und byzantinische kunst I taf. XII, woselbst s. 168f weitere angaben.

Heidelberg. **R. Henning.**

Fontes Hispaniae antiquae auspiciis ac sumptibus universitatis Barcinonensis edd. A. Schulten et P. Bosch. I. Avieni ora maritima ed. **A. Schulten.** Barcinone, A. Bosch; Berolini apud Weidmannos 1922. 138 ss. 8⁰ nebst karte.

Die Ora maritima des Avienus hat durch Müllenhoffs behandlung heimatsrechte auch in der deutschen philologie gewonnen. nachdem Holder einen sorgfältigen abdruck des ersten druckes der dann verschollenen handschrift gegeben, bietet nun Sch. einen kritischen text, dessen apparat Klotz zusammenstellte, nebst sachlicher einleitung (bis s. 49) und erklärenden anmerkungen (s. 78 bis 123) und den sonstigen zeugnissen vor dem j. 500 v. Chr., so dass ein jeder der an der ältesten geographie des westens anteil nimmt, unter kundiger führung das merkwürdige denkmal bequem studieren kann.

Der alte Periplus, der in der bearbeitung des Avienus aus dem 4 jh. n. Chr. erhalten ist, steht am eingang der antiken nachrichten über den europäischen westen und südwesten, ist älter als alle griechische prosa. Müllenhoff hat sogar an ein phönizisches original gedacht, worin Sch. ihm nicht folgt. welches interesse sollten auch wol die Phönizier gehabt haben an einem fahrtenbuch, dessen ziel und endpunct Massilia war? wenn hier auch später eine phönizische colonie nachweisbar ist, kann diese doch

nie eine bedeutung gehabt haben welche ein solches denkmal rechtfertigt: in einer gegend wo die Griechen das meer und die schiffahrt beherschten. auch würde dann Gades wol mehr hervorgetreten sein. aber ins 6 jh. v. Chr. (um 530) setzt auch Sch. das griechische original, das er vermutungsweise dem Massilier Euthymenes zuweist. auch hinsichtlich der zwischenbearbeitung, die M. ins 2, Sch. wegen der nahen verwantschaft mit Scymnus, die auch M. anmerkt, ins 1 jh. v. Chr. setzt, geht er sonst mit M. einig, ebenso über die tätigkeit des Avienus. die zusätze sowol des Avienus wie der griechischen bearbeitung sind durch andern druck kenntlich gemacht. dies trifft besonders diejenigen stellen, die durch zusammenhängende kriterien gekennzeichnet sind, während andere von M. beanstandete dem text verbleiben.

Der reiseweg wird an der hand des P. in 3 abschnitte zerlegt: von Massilia bis Tartessus an der Baetismündung beherschten ihn die Griechen, von da bis zur Bretagne (Oistrymnis) die Tartessier, was darüber hinausligt gilt als von den Oistrymniern erkundet. so richtig dies für den P. ist, hat es doch keine kanonische geltung. dem Periplus ligt eine lange, zweifellos schon von handelsfahrten erfüllte zeit voraus. wieweit der wagemut die ältesten seefahrer führte, wissen wir nicht. die rolle der Phönizier, die nach Strabo einst von Gades aus den handel nach den zinninseln betrieben, ist aus dem Periplus nicht zu erkennen, da dieser die feindlichen concurrenten mit stillschweigen übergeht. über die Bretagne scheinen aufser den Oistrymniern auch andere vorgedrungen zu sein.

Die beschreibung beginnt am äufsersten ende, wie noch in den mittelalterlichen segelbüchern 'stets vom entferntesten orte ausgegangen wird' (Anz. III 32), hier bei den nordlandssäulen in der nähe der Zinninseln, den columnae die 'vom rauhen nordwind rauschen', wol einem säulenpaar wie dasjenige des Hercules, das als abschluss der damaligen schiffahrt gedacht ist. Sch. wie Norden und schon Müllenhoff auf der karte suchten sie bei der insel Ouessant, eher sind es die beiden 'eckpfosten' (Daniel) eingangs der doppelbai von Brest und Douarnenez, der Bec du Raz und das 4 meilen nördlichere Cap Mathieu, v. 90 zusammenfassend als 'iugum' bezeichnet. zunächst handelt es sich offenbar um weitere fernfahrten mit wenigen zwischenstationen. der nächste genannte punct ist schon das 'iugum Veneris [marinae]' mit den beiden inselchen, das M. und Sch. im innersten winkel des busens bei Cap Higuer suchen, während mir die Isle de Ste Marina vor Santander auf diesen hafen an der spanischen küste des santonischen busens zu deuten schien. es war dann keine reine küstenfahrt, sondern eine überquerung der bai von Biscaya, die merkwürdiger weise ohne weitere angaben mit einem *magnus patescit sinus* abgefunden

wird. aber M., dem ich folgte, nahm an, dass die bei einem folgenden sinus erwähnten verschiedenen erforderlichen windrichtungen hierher gehören und nur von einem der bearbeiter von ihrem richtigen platze verdrängt seien. bei der anordnung des Avienus müste mit Sch. an die bucht von Lissabon gedacht werden, aber hier, nach überwindung der meilenlangen Tajomündung, können die winde kaum noch von so entscheidendem einfluss auf die schiffahrt gewesen sein, wie dies in der bai von Biscaya der fall ist. vom Tajo ab beginnt die dichtere reihe der stationen, die schon einen lebhafteren verkehr erweisen.

Besonderes interesse beanspruchen die völkergeschichtlichen angaben, wenn sie auch noch nicht alle rätsel lösen. die geschichte der Ligurer mit ihrem weit verbreiteten namen glaubt Sch. dem P. entnehmen zu dürfen. der 'Ligustinus lacus' in Südspanien nahe der Baetismündung soll nach ihnen zubenannt sein, eine combination die M. vermeidet, und ihre heimat Africa gewesen sein (s. 85). entsprechend der darlegung von Num. I sind auch die Iberer aus Africa gekommen (s. 91), wie schon mehrfach ohne gewähr vermutet ist. nach ihnen ist in Südspanien der kleine Iberus (Rio Tinto) zubenannt. sie haben die Ligurer an der westküste weit nach norden gedrängt bis zu dem v. 132 genannten 'caespes Ligurum' in Nordfrankreich oder Friesland. was der P. weiter daran knüpft, ihre verdrängung durch die Kelten und rückwanderung durchs gebirge zur Riviera, wird als bare münze gewertet, während M. sich sehr skeptisch darüber aussprach (s. 85). auch darin unterscheidet sich Sch. von M., dass er im P. bereits Kelten auf der iberischen halbinsel unter dem namen kleinerer stammvölker annimmt. auch M. hat diese möglichkeit sehr erwogen, sie aber wider fallen lassen. merkwürdig bleibt es jedenfalls, dass der zusammenfassende name, der für die Ligurer und Iberer doch vorhanden ist, für die Kelten fehlt, obwol er von hier ausgegangen sein soll. auf die rolle der Phönizier einzugehn, lag bei der stellung des P. kein anlass vor. die culte die Movers und seine nachfolger, auch M., den Phöniziern zuweisen (Saturnus, Venus marina) hält Sch. für einheimisch, obwol sie grade an solchen stellen sich finden wo die fremden zuerst sich niederzulassen pflegten, auf kleinen vorinseln und isolierten landspitzen.

Man wird den inhalt des buches und die fragen die es anregt mit interesse verfolgen, bei der grofsen klarheit und ordnung nicht nur der anschauungen, sondern auch der (lateinischen) darstellung, und dem verf., der die spanischen fragen schon in seinen büchern über Numantia (I 1914) und Tartessus (1922) so energisch wie kein anderer in Deutschland in angriff genommen, für seine weiteren unternehmungen alles gelingen wünschen, auch die teilnahme der spanischen universität Barcelona dankbar begrüfsen.

R. Henning.

Die germanische urgeschichte in Tacitus Germania von **Eduard Norden.** sonderabdruck der Ergänzungen zum zweiten abdruck. III und s. 498—515. Leipzig, Teubner. 1922. 8°.

Vielleicht hätte der verf., der hier das vorwort zum neudruck nebst den ergänzungen gesondert vorlegt, manche misverständnisse behoben, wenn er seine ansicht über die abhängigkeit des Tacitus von der älteren ethnographie schon in seinem buche ähnlich präcisiert wie vor diesem neudruck und sie an den betreffenden stellen entsprechend zur darstellung gebracht hätte. zwar glaubt er dies getan zu haben, aber seine eigenen worte, die auch sein erster verkünder im litteraturblatt der Frankfurter zeitung offenbar in gleichem sinne widerholt, zeugen gegen ihn: 'dass wir ... verhältnismäfsig so viele übertragungen nachzuweisen vermögen, ist fast entmutigend, da wir mit der wahrscheinlichkeit rechnen müssen, dass unserm bemühen, das specifisch germanische zu erfassen, viele derartige fehlerquellen hindernd in den weg treten'. anschliefsend mahnt auch Koepp zur 'vorsicht', doch wol den schilderungen des Tacitus gegenüber. jetzt 'darf man sich darauf verlassen, dass die sprachliche einkleidung eine sachliche identität zum ausdruck bringt'. nur die form, nicht der inhalt steht im banne der tradition. aber auch so bleiben bedenken. wenn die formalen übertragungen so weitgehend sind wie N. meint, wird der zweifel nicht abzuwehren sein, ob nicht mit der einkleidung auch der inhalt beeinflusst oder einseitig gefärbt sein kann. und weiter: wenn die sachlichen ähnlichkeiten so grofs waren dass sie die gleiche darstellung vertrugen, muste sich da nicht vielfach von selbst der gleiche ausdruck ergeben, ohne dass eine besondere tradition benutzt wurde? als besonderes beweisstück dient das über die germanische gastfreundschaft von anderer seite ihm übermittelte. das für die Abioi nicht erwähnte *cum defecere* der mittel und die fortsetzung des schmausens zu dritt beim neuen gastfreund soll echt germanisch und heidnisch, das übrige der Abioi halber tradition sein, wo doch nichts zum auftrennen des satzes berechtigt. die aus dem modernen volkstum angeführten gebräuche resp. misbräuche werden dadurch noch nicht als altgermanisch erwiesen. das *pro fortuna* deutet auf ein gewisses mafs. auch waren die begüterten nicht so dicht gesät, und in unsern eigenen alten quellen lautet es schon etwas anders: nicht viel soll man geben, oft gewinnt man mit kleinem dank, 'mit einem halben brot und des bechers neige erwarb ich mir oft einen genossen' heifst es Hav. 52. nicht nur vor dem trinken wird der gast schon aus klugheit gewarnt, ebenso vor unmäfsigem essen, das ihn unter das vieh stellt und die geisteskräfte, die er nötig hat, herabmindert. die bewirtung gieng bei aller pflege der gastfreundschaft keineswegs immer so glatt von statten, haben

doch die alten Germanen die not des lebens, die sie immer wider in scharen aus dem lande trieb, hinreichend gekostet; die ethische, nicht die materielle seite stand voran. wir werden also das 'fahrende zechen' übermütiger bauern (nach Rosegger) und die polnische wirtschaft belassen wo sie bezeugt sind, in das germanische altertum gehören sie nicht.

An den grofsen Kimbernlagern bei Tenedo-Zurzach (*utraque ripa*) wird unentwegt festgehalten, und die hoffnung, dass alles was sie beweist noch im boden ruhen kann, wird so hoch und höher eingeschätzt als die von verschiedenen seiten erhobenen einwände. wenn an den resten noch nach 200 jahren die *lata vestigia,* die *moles manusque gentis* zu sehen waren, würden sie wol auch heute nicht bis auf den letzten rest verschwunden sein. da hilft auch Ed. Meyers rückendeckung nichts. die forderung, dass die ringwälle auch sonst *castra ac spatia* heifsen müsten, ist seltsam. wo werden sie denn überhaupt erwähnt? und ist es für die geräumigen wohn- und lagerplätze nicht eine ganz passende bezeichnung, ebenso passend wie für die angeblichen lager bei Zurzach?

Sonst enthalten die 'Ergänzungen' mancherlei einzelbemerkungen, worauf hier nur hinzuweisen ist. die 'angesehenen' und 'angesehensten' gelehrten treten wider auf. wie sagte doch Lessing von Aristoteles? 'mit seinem ansehen wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit seinen gründen zu werden wüste'. meine gegenbemerkungen (Anz. XLI 1 ff) werden einer anderen 'gedankenwelt' zugerechnet, sicherlich das bequemste; ist aber nicht so schwer zu nehmen, denn wenn andere dasselbe, wie gleich das erste Juvenalcitat nachtragen, wird dies ruhig verzeichnet. da N. auf den Germanennamen, den er 'jetzt mit RMuch für deutschen ursprungs' hält, zurückkommen will, sei bemerkt, dass auch Müllenhoff zu dieser Wackernagelschen hypothese stellung genommen, die er DAk. II 206 'ein greuliches traumbild' nennt. vielleicht überlegt sich N. noch einmal die sache, ehe er sich den genannten zugesellt.

R. Henning.

Zur namenforschung und siedlungsgeschichte in den Sudetenländern von **Ernst Schwarz.** [Prager Deutsche studien, 30. heft] Reichenberg, Fr. Kraus 1923. 123 ss. 8°.

Des verfassers absicht ist, die siedlungsverhältnisse in den Sudetenländern uzw. insbesondere in bezug auf den wechsel zwischen germ. und slav. volkstum mit hilfe der namenforschung zu klären, da die in der letzten zeit erschienenen siedlungsgeschichtlichen abhandlungen die beleuchtung der frage vom sprachgeschichtlichen standpunct aus vermissen lassen. es wird versucht den nachweis zu erbringen, dass die eindringenden Slaven mit den vor ihnen in den Sudetenländern wohnhaften

Markomannen, Quaden und Wandalen noch vor eintritt der hd. lautverschiebung in berührung gekommen seien, ihre spätere heimat also noch vor der 2. hälfte des 6 jh.s in besitz genommen haben, und dass sich reste der genannten germ. stämme an verschiedenen stellen des im grofsen und ganzen slavisierten gebietes bis zur deutschen widerbesiedlung im 11—14 jh. erhalten und den neuankommenden volksgenossen die alten berg-, fluss- und ortsnamen z.tl. in lautgesetzlich weiterentwickelter germ. gestalt überliefert hätten. die erste behauptung ist sicher richtig, und auch die zweite kann man unterschreiben, wenn sie auf einige wenige fälle eingeschränkt wird. aber neben einer reihe treffender und mit dem modernsten wissenschaftlichen rüstzeug erarbeiteter ansätze und schlussfolgerungen steht doch auch so manches zweifelhafte, ja unhaltbare. nur das wichtigste und wesentliche sei im folgenden herausgegriffen.

Sch. benützt zur ermittlung gewisser zeitlichen stützpuncte die lautliche und formelle gestalt entlehnter namen, wobei er auf den von PLessiak erkannten und in PBBeitr. 28, 1—227 und Carinthia I (1922) festgelegten regeln vom deutsch-slavischen lautersatz weiterbaut: dass die Slaven vor beginn der ahd. lautverschiebung in die Sudetenländer eingewandert sind und von den dort vor ihnen ansässigen Germanen berg- und flussnamen übernommen haben, ergibt sich aus folgenden belegen: 1. *Svratka* im westl. Mähren (d.i. kleine *Svratava* < vorahd. **Swartahwa*): deutsch *Schwarzach*; 2. *Říp*, der SGeorgsberg b. Raudnitz, < vorahd. **rīp* fels: im deutschen Dalimil *Reiff*; 3. *Votava* in Bö. < vorahd. **Hwatahwa* 'schnelle ache'. hingegen ist *Rokle*, berg südl. des Arber, als tschech. lehnwort nicht beweisend. anderseits entlehnten aber auch die Germanen der vorahd. zeit einige namen aus dem slav., wie *Watta*, veralteter name der Beraun, < asl. **vada* (später *voda*) wasser. *Pfreimt*, č. *Přímda* erlaubt keinen sicheren schluss. auch das weiterleben des namens der Silingen im namen Schlesiens und in dem des flusses *Sleza* südl. des Zobtenberges deutet auf frühe berührung. hingegen weist der Stampfenbach nördl. von Pressburg, č. *Stupava*, magy. *Stomfa*, nicht unbedingt auf vorahd. **Stampahwa* Stampfmühlbach; denn auch frühahd. **Stampf-* führt noch zu sl. *Stup-* (s. 1—6). wir werden daher viel eher an übernahme aus dem munde karolingischer Ostmärker zu denken haben, von denen uns ja auch die echten *ing*-namen um Wien erzählen, oder an eine slav. weiterbildung auf *-ava* vom lehnw. *stoupa*, *-u-* stampfmühle. auf das fortleben germanischer reste bis zur deutschen widerbesiedlung im 11 jh. schliefst Sch. mit recht aus *Schwarzach*, *Reiff* und *Watta* (s.o.), hingegen lässt sich der name der stadt Nimptsch (1093 *oppidum Nemci*, s. 6) nicht verwerten um zu erweisen, dass sich an jener stelle ein mittelpunct der germ. Silingen befunden habe; denn die nachricht

der schlesischen chronik, dass Nimptsch schon immer ein sitz der Deutschen gewesen sei, besagt doch wol nur, dass vor dem reichlicheren zuzug neuer ansiedler im 11 jh. schon 'Deutsche' da waren. die brücke zu den Silingen ist damit noch keineswegs geschlagen. beweisend für die ununterbrochene erhaltung des deutschtums sind hingegen die *Steine* b. Glatz < **Stainahwa*: sl. *Stěnava* (s. 19), *Eger* mit primärumlaut < kelt. **Agira*: č. *Ohře* < **Ag(u)ria* (s. 20), *March* < **Marahwa*: sl. *Morawa* (s. 21), *Angel* < **Angulahwa* : č. *Uhlava*, *Amselbach* < **Amsulahwa* : č. *Uslava*, *Cham* < kelt. **Kamb-* : č. *Kuba* (s. 29), *Taus* < *Tugust* < *Tan-grozd* tannwald (vgl. künisch *Waldhwozd*, s. 30).

Unklar geblieben ist dem verf. das verhältnis des slav. namens der Donau zum deutschen (s. 15). nicht erst nach dem übergang des urslav. *ū* > *y* wurde slav. *Dunaj* aus spätgot. **Dūnawi*, *-aujōs* übernommen; die entlehnung fällt vielmehr, wie es sich für den namen des grofsen stromes von selbst versteht, in eine frühere zeit, in der die Slaven noch nicht in ihre heutigen sitze eingedrungen waren und mit den Ostgermanen in unmittelbarer berührung standen. diese sprachen damals noch **Dōnawi*; die Slaven aber waren auf dem wege vom urbalt.-slav. *au* (= idg. *au*, *ou* und teilweise *eu*) zum späteren *ū* gerade bei einem *o*-artigen laut angelangt, besafsen also einen laut der dem ostgerm. *ō* ungefähr entsprach. so übernahmen sie denn den flussnamen als **Dōnaj*, was dann erst später zu *Dunaj* wurde.

Die ostböhm. *Mettau*, č. *Metuje*, die ihr benachbarte *Meta* usw. (s. 18) dürften kaum zur sippe von idg. **medịos* gehören, sondern zu der von idg. **metá* (germ. **međ-*, ahd. **mĕt-*), das auch im illyr. in gleichem sinne verwendet worden ist, zb. *Metubaris* 'mittlerer sumpf' im Saveland, *Metulum* 'Mittelburg', der hauptort der Illyrier (Norb. Jokl, alban. übungen im wintersemester 1923/24 an der univ. Wien). man vermisst überhaupt die erwähnung der Illyrer als vorläufer der Kelten im osten des behandelten gebietes. beim namen der March (s. 21/22) zb. wäre auch die möglichkeit illyrischer namengebung in betracht zu ziehen gewesen: denn ahd. *mari* ist ebenso *i-* bzw. *ịa*-stamm wie asl. *morịe*, hingegen scheint das illyr. einen stamm **mar-* gewässer gekannt zu haben, der vielleicht in den häufigen *Morava*, *-vka*, *-vice* (vgl. besonders die serb. *Morava*) und wol auch in dem früheren namen des Ottakringerbaches in Wien, *Möhring* < slav. **Morni̇ka* (mitteilung von prof. Much), vorligt. auch die siebenbürgische *Maros* könnte hierher gehören. für das Masfeld bei Meiningen (825 *Marahesfeld*) kommt natürlich eine weibl. *Moraha* nicht in frage, wie man nach s. 21 schliefsen sollte.

Die erklärung des lautlichen verhältnisses von *Luschnitz* : *Lainsitz* (s. 31) ist ohne kenntnis der mundartl. aussprache geschehen. diese lautet *Lǫa"sits* mit *ǫa"* < *uən* (vgl. das belegte *Lvensnitz* < älterem *Lunsenice*), und wir finden in ihr eine der

seltenen restformen für die diphthongierung des mhd. *ŭ* vor nasalen (entsprechend der von *ĭ* in *ęam* 'ihm' usw.), vgl. noch mdal. *wǫa*ⁿ vertiefung < mhd. *wune* und schon mhd. ***suon*** neben ***sun*** 'sohn'. — Ebenso unhaltbar sind die lautlichen bemerkungen zur schles. Lohe (s. 6). auch wandal. **lauh* hain hätte im 8/9 jh. *lǭh* ergeben müssen; nur die im ahd. nicht monophthongierten *au* wurden im ostmd. des 14 jh.s (Michels § 148, 3, nicht 84, 3!) dann auch zu *ō*. die urk. formen *Lau* 1248, *Laa* 1311 weisen ohne zweifel auf mhd. *lâ* w. sumpfwiese, lache, an. *lâ* wasser, mittelbair. *lǭ*ᵇ*m* w. pfütze. — Auch zu *Frain*, Č. *Vranov*, muss berichtigend festgestellt werden, dass altbair. *ai* nicht über *ǫa* in einigen gegenden Niederösterreichs in *ā* übergeht (s. 46). vielmehr sind sowol *a* als *ǫa* (bzw. *ǫi*, *ǫai*) jedes selbständig aus altbair. *ai* (ahd. *ei*) entwickelt, und *a* findet sich aufser im nordöstl. Südmähren und in den niederösterreichischen stadtmdaa. noch in Unterkärnten, im Stanzer-, Paznauner- und Eggental und in Deutschnofen in Tirol.

Sehr förderlich ist die übersicht über die westslav. und germ. flussnamengebung (s. 31—40) und treffend die erklärung des überwiegens der *ava*-namen in den Sudeten- gegenüber den Alpenländern aus dem umstande, dass erstere vor dem eindringen der Slaven über 500 jahre von Germanen bewohnt waren. hingegen muss der versuch, die genetivischen ortsnamen auf die Quaden (bzw. Sweben) zurückzuführen, als misglückt angesehen werden, obwol viel mühe und ein recht breiter raum (s. 76—104) darauf verwendet wurde. vom standpunct des prähistorikers ist gegen Sch.s annahme einzuwenden, dass die funde im Waldviertel ein ganz anderes gepräge zeigen als jene im nordöstl. Niederösterreich, für welches quadische besiedlung feststeht. auch beweist das vorhandensein der genetiv. ortsnamen vor dem 13 jh. nichts für ihren angeblichen zusammenhang mit den Quaden, und vereinzelte ältere entlehnungen wie *Rodvinov* : *Riedweis* < **Hrōdwines* (s. 79/80) und *Olomouc,* wenn aus **Alamundes* (s. 80/81; die deutsche form *Olmütz* wol aus dem sl. loc. **Olomouci*), erlauben keinen schluss auf das alter der zahlreichen andern namen. auch finden sich unter den tschech. entsprechungen keine die auf unverschobene formen deuten würden, was wol entscheidend ist. aus des verf.s eigenen ausführungen über die gewaltige unorganische ausbreitung dieser *es*-formen (s. 82—86) geht, glaub ich, deutlich hervor, dass wir es mit einer zu einer bestimmten zeit herschenden mode der namengebung zu tun haben, die aber, da sie auch nach dem 13 jh. noch lebendig war, nicht allzuweit hinter diesen zeitpunct zurückreichen kann. deshalb hat die annahme Vancsas, der die *es*-namen auf weltliche grofsunternehmer aus Thüringen, Hessen usw. zurückführt, immer noch am meisten für sich. natürlich darf man nicht an eine besiedlung mit fränkischen untertanen oder bauern denken. die waren

Baiern, wie die heutige mda. lehrt. nur der wortschatz enthält hie und da eine form die sich von dem benachbarten nieder- und oberösterreichischen gebiet abhebt und deshalb auf den einfluss jener grundherren zurückgehn könnte. im einzelnen sei bemerkt, dass *Hergas* < *Herigôz* (s. 77) kaum unter die genetiv. ortsnamen gehört. fehlerhaft ist der ansatz der angeblich quad. genetive auf *-is*, da das quadische als westgerm. dialekt natürlich nur *-es* kannte.

Den schluss bildet ein längerer abschnitt (s. 104—116) über die besiedlungsverhältnisse Böhmens in der völkerwanderungszeit. im letzten absatz wird dann eigentlich all das zurückgenommen was in jedem abschnitt immer und immer wider betont worden war, nämlich die behauptung, die Germanen hätten sich an sehr zahlreichen stellen der Sudetenländer dauernd gehalten. würklich erweisen lässt sich diese annahme eben nur für einige wenige orte. darüber kommen wir nicht hinaus, wenn uns auch das gegenteil lieber wäre. jene die über die zukunft des deutschen volkes zu wachen haben, mögen daraus lernen, wie rasch und gründlich germanische volkstum, mag es ein land auch 500 jahre bewohnt haben, schwindet, wenn es von seinen umwohnenden volksgenossen im kampf gegen ein fremdes siegervolk im stich gelassen wird.

Wien. **Walter Steinhauser.**

Zur deutschen akzentuation von **Louis L. Hammerich** [= Det Kgl. Danske Videnskabernes selskab, Historisk-filologiske meddelelser VII 7). København, A. F. Høst & søn 1921. 330 ss. 8°.

Der vers und die accentzeichen sind Hammerichs erste erkenntnisquellen. das untersuchungsfeld reicht vom Heliand bis Goethe. ältere vorarbeiten und ihre zusammenfassung bei Wilmanns, Behaghel, Minor, Saran will er kritisch berichtigen und ergänzen. sein capitel 'Erkenntnis der akzentuation aus dem vers' (s. 13—104) rankt um metrisch-rhythmische excurse über die alliterationspoesie, den altdeutschen reimvers, den mhd. vers, den meistersingervers, den opitzianischen vers und den vers des 18 jh.s, wozu sich eine unerbittliche ablehnung des kriteriums der sprachmelodie und der rumpfempfindungen gesellt (der Däne 28 f gegen Rutz einordnung der Dänen!). die excurse sollen den methodischen weg stark unterbauen; sie bringen nichts neues und hätten drum nicht gespart, aber wesentlich knapper gehalten werden können. Sievers sollte sich gegen den vorwurf, dass man infolge ersatzsprachbewustseins bei kritik an ahd. und mhd. texten schliefslich nichts andres findet als was auch philologische kriterien zu tage fördern könnten, verteidigen, indem er seine Reinaertkritik mit einem Westflamen (etwa Van de Kerckhove, dem Berliner lector) durchprüfte: denn das heutige westflämische

hat sich gegenüber dem des 13 jh.s nur unwesentlich geändert. *'almahtico cot* im Wessobrunner gebet vergleicht sich nach H. gelegentlichem *thúrhgéngid* im Heliand 1788 und der betonung *Die állmä'chtige Zéit* in Goethes Prometheus. es sind emphatische erhebungen druckschwacher silben gegenüber den sichern prosaaussprachen *thurh'gengid*, *all'mächtig*. im Heliand ist druckschwaches *un-* nur in zwei gruppen wahrscheinlich: 1. in verbalabgeleiteten adjectiven (*unquéthandes* 5661, *unwánda* 70, *unléstid* 1427), 2. in adjectiven in denen auf *un-* eine schwachdrucksilbe folgt (*umbithárbi* 1728, *ungewittigon* 1818 neben zb. *úngilóbiga* 3006); bei Otfrid fast nur im verbalabgeleiteten adj., und zwar besonders bei einer von zwei bedingungen: entweder nach der regel für zweifache zusammensetzungen (typ *unrédihafto*; über verbaladj. hinaus *unlástarbarig*, *ummézzigaz*, *ummáhtige*). oder *un-* verliert den starkdruck, wenn eine noch schwächere silbe folgt (typ *ungilónot*, über verbaladj. hinaus *ungizámi*); vgl. H. s. 19. 126 f. das capitel über den mhd. vers summiert die hauptschwierigkeiten, die sich sicherer erkenntnis der dynamischen accentuation entgegenstellen. s. 35 ff steht eine sammlung von beispielen des doppelten auftactes im Parz. ich vermisse s. 37 einen klaren ausspruch, ob *ûzerhálp*, *anderhálp*, *muoterhálp*, *ebenhíuz*, *ebenhêre*, *offenlîche*, *ordenlîche*, *herzenlîche*; *îserkólzen*, *klôsnærinne*, *herzogín*, *kameræ̂re*, *werdekéit*, *riterscháft*, *magetúom*, *tavelrúnder*; *übersáz* unter umständen in der prosaaussprache begründet sind; vgl. Franck Mnl. gr. § 12 und den nndl. typ *konin'gin*. mir scheinen sie ein beweis dafür, dass erste und dritte silbe in all diesen fällen in gewöhnlicher pausaaussprache dynamisch gleichwertig waren (rheinisch noch *'ritter'schaft*, nicht *'ritter,schaft*), dass aber in der rede druckstufung eintreten konnte, also *,riter'schaft* oder *'riter,schaft*, ganz abgesehen davon dass eine dynamische folge *,ritter'schaft* von der musikalischen folge hochtontiefton begleitet sein konnte, die die seltenere dynamische folge verhüllte und milderte.

Die Waltherbeispiele *Walthér*, *Reimâr*, *herzóge*, *unmâze* s. 39 sollte man aus der reihe der metrischen drückungen endgültig streichen und nur mit dem blick auf die musikalischen möglichkeiten und die bewuste durchbrechung des schemas zwecks eindrucksvollen einsatzes betrachten. auch bei den Parzivalbeispielen *juncfróuwen*, *tischláchen*, *rucláchen diemúot*, *hôchvárt*, *kleinǽtes*, *vrechéit*, *manhéit* glaub ich an gleiche prosabetonung, die H. für die adj. *barmhérzic*, *einmüeteclîche* usw. (s. 40) schon selbst vermutet. drum möcht ich auch beim ansatz von drückungen aufserhalb des auftactes zurückhaltender sein als H. (s. 41 ff). übrigens ist mir die aussprache *'altartuch*, *'altardiener* neben *al'tar* unbekannt, sie beruht jedenfalls so wenig auf regression wie *'Rubinstein* neben *ru'bin*; vgl. übrigens nhd. *'altar* neben *al'tar* und vor allem ndl. *'outaar*, *'outer*, *'altaar*, *al'taar*. überhaupt hätte

H. schon hier das niederländische, in dem er gut bescheid weiſs, energisch heranziehen sollen; dessen ältere und neuere accentuationen, leider noch nicht genügend untersucht, können zu manchem prosaansatz ermutigen: vgl. Walth. 90, 9 *maneger wunne, der mîn ouge an sách* mit ndl. *aan'schouwen*. die zusammenfassung über *un-* im mhd., bes. im Parz., führt naturgemäſs zu keinen eindeutigen resultaten: wie zu erwarten erweisen die zusammenstellungen druckschwaches *un-* in adj. und verb. als regel, im subst. als ausnahmen. der Heliandtyp *umbithárbi* lässt sich auch fürs mhd. sicher nachweisen; ich vgl. mit Parz. 247, 6 *ungefüege leit im dran geschach* die schreibung *unge legen* Rother 675 (vgl. auch *vnge* || *slachte* 1369).

In den capiteln 8—11 (meistersingervers — im fahrwasser Pfannmüllers PBBeitr. 43, 47 ff geschrieben — bis Goethe) ist die methodische eroberung der Goetheschen prosaaussprache sorgfältig, gründlich und originell geführt und endet s. 103 f mit einem glatten resultat. ich hebe als abweichungen von heutiger normalaccentuierung heraus die bei H. gesperrt gedruckten *Mit'tag*, *Hof'meisterin*, *et'wa*, *et'was*, *'auf ein'mal*, *all'seitig*, *hoch'rot*, *müh'selig*, *gut'mütig*, *schwer'mütig*, *groſs'mütig*, *mut'willig*, *miss'willig*, *an'mutig*. *wohl'tätig*, *lang'weilig*, *ehr'würdig*, *zwei'deutig*, *früh'zeitig*, *zu'fällig*, *ruhm'redig*, *un'glücklich*, *un'menschlich*, *un'gläubig*, *un'selig*, *un'schuldig*, *un'würdig*. auch hier vermiss ich den stützenden hinweis auf das niederländische.

Capitel 12. 13 kritisieren P. Sievers accentarbeit und ergänzen die Otfriduntersuchungen. bei der glossenschreibung *osterwînt* wäre nicht allein auf Danziger *osten'wind*, sondern überhaupt auf die ndl. doppelbetonungen des typs *'oostenwind* und *oosten'wind* zu verweisen. Wolframs *juncfróuwen* schlieſs ich mit Willirams typ *iunkfróuuon* (s. 116) an ndl. *juffróuw*, mdän. mschwed. *jonc'fru*, *junc'fru* an, Walthers *an sách*, ndl. *aanschóuwen* ergänzen die glossenbelege *anaháftêst*, *anlôfit* (s. 121). die druckschwachheit alter zweisilbiger verbalpräpositionen (*durch-*, *um-*, *über-*, *unter-*, *voll-*, *hinter-*, *wider-*, *miss-*, ndl. *aan-*, *achter-*) möcht ich nicht trennen von typ *'ritter'schaft* > *'ritterˌschaft* oder *ˌritter'schaft* und den zahlreichen ndl. fällen des typs *boerezóon*, *tarweméel* neben *tárwemeel* 'weizenmehl'. ich stimme H. demnach auch in seinem ansatz *druhtin 'Krist* usw. für Otfrids prosa zu, ja selbst wenn er die viel umstrittenen typen wie *wizodspéntare*, *drutménnisgon*, *fuazfállonti*, *arabéitotun*, Muspilli *werolt'rehtwîson* nicht rhythmisch, sondern grammatisch, als echte prosaaccentuation einschätzt. hier schlieſst H. die fälle selbst mit guter erklärung ans ndl. an und gelobt nähere untersuchung der wichtigen zusammenhänge, zumal das mnl. reiche ausbeute verspricht; überzeugend ist vor allem O. *wolawílligun* = nnl. *goed'willig*, *wel'willend*. *'zaak'kundig*, *'stomp'zinnig* wurden zu *ˌzaak'kundig*, *ˌstomp'zinnig*, nach *'stompzin : stomp'zinnig* wurde analogisch

auch *'wetenschap : weten'schappelijk* gebildet (s. 142 ff). die adj. verwendeten part. des ndl. wie *op'lettend*, *uit'muntend*, *aan'houdend* spiegeln ältere, heute isolierte accentuation und sind demnach ohne weiteres O.s *fuasfállonti* gleichzustellen. *Reichs'kammergericht, Hof'gartenstra∫se* (Bonn) sind beispiele der seltenen deutschen entwicklung. mit annahme von druckabstufung innerhalb der beiden typen *'ritter'schaft* und *'sach'kundig* lässt sich m.e. alles vorhergehnde umspannen, auch die *un*-fälle: das ndl. neigt seit ältester zeit zum end-, das deutsche zum anfangsdruck. enddruck des älteren deutsch ist in grofsem umfang verdrängt worden. ältestes deutsches nebeneinander dürfen wir auf grund der nndl. verhältnisse als sicher ansehen. ich habe van der Meer(-Ramondt) Nndl. gr. (Heidelberg 1923) s. 4 ff gelegentlich mit van Dam durchgeprüft und festgestellt, dass der Amsterdammer 'x,x accentuiert gegenüber den ,x'x-accentuationen des Groningers in *tarwemeel*, *christenvrouw, jodevrouw, echtelieden, edelgesteente, hoogepriester*, *vrijgezel, ingenomenheid, schaamteloosheid, stokoud.* bei *aartsleugenaar* und *aartsbedrieger* stellte ich den gegensatz ˈx'x : ,x'x fest. allgemein steht *on'nut* neben *'onklaar.* wir werden uns also daran gewöhnen müssen, in älteren texten drückung und accentverletzung nicht gleich als billige auswege zu beschwören.

Das lange capitel über die älteren grammatiker fördert manche interessante bestätigung von H.s ansätzen zu tage. der systematischen analyse s. 234 f tret ich nicht bei. es hat nach H. s. 234 ff nur éine germ. wortaccentuierung gegeben, die des substrats, der wurzelsilbe, die auch bei verbaler wie nominaler partikelcomposition galt (got. *at'giban*, ahd. *gi'birgi*). nominalcomposita haben germ. gruppenaccentuation (got. *'arbinumja*, auch verba denom. sowie denom. zusammenbildungen wie ahd. *'rât-frâgên*); darnach analogisch typ ahd. *'urloup.* neugebildete verbale präpositionscomposita können in älterer zeit noch unter gewissen bedingungen nach altgerm. art druckschwache partikel haben (ahd. *hintar'quëman*), aber in der mehrzahl der fälle bewahren sie die ursprüngliche gruppenaccentuation (ahd. *'ûfgân*), die sich hier als accentuation des ersten teiles der zusammensetzung immer mehr verbreitet. m.e. müssen wir bei den vorstufen unserer überlieferung, gewis noch im got., ohne rücksicht auf die mehr oder minder enge verehelichung, mit gleichdruck der componenten rechnen (got. *'at'giban, 'ga'arbja, 'arbi'numja, 'af'haban, 'ufar'gaggan*, ferner *'at,uþ,þan'gaggand*). er konnte im zusammenhang der rede, vor allem bei tempobeschleunigung, gestuft werden. anfangs- und enddruckbewegung, auch logische und psychologische momente, haben zu dem bunten, nie festen spiel geführt, das höchstens mehr oder minder lockere gruppen gleich accentuierter fälle im laufe der entwicklungsgeschichte zusammenwürfelte; der accent erhält functionelle bedeutung für

bestimmte wortgruppen. zu diesem freien ausblick bricht H. die bahn; aber er ist vor dem letzten schritt und schlag erlahmt und abgeirrt. das hindert nicht, den Dänen zu seiner gediegenen leistung zu beglückwünschen. die feinen zusammenfassenden bemerkungen über die accenterscheinungen der hd. nomina zu würdigen, gestattet der raum nicht. ich mache aufmerksam auf die bemerkungen zu *Jahr'hundert* s. 241, *Herzen'acht* s. 251, über die ortsnamen (cap. 18, typ *Maas'tricht, Rolands'eck*: alter enddruck wird functionell zur ortsnamencharakteristik), ahd. *affin*, Wolfram *herzo'gin, ges'tin, klösnæ'rinne* = rhein. *jy'den*, ndl. *konin'gin*, wo enddruck functionell zu contrastaccent wird und franz. einflüsse (vgl. ndl. *-'es* = frz. *-esse*) zu erwägen sind.

Bonn. **Th. Frings.**

De met het participium praeteriti omschreven werkwoordsvormen in 't Nederlands door **J. H. Kern** (= Verhandelingen der Koninklijke Academie van wetenschappen te Amsterdam, afdeeling Letterkunde, nieuwe reeks, deel XII no. 2). Amsterdam, Johannes Müller 1912. XIV u. 318 ss.

Mir ist aus deutschen zeitschriften nur Behaghels besprechung Litteraturbl. 37 (1916), 10—12 bekannt geworden. die überaus gründliche abhandlung und ihre resultate verdienten ausführliche besprechung und stellungnahme, die ich an anderer stelle bringe. aus einer langen, vor ein paar jahren geschriebenen, bisher ungedruckten recension zieh ich hier das eine und andere aus.

Eine lehrreiche einleitung §§ 1—48 stellt die ndl. verhältnisse auf einen germ. sockel. 'werden' und 'sein' bei trans. und mutativ-intrans. verben (ihr part. adj. bezeichnet den vollzogenen übergang der substanz in einen neuen zustand und das verweilen darin) gehn voran. von den vier typen 1. *was ... sine verwe ... verwandelde*, 2. *die anker wert ... ghevane*, 3. *wesun gaqumanai*, 4. *wearþ ādruncen* 'ertrank' ist der 4. selten, nur im complex engl.-ndl.-ndd. (!) zu vorübergehnder blüte gelangt, und geht als perfective luxusbildung und in concurrenz mit 2 unter. der originelle, nicht nach lat.-rom. muster geformte typ *ek hef Hlórriþa hamar of folgenn* mit 'haben' bei einem trans. verb rückt die handlung statt des zuständlichen in den vordergrund, was im westgerm. zugleich unflectiertes part. nach sich zieht. 'haben' bei nichtmutativen intrans., die als imperf. von hause überhaupt kein part. adj. besafsen, entsteht in weiterwürkung des typs *der gipuazzit hapêt* (trans. mit erspartem oder verschwiegenem object), woraus die typen a) *die gotes irgezzen habent* gen., b) *die habent mir geiteuuizzot* dat., c) *habo ih keuueinot so filo*; die entwicklung wird unterstützt durch trans-intrans. berührungen im falle d) *wi hebben drie joesten gereden : alse ghi een stucke hebt gereden* und nichtmutaiv-mutative berührungen im falle e) *habdun gegangan te them gardon : his aldres wæs ende gegongen.* das ergänzt Be-

haghel aao. durch f) *sundiota* + *habet sundia getan* = *habet gesundiot.* nach ihm kommt 'das fenster hat geschlossen' für intr. 'schliefsen' schon deshalb in frage, weil 'sein' hier dem passiv vorbehalten bleiben muss. — im neueren germ. siegt engl.-schwed. 'haben' im gebiet des mutativen, erobert 'sein' im continentalen westgerm. und dän. drum wird mhd. *ich hân gevarn* preisgegeben (Kern gegen HPaul).

Das 2. capitel §§ 49—68 handelt über die function der ndl. umschreibungen und des part. im besonderen, zb. über *heft ghevaen* = 1. 'hält gefangen', 2. 'hat gefangen', weshalb *heeft gevangen gehad* als perf. von 1, das dann ohne prägnante bedeutung wucherte (*heeft gesent gehad*, *heeft geweest gehad*), und wozu m.e. *is bemind geweest*, *besneden is geweest*, *mishandelt hadden geweest* (*niet gecomen en heeft geweest*, *ghesciet sijn gheweest*) passivierungs- und paralleltyp ist mit *geweest* = *geworden*, der aber auch den zustand bis zur eventuellen aufhebung ausdrückt; über mutatives *hi quam gegaen* und nichtmutatives *hi quam gaende*, *hi quam gaen*; über typ mhd. *si hæte im heizen machen,* wo K., mit recht, sich gegen Lachmann, Grimm, Maier, Wilmanns auf die seite von van Helten, Erdmann, Kurrelmeyer stellt und einfluss des infinitivs erkennt.

Das 3. capitel §§ 69—297 behandelt fall um fall den einbruch von 'sein' durch verschiebung im sprachgefühl, das allmählich eine gröfsere zahl von fällen als mutativ begreift; ich mache vor allem aufmerksam auf die abhandlung über 'beginnen' (§§ 73—77) und 'vergessen' (§§ 97—100); über HPauls schwierigkeit gegenüber typ *die Blume hat ausgeblüht*, dem eben bei linear perfectivem charakter die mutativbedeutung fehlt: *de planten hebben uitgebloeid* = *zij hebben gebloeid tot er een einde aan gekomen is*; über *hij is* oder *heeft niet durven komen* (§ 122), wo die würkung des folgenden inf. besonders scharf heraustritt; über typ 'er hat gewesen': 'er ist gewesen', mit der feststellung dass der opt. prät. 'sein' bevorzugt: *en waer hy ghewest, Parys waer doot* enthält mischung von *en hadde hi geweest* + *en ware hi.*

Das 4. capitel zeitigt § 298 ff ein wichtiges resultat. im irrealis zeigen die *zijn*-verben, die bedingungslosen § 302 und die bedingten § 306, deutliche neigung zu 'haben', zb. *sij souden op een cort verhongert hebben*, *mer . . .; hadden si twee daghe langher bleven, de grave Jan hadde,* und neben *hij is niet durven komen* steht ausschliefsliches *hij had niet durven komen.* die erscheinung, die auch ndd. und fries. ist, stirbt im ndl. seit dem 18 jh. ab. irrealisconstruction der hülfszeitwörter hat das muster gegeben: *hadden si . . . langher bleven* steht unter dem einfluss von *hadden si langher moghen blijven*; die bedeutungen berühren sich.

Bonn. **Th. Frings.**

Völuspá gefin út með skyringum af **Sigurði Nordal.** fylgir rbók háskóla Íslands 1922—23. Reykjavík, prendsmiðja Gutenberg, 1923. VI u. 142 ss. lex. 8°.

Textkritisch und auch in andern dingen stellt sich der isländische forscher am nächsten zu Müllenhoff. aber nicht mehr der eifer für die rein heidnische dichtung führt ihm die hand: er hat von Olrik gelernt und späht nach der mischung von nordischem volksglauben, persönlichem weiterbilden desselben und biblischen gedanken; wobei er mehr das zweite als das dritte einräumt.

Das eigene aber an dieser Völuspá-deutung ist: sie geht viel weiter als alle früheren darin dass sie in dem liede ein 'evangelium' sieht, worauf noch ein heutiger leben und sterben könnte; die frucht einer erkämpften weltanschauung, ein religiöses bekenntnis-, ja problemgedicht. und zwar von tief sittlicher anlage. die mythen waren dem dichter eigentlich nur hülle: das sittliche war ihm der schicksalsfaden des daseins. unbefriedigt von der güte der umwelt, wie Ibsen, folgerte er: solch eine welt müssen unvollkommene götter lenken! den dualismus von riesen und göttern setzte er ins sittliche um, so zwar dass der eine pol der stoff ist, das böse, der andre der geist, der allmächtige ungenannte Gott (der *riki*, der zuletzt seine gottesherschaft antritt). und dazwischen treibt es götter und menschen hin und her. die riesen, als sittliche verführer, wecken in den Asen die sinnen- und goldgier. Thors losschlagen bringt die verhängnisvolle wendung: der eidbruch ist der sündenfall, der verlust der unschuld. denn eidbruch ist abfall vom eignen ich. verblendet geben Odin und Heimdall ihre natürliche sinnenschärfe für erkenntnis hin — ein weiterer schritt von der unschuld fort. mit dem sittlichen verfall der götter geht der der menschen zusammen; das drohende 'brüder werden sich schlagen ...' ist notwendige folge des vorangegangenen. die welt ist verdorben, und nur feuer kann sie reinigen. der götterfall ist das jüngste gericht der Völuspá. dann ist das ringen zwischen stoff und geist ausgekämpft. der friede in der neuen welt ist so vollkommen, dass schon das fischejagen des adlers auffällt (103). und in die welt die diese stufe der läuterung erstiegen hat, kommt der ungenannte, der weder Christus noch Odin ist, sondern das freie wunschbild des dichters.

Ein kenner wie N. ist sich klar, dass wir solche gedankengänge nirgend aus mittelalterlich nordischen quellen belegen können. zu dem unicum Völuspá glaubt er ein unicum von schöpfer stellen zu sollen. er weifs auch, dass unser denken durchsäuert ist von griechischer und hebräischer bildung (134 [1]). man darf beifügen: und von protestantischem puritanismus. dieser trägt die von N. ausgedichtete Völuspá noch mehr als

den Peer Gynt, den der verf. an entscheidender stelle als gegenstück anruft (141).

Auch dies kann sich N. nicht verhehlen, dass das allermeiste von dieser sittlichen hochspannung zwischen den zeilen des liedes gelesen ist. es ist wahr, bei einem anspielungsgedicht wie der Vsp. hat man mühe mit dem grundsatz: zu dem kunstwerk gehört nur was würklich drin steht. dennoch fragt man sich nach der wanderung mit Nordal, ob es nicht auch berechtigte deutungskunst wäre, weniger nach dem zu forschen was der dichter gedacht, gewust — und verschwiegen hat, als nach dem was er gemacht, geformt hat. welche gedanken hat er verdichtet? welche bilder zeugt er in dem hörer, der das werk ohne leitfaden und ohne biographisches wissen über den urheber aufnimmt? — wovon handelt die Völuspá: von götterschicksalen oder von dem was den einzelnen, sein hoffen und leiden und sittliches streben bestimmt? kommt es überhaupt in erwägung, dass die Vsp. das entstehn der sünde besser und neuzeitlicher erkläre als die Juden? ... will die Vsp. auf die frage antworten: was erwartet uns, dich und mich, drüben? und was macht uns des glückes in Gimlé teilhaft? usw. kurz, ist sie eine glaubensurkunde, die dem leben dienen, lebensrätsel lösen will?

Meifsners gründe für kirchliche färbung der Völuspá-sprache sucht N. abzuschwächen (106 f); er spielt sie ins chronologische hinüber. auch dass in str. 45. 57. 64 nicht nur biblische gedanken, sondern biblische tonart vorbricht — so redet ein mann der bibeltexte im munde führt —, kommt bei N. zu kurz, so fein er sonst das wie, die farbe, neben dem logischen was würdigt. wem diese beiden umstände den schluss auf einen dichter geistlichen standes aufnötigen, der muss anlass und auch inhalt der Vsp. anders sehen als unser autor. N. denkt an einen Isländer kurz vor 1000, der von der predigt Thangbrands eindrücke erfuhr, aber dadurch an dem heidenglauben nur noch inniger hieng.

Zwei vollständige textdrucke und ein sehr eingehnder commentar wenden sich an das isländische volk, aber auch sie bringen dem forscher viel förderndes. wir können es hier leider nicht aufzählen. die weise, mitunter ironische selbstbeschränkung in so manchen müdegehetzten fragen tut dem leser wol. die ganze schrift ist, wie man dies von dem verf. des Snorribuches erwartet, wundervoll geschrieben. ihr quellender wortvorrat macht uns fremden vielleicht manchmal mühe, aber man ahnt doch, welchen kunstgenuss Sigurđur Nordal seinen landsleuten bereitet.

Arlesheim. **A. Heusler.**



Der dichter des Nibelungenliedes [aufsentitel: Sigehart von Lorsch, der dichter des Nl.]. ein versuch von **Julius R. Dieterich.** Darmstadt, Gesellschaft hessischer bücherfreunde, 1923. verlag von Joseph Baer & co., Frankfurt a. M. 95 ss. 12°.

Auf die Neutaufe 'Sigehart von Schauenburg' (geb. um 1125; 1167 abt von Lorsch) legt der verf. nicht das entscheidende gewicht; man weifs von diesem manne viel zu wenig, um gerade ihm 'die erste grofse selbständige dichtung in mhd. sprache' beizulegen. hauptsache sind die 3 unpersönlichen thesen: das Nl. ist um 1150 entstanden; es ist rheinfränkisch und aus vertrauter anschauung der Speyer-Wormser verhältnisse erwachsen; der dichter war ein hochgeborener geistlicher und hat aus gelehrter geschichtskenntnis die namen der sage bereichert.

Auf das uns bekannte Nl. treffen diese thesen unmöglich zu.· zu der dritten fällt einem Roethes wort ein von dem spielmännischen verfasser, dem 'armen teufel, dem köstliche gewänder ein höhepunct des daseins scheinen' (Nibelungias 650) ... die frage ist schlechterdings nur so stellbar: hatte unser Nl., die österreichische spielmannsschöpfung nach 1200, eine rheinfrk. quelle, uzw. nicht blofs ein unbuchliches Brünhildenlied (wie der ref. annahm), sondern ein den ganzen stoff umspannendes heldenbuch von ca 1150? weiter wäre zu fragen, was an dem bekannten Nl. auf diese frk. quelle frühritterlicher zeit zurückgehn muss oder auch nur kann. dabei wäre unbefangen zu scheiden zwischen den data des urtextes und denen der fortsetzer (Alzey, Otenheim, Otenwald, Lors, Santen als residenz). dann hätte man die Thidr.s. zu befragen, denn die soll ebenfalls aus dem rheinischen heldenbuch fliefsen. zu zeigen wäre, dass die betr. teile der saga éin dichtwerk spiegeln, uzw. ein rheinisches. um den schluss käme man nicht herum, dass dieses dichtwerk ein wesentlich andres, viel einfacheres sagenbild enthielt als das Nl.

Ohne sich darauf einzulassen, rückt D. seine fränkische vision dem überlieferten Nl. nah und näher; den einspruch der zeitstufe und der sprachform geschweigt er mit dem begriff 'bearbeitung'. mit der philologischen arbeit hat er nur obenhin bekanntschaft geschlossen; Braunes und Vogts schriften würken nicht ein, aus Zwierzina list er heraus was zu der eigenen vision passt, dh. ungefähr das gegenteil von dem was Zw. verfocht (s. 93 f). dazu kommt ein vorurteil: D. scherzt über das was er die stufentheorie nennt, dh. die einsicht dass in den heldenbüchern ältere und jüngere erfindungen beisammen sind, und dass genetische betrachtung das ziel hat diese schichten zu sondern (s. lf. 14. 46). den berechtigten grundsatz, die glieder des sagenstammbaums nicht überflüssig zu häufen, treibt D. bis hart an das 'quod non est in actis, non est in mundo'. sein rhein. epos soll fufsen auf dem Waltharius, dem sächs. liede

das 1131 vor Knut Lavards tode erklang, und einem baiwarischen liede von Dietrich und Rüedeger (d.i. von Dietrichs flucht); dazu auf den chroniken zum jahr 437 und auf der lex Burg. das jüng. Brünhildenlied streicht D. (s. 5); soll der Lorscher die Sigfrid-Brünhildsage erfunden haben?

Auch wo der verf. die burgundisch-hunnischen grundlagen der Gibichungensage bekämpft, diese sage für 'gotisch oder altnordisch' hält, in Gunther und Gundicarius zweierlei namen sieht und den Gunnar, *vin Borgunda*, des Atliliedes für einen Gotenkönig, erklärt, 'der durch seine besondere freundschaft zu den Burgunden merkwürdig war', auch da bedauert man, dass er sich nicht die hilfe eines germanisten geworben hat. die von D. (16f) geleugnete ähnlichkeit der Burgundensage mit der historie tritt in ein andres licht, wenn man den zweiten eckstein, den bettod Attilas, heranzieht. dieses ereignis von 453 gab, wie wir glauben, den anstofs zu der liedschöpfung: das blutbad von 437, frei umgebildet, trat hinzu, um den (angeblichen) rachemord der Hildiko zu begründen. dann ist doch klar: diese alte sagenform war der geschichte ungleich ähnlicher als die des 12 jh.s mit dem überlebenden Etzel, der samt seinen Hunnen nur werkzeug ist in der hand der feindlichen Kriemhild! zwischen diesem sagenbild und den data Prospers und Paul Warnefrids war schwer eine berührung zu erspähen, die zum hereinziehen des Burgundennamens bewogen hätte. ist es glaubhaft, dass der belesene und geschichtskritisch gestimmte Lorscher aus den königsnamen der lex Burg. nur den einen, Gislaharius, aufgriff (Gunther war schon bekannt), Gibica und Godomaris liegen liefs und den vater der fürsten lieber nach dem Normannen des 11 jh.s taufte? (denn Dancrat, wie die anderen beigaben der Klage, spricht D. für seine quelle an.)

Als fachmann redet der gelehrte archivdirector da wo er die rhein. namen und begebenheiten um 1150 aufbietet: die eigentlichen stützen seines Lorscher Nl.s. diese teile finden hoffentlich die verdiente aufmerksamkeit und prüfung. es mag in ihnen haltbares stecken, auch wenn die litterarischen folgerungen, wie angedeutet, anders ausfallen müssen. die vorliegende anzeige glaubte den verfügbaren raum an einige bedenken wenden zu dürfen, die sich von seiten der dichtungs- und sagengeschichte erheben.

Arlesheim. **A. Heusler.**

Margaret F. Richey, Gahmuret Anschevin. a contribution to the study of Wolfram von Eschenbach. Oxford, Basil Blackwell 1923. VIII u. 96 ss.

Die feinsinnige arbeit einer frau, die ein tiefes verständnis für die eigenart Wolframs und seiner werke hat. verf. beabsichtigt nur über den inneren wert der bis jetzt, wie sie sagt,

zu sehr vernachlässigten zwei ersten bücher des Parzival klarheit zu bringen, aber muss eben dadurch wichtige fragen erörtern, die ohne gründliche kenntnis des ganzen Wo. nicht gelöst werden können. in cap. I und II bringt sie in durchweg vornehm gehaltener, hie und da leise archaistisch gefärbter sprache eine sorgfältige widergabe der genannten bücher mit zahlreichen eingestreuten, treffenden bemerkungen, die an den einzelnen zügen der dichtung die künstlerische meisterschaft Wo.s in mannigfachster beziehung darlegen; in cap. III betont sie die wichtigkeit der Gahmureterzählung an sich, inbezug auf den aufbau des ganzen, die abstufung und gruppierung der charaktere, das wesen und die bedeutung Gahmurets, um alsdann an die frage heranzutreten, ob die bücher I und II eine spätere arbeit Wo.s seien, oder ob sie nicht von anfang an da stünden wo wir sie jetzt finden. sie berührt hiemit eine frage die immer wider auftaucht, die zuletzt von Albert Schreiber in seinen 'Neuen bausteinen zu einer lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach' mit grofsem aufwand von scharfsinn eine gehörige strecke zur auflösung gebracht schien. verf. verkennt die schwierigkeit nicht, eine endgültige lösung zu geben, sie weifs Schreibers arbeit und gründe zu würdigen, bekämpft ihn aber zugleich mit einer beweisführung, die dem resultat Schreibers, die entstehungszeit der Gahmuretbücher liege nach dem VIII. und IX. buch des Willehalm, den festen boden entzieht.

Mehrere beobachtungen führen die verfasserin zu der ansicht, dass die zwei ersten bücher des Parz. unmöglich nach dem letzten teil des Wh. gedichtet sein können, dass sie im gegenteil entstanden sein müssen vor den anderen büchern des Parz. eine beobachtung sei herausgehoben. in seiner dichterischen entwicklung zeigt Wo. vom VIII buch des Parz. an eine sich steigernde tendenz, seine persönlichen ansichten immer breiter auszuspinnen. die ersten sieben bücher bieten dramatisch bewegte, abgeschlossene handlungen, unterbrochen durch kurze bemerkungen an ein ihm zuhörendes publicum, mit dem er sich in unmittelbarer beziehung fühlte. die paar längeren betrachtenden unterbrechungen haben ihren besonderen grund. mit buch VIII tritt das dramatisch bewegte element immer mehr zurück, obgleich Wo. es noch widerholt in voller stärke zu sehen gibt. im Wh. lässt sich der dichter immer mehr in seinen subjectiven betrachtungen gehn, bis am ende betrachtung und handlung mit einander vermischt werden. verf. zeigt diese entwicklung in Wo.s dichtercharakter an mehreren beispielen. sie weist schliefslich auf die ungeheure verschiedenheit der künstlerischen darstellung, welche die letzte Willehalmpartie von dem Gahmuretepos trennt, letzteres mit seinem rasch fortschreitenden, prägnanten inhalt, seiner manchmal nicht alles zum ausdruck bringenden, sich auf das sachliche beschränkenden art

der mitteilung. Wo. hätte nach dem Wh. seinen dichtercharakter, wie dieser sich im laufe der jahre entwickelt hatte, ganz ändern müssen, wenn er wider zu der methode seiner ersten dichterzeit zurückgekehrt wäre. Jac. Grimm habe seiner zeit die richtige empfindung gehabt, dass Wo. sich nach seiner übersättigung an den kampfscenen seines Wh. vielmehr zum Titurelstoff hingezogen gefühlt habe, denn hier konnte er in besonnener hoheitsvoller darstellung leid und freude des lebens von der heiligkeit einer reinen liebe durchleuchten lassen. der Titurel sei ein echter schwanengesang für den alternden dichter gewesen. — Die gründe Alb. Schreibers widerlegt die verf., indem sie zeigt, dass der scharfsinn dieses gelehrten nicht alle umstände berücksichtigt und manchen einzelheiten zu grofse bedeutung beigemessen hat.

Diese fast überall sachlich gehaltene schrift mit ihrem aus Wo. selbst geschöpften inhalt rückt auch Gahmuret in das rechte licht. gewis keine Don Juannatur. das ritterliche ideal des rastlosen jungen helden, seine glänzende, alles überstrahlende laufbahn, sein jähes ende durch verrat reihen ihn vielmehr in die Achilles- und Siegfriednaturen ein. hatte WHertz seit 1882 immer wider drucken lassen, dass Wo. in den beiden ersten büchern seines Parz. 'ein gewühl uninteressanter nebenpersonen' gegeben hat, 'das die schwelle des gedichtes versperrt', so gewährt die darlegung der verf. uns einen einblick in ein harmonisch abgetöntes ganze, das durch feine psychologie, meisterliche motivierung, vortrefflichen dialog nur aus dem geist eines vollendeten künstlers hervorgehn konnte. —

Meine bemerkungen unterdrück ich, sie würden sich im wesentlichen nur auf unwichtiges beziehen.

Tilburg in Holland. **J. F. D. Blöte.**

Der minnesänger graf Rudolf von Fenis-Neuenburg. eine litterarhistorische untersuchung von dr **Ernst Baldinger.** [Neujahrsblätter der Litterarischen gesellschaft Bern. n. f. 1. heft.] Bern, Francke 1923. XI u. 91 ss. gr. 8°. — 7 fr.

Die schrift Baldingers will die bisherigen forschungen und ergebnisse über Rudolf von Fenis zusammenfassen. das ist in ausführlichster form geschehen, leider ohne dass wir in irgend einem punct über die bisherige erkenntnis hinausgelangen.

Fenis ist der einzige minnesänger dessen verhältnis zur kunst der trobadors greifbar vor uns ligt, so dass seine beziehungen zu Folquet vMarseille füglich im mittelpunct des historischen interesses für den dichter stehn. das Fenis-problem, das der verf. (s. 61) nur unbestimmt andeutet, gipfelt in der frage: war Fenis ein nachahmer und übersetzer oder ein freischaffender künstler, der durch die Provenzalen angeregt wurde?

Dass man in der dichtung Folquets, der auf seine zeit-

genossen vorbildlich würkte, schon früh sichere einwürkung auch auf Fenis erkannte, gründet sich auf einzelne beiden dichtern gemeinsame, charakteristische gleichnisse, zu denen sich aufser übereinstimmungen in strophen- und versform späterhin noch andere ähnliche vergleichsmomente gesellten. so wurden einzelne strophen Folquets bzw. Peire Vidals ausgesondert und in deutscher übersetzung neben die vergleichsstrophen Rudolfs gestellt, um auf diesem willkürlich eingeengten gesichtsfeld nun weiter zu operieren. losgelöste sätze und worte wurden mit einander verglichen, als könnte man dichtungen in elemente zerlegen und aus deren gleichheit oder ähnlichkeit schlüsse auf die dichtungen selbst ziehen. solchem verfahren gegenüber kann uns die selbstverständliche forderung nicht erspart bleiben, dass einzelzüge nur aus ihrem zusammenhang heraus, nur als sinnbezogene momente der ganzen dichtung neben einander gestellt werden dürfen.

Dann zeigt gleich die erste str. des ersten liedes (MFr. 80, 1), die sich innerhalb der gesamten erhaltenen dichtung Rudolfs am engsten an Folquet anlehnt, dass dem bild des baumkletterers von Fenis eine ganz andere bedeutung beigemessen wird. bei Folquet zwingt die verzweifelte situation zu mutigem aufwärtsklimmen, während es Fenis nur auf das zuständliche der peinvoll schwebenden lage ankommt, in der es geduldig auszuharren gilt. er erkennt seine verblendung, aber zu spät wie der spieler nach verlornem spiel, ein gleichnis das einem andern liede Folquets entlehnt wurde, dem auch die strophenform nachgebildet ist. aber man beachte widerum den gegensatz: während Folquet sein glück preist, Amors falschheit noch rechtzeitig erkannt zu haben, um einen andern weg einschlagen zu können, wendet sich Fenis mit erneutem duldergelöbnis an seine herrin. Jellinek* machte für diese schlussstrophe auf die anregung durch eine dritte canzone aufmerksam. und in der tat ist das nachgeahmte wortspiel von *sufrir* durch *lîden* einleuchtend, obgleich Fenis von der witzigen pointe absieht. Fenis verzichtet auch auf das compliment der unwiderstehlichen schönheit und anmut seiner herrin und gelangt durch angleichung an die correspondierende zeile 80, 14 zu der gekünstelten aber doch verständlichen wendung: 80, 22 *ir schœner gruoz scheid et mich von ir lîbe.* da die responsion wol durch gemeinsames *bel semblan* der vorlage veranlasst wurde, und Fenis denselben ausdruck auch 82, 19 in feiner nuancierung widergibt, scheint mir die überlieferung von 80, 22 gewährleistet.

Das zweite lied (80, 25) bezeugt schon durch das gemeinsame, auf Folquet (VII 12) zurückgehnde, bei Fenis als neuheit würkende leitmotiv: *nu hân ich von ir weder trôst noch gedinge,* dass es mit dem ersten lied auf engste verbunden ist. für das paradoxon *diu nôt ist diu meiste wunne mîn* (81, 27) ist an Folquets *maltraitz m'es lezers* (IV 23) oder *doussamen doler* (IV 40)

zu erinnern. und als widerhall des anfangs dieses liedes setzt das nächste (81, 30) ein. die erfahrung dass liebesleid durch gesang nur stärker wird, begründet Folquet damit dass er das bild seiner herrin oder auch sie selbst in seinem herzen trage, und fleht sie daher an, diese herzenswohnung vor feuer zu bewahren, da sie sich als bewohnerin des herzens ja sonst selbst ins verderben stürze. Fenis greift zu einer ganz allgemeinen erklärung und übernimmt (81, 38) ganz unabhängig von diesem zusammenhang das schon für seine zeit völlig abgeblasste, unbildliche *tant qu'e·l Cor vos mi fai portar* (V 12). das folgende bild *ze vröuden hûs geladen* (82, 4) ist durch *vostra maizo* (V 20) wachgerufen und in seiner unvorbereiteten plötzlichkeit eben daraus zu erklären, aber dem sinn nach hat es mit dem von Folquet breit ausgeführten gleichnis der herzenswohnung nichts zu schaffen. Folquet gelangt auf grund seines gleichnisses zur antithese von herz und körper. Fenis, der das motiv nicht einmal als wortmetapher übernimmt, geht andere wege. aber wir glauben der bahn seiner phantasie und empfindung folgen zu können.

Folquets bitte: V 13 *per merce·us prec que·l gardetz de l'ardor,* die am schluss der canzone (48 ff) variiert wird, ruft bei Fenis das lichtfalter-gleichnis aus XI 9 ff wach. das antike bild des geschürten inneren feuers wird verdrängt durch das gleichnis von der äufseren glut deren nähe verzehrt, oder vom licht das den falter in seine flammen zieht. ebenso wird auch liebessehnsucht, die aus der ferne treibt, durch der geliebten anblick nur qualvoller. lässt sich also der gefühlsverlauf des liedes, insbesondere der übergang von str. 2 zu 3 auf bindungen des provenzalischen gegenbilds zurückführen, so scheint der zusammenhang der fünfstrophigen dichtung wol endgültig gesichert.

Rudolf schliefst sein lied mit dem bekenntnis, dass ers seinem *tumben herzen* (82, 23) zu danken habe, wenn es ihm ebenso ergehe wie dem falter. Folquet, der das faltergleichnis in einer seiner *malas chansos* verwendet, schreibt dagegen (XI 20 ff) Amor allein die schuld an seinem unglück zu. durch die casuistik des scheltliedes zum gegensatz gereizt nimmt Fenis den schlusssatz des 3. liedes noch einmal auf, um seiner meinung in noch eindeutigerer form eines selbständigen liedes (83, 11) geltung zu verschaffen. denn die ursache des leides: unerreichbares erstreben und erreichbares meiden zu müssen, ist für Folquet (I 11 ff) Amor in seiner schadenfreude, für Fenis dagegen der liebende selbst. darum schliefst (83, 24) sein trutzlied wie es begann. die strophenform ist äufserlich dieselbe wie in lied III, mit dem umschlag des jambisch trochäischen in daktylischen rhythmus bricht sich die gegensätzliche stimmung bahn. so ist der zusammenhang beider lieder ein sehr enger, und wir tragen kein bedenken, lied V

(83, 11) mit lied IV (82, 26) zu vertauschen. dadurch rücken nicht nur die lieder mit natureingang zusammen und die beiden winterlieder in nächste nähe, sondern es wird damit lied IV (82, 26), das die worte *genâde* und *gewalt* des schlussliedes (84, 10) vorklingen lässt, an den beginn der zweiten gruppe gestellt. HSchneider (PBBeitr. 47, 230 und 258) hat den grund für die umstellung des sammlers wol mit recht in der vermeintlichen beziehung der strophenanfänge 83, 3 und 83, 11 gesehen. da wir aber nach Brechts und vKraus untersuchungen über Lichtenstein und Reimar wissen, dass aufeinanderfolge nach leitmotiven und stichworten ·schon der autorsammlung eigentümlich und durch die entstehung der lieder bedingt sein kann, werden wir freilich annehmen, dass der sammler sein anordnungsprincip dem dichter abgesehen hat, um es dann auch selbständig in mehr oder weniger oberflächlicher form zu handhaben.

Die lieder mit natureingang fügen sich als glieder in die nunmehrige reihe, insofern sie die dominanten des schlussliedes (84, 10): *genâde—gewalt* und *langez bîten* als einzelaccorde vorausnehmen. dies letzte lied bietet für Rudolfs grundsätzliches verhalten seinem provenzalischen vorbild gegenüber das einleuchtendste beispiel, sobald wir auch hier die bereits aufgedeckten beziehungen zu einer canzone Peire Vidals ins rechte licht rücken. denn nachdem uns Stroński (s. 52*) Peire Vidals lied als entgegnung auf Folquets 13. canzone verstehn lehrte, sehen wir deutlich, dass sich auch Fenis auf die nämliche canzone Folquets bezieht und sich in seinem widerspruch auf die seite Peire Vidals stellt. die gemeinsame gegnerschaft veranlasst Fenis in denselben ton einzustimmen, auch der inhalt ist verwant, déckt sich jedoch nur in einzelheiten. es sind nur flüchtige lichter, die von der vierten zur ersten, von der dritten zur zweiten und von der sechsten zur dritten strophe herüberhuschen.

Fenis entzündet sich an Folquets *E ja Merces no vos vensa per mi, qu'ieu no la·i aten* (XIII 19) und mag durch wendungen seiner *bonas chansos* wie III 59 und VIII 11 auf grund gemeinsamer abendländischer sprichwörtlicher formeln zu der nuancierenden prägung *bi gwalte sol genâde sîn* gelangt sein (s. Wilmanns Walther [1882] s. 389). Peire Vidal rückt dagegen in anlehnung an Folquets *Quar en vostra mantenensa me mis, Amors, franchamen* (XIII 10) die freiwillige unterwerfung des liebenden in den mittelpunct, um den 'sieg des besiegten' als spitziges paradoxon hinzustellen. im wort *umilitat* berührt er sich mit Fenis nur scheinbar, denn *umilitat* hat wie mhd. *hulde* ein doppelseitiges gesicht. Fenis fasst *umilitat*, das für Peire Vidal freiwillige unterwerfung des liebenden bedeutet und von Folquet (IV 18; 62) im sinn von *merce* gebraucht wird, als *genâde* und lässt darum an die stelle von Vidals *franc* das auf die herrin bezogene *durch milteket* treten.

Auch zur zweiten strophe gibt Folquet den unmittelbaren anstofs. ihm gegenüber, den die sprichwörtliche 'wahrheit' *be fenis qui mal comensa* (XIII 31) so bitter enttäuschte, vertrauen Peire Vidal sowol wie Fenis trotz ihrem leide unentwegt weiter auf endlichen lohn. und wie sehr Fenis, der das motiv 'leid und freude' mit sichtlicher vorliebe variiert, dabei Folquet im auge hat, zeigt er dadurch dass er unabhängig von Peire Vidal auf Folquets (XI 6 f) zehnjährigen dienst anspielt. also zielt *Swer sô stæten dienest kunde* geradezu auf Folquet, wie der beginn der letzten strophe Folquets *trop sufrensa* (XIII 8) oder *fol'atendensa* (XIII 26) entgegentritt. Peire Vidal vergewissert sich in bild und gleichnis des sicheren lohnes langen wartens, während Fenis Folquets früherer bindung *loncx sufrirs e merces* (III 59) gemäfs zum eingangsmotiv des trostes durch gnade zurückschwingt.

Demnach gerät Fenis auch hier, wo er sich Peire Vidal anschliefst, nirgends in das abhängigkeitsverhältnis eines übersetzers. will man nicht dem wort 'übersetzen' eine willkürliche neue bedeutung unterlegen, so sollte man grundsätzlich vermeiden, damit die aneignung fremdsprachiger poesie durch einen mal. dichter zu umschreiben. denn 'übersetzen' setzt eine haltung voraus, die den eignen standpunct relativiert und daher einer zeit die stil hat, deren lebensgefühl stärker ist als objectivierter geist, völlig fremd sein muss. am deutlichsten tritt das dem gebilde der vergangenheit gegenüber in erscheinung, insofern sich hier stil und historisches bewustsein geradezu als gegensätze erweisen[1]. aber auch innerhalb desselben mal. culturkreises ist dichterische aneignung nur als selbständige stellungnahme denkbar, sodass sich künstlerische phantasie eher am gegensätzlichen als gleichgerichteten geist entzündet, wie zb. der epische dichter auch dem zeitgenössischen vorbild gegenüber seine *wârheit* verteidigt.

Der deutsche minnesänger verhält sich zu Folquet nicht wesentlich anders wie ein trobador zu einem seiner genossen oder rivalen. Fenis kann ohne weiteres in ihr geplänkel eingreifen, weil auf dem grunde abendländischer culturgemeinschaft im eignen sprachschatz überall entsprechungen zur trobadorterminologie erwachsen waren. nicht einmal auf dem gebiet der metapher erfolgte angleichung erst in dichterischer sphäre. wenigstens hatten die bilder des politischen machtbereichs, der gesellschaftlichen über- und unterordnung schon im leben zu verhüllen und gegen erotische eindeutigkeit zu schützen. aber der dichter weifs die metapher neu zu beleben und er verwendet auch die personification — die nach dem vorbild von Folquets

[1] darum ist rococo der letzte europäische stil, der unter der oberschicht des historistischen empire im romantischen schein des biedermeier noch einmal aufflackert, um dann endgültig zu erlöschen.



Merce und ihren begleiterinnen auch auf *Genâde* und *Gewalt* (84, 12 ff) auszudehnen ist — um metaphorisches bewustsein zu stärken und so verhüllende bildlichkeit zu hindern, unmittelbar auf gemeintes bezogen zu werden und in die sexuelle sphäre abzugleiten.

Für Fenis ist auch die neigung zum sprichwort und sprichwörtlichen gleichnis nicht etwa als volkstümliche tendenz zu erklären, das würde doch dem sonstigen charakter seiner dichtung direct ins gesicht schlagen, sondern widerum als verhüllende bildlichkeit aristokratischer sonderung. das sprichwort, von haus aus nichts anderes als bewuste metapher, um den zu verwarnenden der gruppe gegenüber vor beschämender kränkung zu schützen, kann auch im liebeslied den zweck haben, nur dem eingeweihten offenbaren zu wollen. und im sinn dieser urtümlichen bedeutung des sprichworts greift auch der hohe minnesang einer exclusiven gesellschaft zu dessen andeutender bildlichkeit und verallgemeinerung.

Was Fenis aus Folquets reichem schatze bildlicher ausdrucksweise wählte, wurde wol kaum als neuheit empfunden, da es zum gemeinsamen besitz des abendlandes zu gehören scheint. wesentlich ist dagegen, dass die bildlichkeit seiner dichtung an der gleichnisform haftet und nicht als unmittelbarer träger des gedanken- und gefühlsverlaufs einbezogen wird. das bild wird nicht um seiner selbst willen gesucht. Rudolf verhält sich durchaus ablehnend gegen unmittelbare darstellung durch sinnliches. man möchte glauben, dass dieser minnesänger, der allem sinnen- und augenhaften so spröde gegenübersteht, nie mit einem antiken autor in berührung kam, und dass der provenzalische same eben darum bei Fenis in einen ganz andern boden fiel wie etwa bei Morungen, auf den aufser antiker schullectüre die renaissance des Thüringer hofs stark gewürkt haben muss. denn ein volkslied, dessen bedeutsamkeit für die entstehung der trobadordichtung nicht unterschätzt werden darf, existierte ja für beide nicht, weder für Fenis noch für Morungen.

Das fehlen jeglicher beziehungen zur antike in stoff und darstellung mag die bereits richtig erkannte ableitung der versform unseres dichters aus dem romanischen zehnsilber nun auch seinerseits stützen. aber erklärt ist damit die form in keiner weise, weil das formproblem ein musikalisches ist. besafs Fenis, der Folquet weit über den umfang der bisher zusammengestellten parallelen hinaus kannte, ein textbuch seiner canzonen? oder lernte er zuérst ihre melodieen, etwa durch einen 'joglar', kennen? denn persönliche übertragung der musik scheint die einzige möglichkeit ihrer verbreitung, je mehr wir den unselbständigen, skizzenhaften wert der nur dem kenner als gedächtnisstütze dienenden neumierung jener zeit zu erkennen glauben.

und wenn wir uns für des dichters kenntnis der trobador-melodieen entscheiden, was uns die eigenart jener poesie zu erfordern scheint, — sind wir dann bei gleicher strophen- und versform zu der weiteren annahme gezwungen, dass die deutschen texte den vorhandenen fremden melodieen einfach unterlegt wurden? aus Fenis selbständigem, schöpferischem verhalten zum inhalt möchte man es verneinen, zumal gerade die deutschen 'nahtegalen' in erster linie als sänger und componisten gewertet wurden. — Lied V gleicht lied III nicht nur in der strophenform, sondern vom auftakt abgesehen auch in der silbenzahl des verses. aber die rhythmische füllung ist eine andere. ich kann daraus nur schliefsen, dass beide lieder von derselben äufserlichen form eine verschiedene melodie hatten und dass also die strophen die den provenzalischen äufserlich gleichen, musikalisch sehr wol verschieden gewesen sein können.

Auch der künstlerische wert stilistischer ornamentik wie widerholung und responsion darf nur im hinblick auf die musikalische form beurteilt werden. responsionen wie 82, 9 und 16 können zu starker würkung gebracht sein, wenn sich etwa an dieser stelle des beginnenden abgesangs in diesen beiden strophen die melodie im sinne einer dacapo-arie änderte. überhaupt waren innerhalb derselben melodie dem vortragenden sänger zweifellos grofse freiheiten zu musikalischen improvisationen gestattet, um dieses oder jenes wort durch einen modulus herauszuheben. so kann auch die widerholung des schlusses einer strophe zu beginn der nächsten wie in lied II musikalisch sehr würkungsvoll sein, wenn wir uns etwa über dem letzten wort der letzten strophenzeile einen modulus denken, der über dem nämlichen wort des strophenanfangs widerholt wurde. die *cobla capfinida* ist in der Provence volkstümlich, aber bei trobadors wie Bernhard vVentadorn und Arnaut Daniel durchaus bewuste kunst, um wieviel mehr bei Fenis, der diese form über den weg der kunstdichtung entlehnte!

Leipzig. **Julius Schwietering.**

Judith, ein mitteldeutsches gedicht aus dem 13. jahrhundert, aus der Stuttgarter hs. zum ersten male herausgegeben von **Rudolf Palgen.** m. e. tafel. [Altdeutsche Textbibliothek begründet von H. Paul, herausgegeben von G. Baesecke nr 18.] Halle, Niemeyer 1924. VII u. 89 ss. — 2,80 m.

Mit aufrichtiger freude begrüfsen wir das wideraufleben der Altdeutschen Textbibliothek und das erweiterte repertoire mit dem der neue leiter der sammlung hervortritt, und das uns allerlei ersehnte und erwünschte gaben verheifst. nicht ohne bedenken freilich seh ich die abweichung von dem alten programm an, welche auch textabdrücke nach art der 'Deutschen Texte des Mittelalters' zulassen will und damit in dem vor-

liegenden bändchen einen anfang macht. ich muss hier verstärkt den einwand erheben den ich in letzter zeit widerholt gegenüber den 'Rheinischen Beiträgen und Hilfsbüchern' geltend gemacht habe. für 'übungszwecke' erscheint mir ein text wie diese 'jüngste Judith' aus gründen ungeeignet, die ich keinem collegen auseinanderzusetzen brauche der ihn gelesen hat. und hinter den redensarten von der 'zuverlässigen grundlage' und 'brauchbaren vorarbeit' versteckt sich in diesem falle die abneigung oder unfähigkeit, von dem gut überlieferten text des geringwertigen gedichtes eine verantwortliche recensio zu liefern. denn der herausgeber wird doch nicht im ernste glauben, dass ein text wie dieser noch einmal eine 'kritische ausgabe' erfahren werde?

Des weitern muss ich entschieden dem widersprechen, dass die grundsätze nach denen die Berliner Deutschen Texte herausgegeben werden, etwa kanonische geltung erlangen. diese grundsätze musten rasch fixiert werden und sind dann gleichmäſsig durchgeführt worden, weil es unmöglich schien sie für jeden einzelfall zu überprüfen und event. zu modificieren. aber sie vertragen, was der herausgeber der sammlung am wenigsten leugnen wird, sehr wol eine kritik, und bedürfen statt blinder nachahmung sorgfältiger überprüfung von seiten eines *jeden* herausgebers, der auſserhalb jener serie steht und also nicht gebunden ist. ich will für heute nur die wenig glückliche beibehaltung von zusammenschreibung (*spracher*) und worttrennung erwähnen, welche letztere sich in dem 'schmalen spatium', einer hässlichen typographischen neuerung, verschämt zur geltung bringt: *abent ezzen, zu versicht* usw. sind im druck unerträgliche wortbilder. den 'Deutschen Texten' nachgeahmt ist auch die beigabe einer handschriftenprobe — die hier natürlich nur unter starker verkleinerung möglich war: so gewinnt man zwar (mit hilfe der loupe!) ein bild von der schrift, aber keinen eindruck von dem stattlichen codex selbst, zumal eine angabe über das gröſsenverhältnis fehlt. die zugabe war hier um so überflüssiger als ja Hübners abdruck des 'Daniel' eine vollgenügende probe der handschrift beigefügt ist.

Diese handschrift ist der bekannte, aus Mergentheim nach Stuttgart gelangte codex H. B. XIII poet. germ. 11, aus dem Helm die 'Apokalypse' Heinrichs von Hesler und die 'Makkabäer' des hochmeisters herzog Luther von Braunschweig, Hübner den 'Daniel' ediert hat. von dem inhalt der prachthandschrift bleibt nun bloſs noch der 'Esdras' übrig, den Palgen bald nachzuliefern verspricht. als entstehungszeit des ms. hatte Helm den anfang des 15 jh.s angegeben, Hübner schwankte zwischen 14 und 15 jh. — Palgen sagt also einfach 'um 1400'. aber der codex gehört unbedingt noch dem 14 jh. an, und eher noch der zeit von 1350—1370 als dem letzten jahrzehnt.

Dass unsere 'Judith' in den kreis der Deutschordenslitteratur

gehört, ist nach der art ihrer überlieferung von vorn herein wahrscheinlich und wird durch ihren litterarischen charakter vollauf bestätigt. dem steht nun aber die datierung entgegen welche der verfasser selbst v. 2767 ff gibt: *zwei hundert jar und tusunt und ein und zwenzic jar* seien seit dem tode Christi vergangen; das ergäbe also klipp und klar das jahr 1254, und damit wäre eine beziehung zu den litterarischen bestrebungen des Deutschen ordens so gut wie ausgeschlossen. um diese aufrecht zu erhalten, hat Helm PBBeitr. 43, 167 f einen schreibfehler *zwenzic* für *sibenzic* angenommen; damit kämen wir also auf das jahr 1304 — und das scheint mir nach dem ganzen sprach- und stilcharakter des werkchens der allerfrühste termin! weder Helm noch vor ihm die Hallenser dissertation von Max Hering (1907) noch jetzt wider Palgen, der sein bekenntnis sogar auf dem titelblatt ablegt, haben an der zuweisung des gedichtes an das jahr 1254 aus innern gründen anstofs genommen, was ich schlechterdings nicht versteh. einer so frühen zeit kann das werk unter keinen umständen angehören!

Wenn nun Helm die einzige rettung in einer correctur von 'zwanzig' in 'siebzig' in v. 2769 sah, weil er nur einen schreibfehler anerkennen will, der sich auch 'aus paläographischen [und orthographischen, denn Helm conjiciert für die vorlage **zebenzic*] einzelheiten ergeben kann', so rechne ich unbedenklich auch mit einer andern möglichkeit: der vertauschung von 'zwei' und 'drei' in v. 2768. man beachte zunächst, dass es sich um eine der ganz wenigen stellen in dem vortrefflich überlieferten gedicht handelt, wo auch das reimwort (*tusunt*) erst aufgefunden und eingerenkt werden muste: da ist es immerhin möglich dass dem schreiber auch noch eine andere entgleisung, eben *zwei* statt *drî* passierte. dass so etwas im bereich der möglichkeit ligt, zeigt der berühmte fall der vermeintlich ältesten deutschen urkunde, die klar und deutlich datiert ist: *Do derre prief geben wart, do warn ergangen von Christes geburte. Der zwelfen hondert Jar. In dem ain vnd zwanczgisten Jar an dem nechstem fritag nach sant Martis tag* — und doch wies Seemüller in den Mitteilungen d. Inst. f. österreich. geschichtsforschung 17, 310 ff unwiderleglich nach, dass diese originalurkunde (!) nur ins jahr 1321 gehören könne. und so halt ich es auch in unserm falle immer noch eher für möglich, dass wir auf 1354 hin ändern müssen, als dass wir bei 1254 bleiben. die 'Judith' gehört eher an den ausgang, als an den eingang der litterarischen tätigkeit des Deutschen ordens.

Dass der verfasser ein Thüringer war und nicht in der litteratursprache des Ostens schrieb, steht dem nicht im wege. er war offenbar geistlicher bruder in einer thüringischen ballei oder commende: noch ein junger mann (*ich bin junc* 677) schreibt er dies gedicht und sendet (690) es einem fernen 'bruder und

freund in Gott' (73. 621. 2293 f), dem er im hauptteil die heldengestalt der Judith, im anhang den versuchungsstarken Joseph in Ägypten als vorbilder hinstellt; offenbar war der adressat ein ritterlicher bruder, vielleicht im fernen ordenslande. innerhalb der alten mönchsorden oder auch der bettelorden erscheint ein derartiger litterarischer verkehr zwischen zwei 'brüdern', wo es sich doch um abfassung, abschrift und versendung eines richtigen deutschen 'buches' handelt, so gut wie undenkbar; in den Deutschen orden passt es sehr gut hinein.

Aus Thüringen nach dem Deutschordenslande gelangt fand das werkchen dann in jenen sozusagen officiellen prachtcodex aufnahme, der ua. mit dem wappen des hochmeisters Luther von Braunschweig geschmückt ist. gehört es dem jahre 1304 an, so wäre es noch immer die älteste der darin enthaltenen dichtungen, müssen wir bis 1354 heruntergehn, so wäre es vielmehr die jüngste.

Die überlieferung ist nicht fehlerfrei, kann aber unbedingt als gut bezeichnet werden: so gut wie Helm von den 'Makkabäern' und der 'Apokalypse' hätte uns Palgen einen gereinigten text vorlegen sollen. die 'anmerkungen' würden bei verständiger einrichtung auch dann nicht mehr raum in anspruch genommen haben als jetzt, wo der herausgeber, um ihnen einigermaſsen ein ansehen zu geben, alles mögliche überflüssige von lesarten (jedes *vn̄* liefert eine solche!) und noten hineingesteckt hat. der handschriftliche text selbst scheint gewissenhaft widergegeben und sauber gedruckt: satzfehler wie *herre* für *herren* 269 und *vile* für *vilen* 1067 sind selten. aber sonst tritt die ungeübtheit des herausgebers auch gegenüber widerkehrenden verstöſsen des schreibers deutlich zu tage. eine form wie *bedacket* 783 (deutlicher schreibercompromiss von *bedacht* und *bedecket*) bleibt unangefochten, einen echten reim wie *bram : nam* 727 (vgl. *brimmen* 654) möchte P. (auf grund der quelle) durch einsetzung von *bran* in einen solchen verwandeln, für den sich keine einzige parallele findet; statt 488 *sagen* in *sageten* zu ändern schlägt er eine unmögliche construction vor. namentlich aber hat er die schwierigkeiten nicht erkannt, welche dem ostdeutschen schreiber der thüringische abfall des infinitiv *-n* verursacht hat: so muss 927 f *prophecie : vrie*, 1237 f *schafe : strafe* eingesetzt werden usw.

Die interpunction strebt nach verständiger sparsamkeit, geht darin aber vielfach zu weit. umgekehrt sind überflüssige kommata mehrfach eingefügt, so wenn v. 500 *Gewaldic gros* getrennt werden.

Göttingen. **Edward Schröder.**

Eine lateinische rechtfertigungsschrift des meister Eckhart, hg. v. † P. **Augustinus Daniels** O.S.B. mit einem geleitwort von Clemens Baeumker und einer tafel [Beiträge zur geschichte der philosophie des mittelalters, hg. v. Clemens Baeumker bd. XXIII h. 5]. Münster i. W., Aschendorff 1923. XIX u. 68 ss. 8°.

Über die vorgeschichte dieser lang ersehnten veröffentlichung unterrichten geleitwort und vorwort. da die ausbeutung der rechtfertigungsschrift (abschrift einer von E. 1326 den glaubensrichtern überreichten urkunde im ms. 33 b der Soester stadtbibliothek, s. XIV, vermutlich aus dem früheren Soester Dominicanerkloster stammend) für die germanistischen fragen durch Spamer in aussicht steht, beschränk ich mich auf einen allgemeinen hinweis. im druck ist die schreibweise der hs. beibehalten, die interpunction vorsichtig bereichert, der versuch, durch heranziehung der entsprechenden stellen in den lat. und deutschen schriften Eckharts etwas wie einen stückweise kritisch gereinigten text zu gewinnen, grundsätzlich unterlassen; eine, wie mir scheint, berechtigte zurückhaltung, denn abweichende lesarten haben in der überlieferung der mittelalterlichen mystik einen andern sinn, als in der von dichtwerken. für die predigten insbesondere gilt dass hier die ursprüngliche fassung ganz überwiegend nur in gesprochener, nicht in geschriebener form existiert hat. diese voraussetzungen bestimmen die eigenart der textkritischen aufgabe. wenn namentlich E.s predigten eine vom prediger abgelöste eigenexistenz führen, so ist zu bedenken, dass die philosophische mystik im geschichtlichen verlauf von einer unspeculativen, gefühlsbestimmten durchsetzt wurde. in diesem zusammenhang sei auf die vita des sel. bruder Heinrich († 1396) aufmerksam gemacht, durch deren veröffentlichung und commentierung Bihlmeyer (Festschr. f. Merkle 1922) unsere kenntnis der einschlägigen litteratur bereichert hat. die rechtfertigungsschrift bestätigt die skepsis gegen die authenticität der überlieferung. E. erklärt von dem sermo 'Intravit Ihesus in quoddam castellum' (Pf. nr 8, vgl. Spamer Texte s. 61 ff): *in sermone illo iam dudum mihi oblato multa inveni quae nunquam dixi. multa etiam ibidem scripta sunt absque intellectu, obscura et confusa et quasi sompnia, propter quod illa penitus reprobavi* (s. 60, 4 f). daraus geht hervor dass ein sermo bis zu einem gewissen grade unabhängig vom prediger eine 'geltende' form annehmen konnte: *sermo ille iam dudum oblatus* ist offenbar eine ganz bestimmte und bekannte schriftliche fassung, uzw. eine solche die in 'vielem' von dem gesprochenen wortlaut abweicht. die abweichungen bestehn zt. in zusätzen — *quae nunquam dixi* —, zt. in verfälschungen des gesagten. trotz der mafsgeblichen stellungnahme E.s hat aber die entstellte form noch im 15 jh. als ausgangspunct der weiteren verarbeitung gedient. leider sagt die recht-

fertigungsschrift nicht, mit welchen mitteln E. die abweichungen der beanstandeten fassung feststellte, aber seine ausdrucksweise macht es unwahrscheinlich, dass eine eigene aufzeichnung zum vergleich vorlag. zu berücksichtigen bleibt aber auch, dass die ganze schrift darauf ausgeht, das verfahren gegen E. in parallele zu stellen mit den anklagen *contra ipsum sanctum Thomam, quod errores et haereses scripserit et docuerit* (s. 1, 29 f). dabei werden interpretationskünste angewendet, die zuweilen hart an die grenze des erlaubten führen, auch wenn wir von offenkundigen misdeutungen thomanischer stellen (vgl. s. 11 A 1 und 8) absehen. abschnitt V—VIII bringt die 49 beanstandeten sätze aus dem Liber benedictus, aus einer früheren verteidigung dieser sätze, aus dem Genesis-commentar und aus predigten, I—IV deren verteidigung, richtigstellung oder zurücknahme, IX die 59 in einer neuen schrift beanstandeten sätze und deren verteidigung. endgültig verurteilt wurden bekanntlich 28 sätze. der germanistik sind durch die lat. paralleltexte und durch ausdrückliche nennung bestimmter schriften wichtige handhaben für die textkritik, die wortgeschichte und die echtheitsfrage geboten. einiges bietet bereits Baeumker (s. X A z. 9 steht XLVI für richtiges XCVI). dass 'echtheit' hier nicht ohne weiteres echtheit des wortlauts besagen kann, deut ich oben an. über diese fragen hinaus haben wir nunmehr eine festlegung der E.schen mystik in mehreren entscheidenden puncten. besonders sei verwiesen auf die drei grundsätzlichen abschnitte s. 2, 28 ff: *ex his manifeste concludo veritatem omnium illorum, quae ex libris meis et dictis obiciuntur* sagt E. von ihnen. für die erforschung der beziehungen zur scholastik hat D. in den anmerkungen material bereitgestellt, und seine und B.s einleitung enthalten fingerzeige für das erfassen der E.schen centralfragen. die abstriche die Baeumker in übereinstimmung mit Strauch und Bihlmeyer an Denifles Eckhart-auffassung vornimmt, finden durch die neue publication bestätigung. E.s denken ist, wie neuerdings Heimsoeth ausführte, in der tat wesentlich anders geartet als das des hochscholastischen aristotelismus. (Heimsoeths weitergehnde behauptung, dass E.s mystik 'den ersten schritt zur vollen wendung in das weltbejahende des schöpfungsgedankens' bringe [Die sechs grofsen themen . . . s. 83] trübt diese einsicht wider. es handelt sich nicht um einen gradunterschied, sondern um einen artunterschied. über die 'neuplatonische welle', von der E. getragen ist, vgl. jetzt Grabmann (Die kulturwerte der deutschen mystik . . . s. 11). die deutschen schriften E.s, die auch formal weniger thomistisch bestimmt sind als die lateinischen, sind unter diesem gesichtspunct für uns von besonderem werte. ehe aber die geistesgeschichtliche frage abschliefsend entschieden werden kann, muss eine philologische frage gelöst sein. ich möchte sie dahin umschreiben, dass es gilt das eigenleben der texte in der über-

lieferung einerseits, und die echt E.schen elemente die in ihr enthalten und erhalten sind anderseits zu scheiden.

Göttingen. **Günther Müller.**

Johann Fischart: ein litteraturbild aus der zeit der gegenreformation dargestellt von **Adolf Hauffen.** bd. I 1921 (X u. 290 ss.). bd. II 1922 (429 ss.). Berlin u. Leipzig, Vereinigg wissensch. verl. Walter de Gruyter & co. [= Schriften des Wissensch. instituts der Elsass-Lothringer im reich].

In den letzten jahrzehnten wurde unser wissen von der deutschen litteratur des 16 jh.s durch zahlreiche einzeluntersuchungen bereichert und vertieft. aber die auswertung der so gewonnenen erkenntnisse durch zusammenfassende darstellungen ligt noch im argen. deshalb sollte man jetzt versuchen, zunächst von den hauptträgern des litterarischen lebens durch eindringende monographieen fester und klarer umrissene bilder zu zeichnen. halten wir philologen uns hier weiterhin zurück, so werden andere diese aufgabe in angriff nehmen. das ergebnis dürfte dann wie zb. bei der Murnerbiographie vLiebenaus nicht immer so ausfallen, dass der germanist damit zufrieden sein könnte. schon aus solchen erwägungen heraus ist es daher zu begrüſsen, dass ein führender schriftsteller des 16 jh.s in AHauffen einen monographen gefunden hat, der zu einem so breit angelegten unternehmen wie kein zweiter gerüstet und berufen war. denn seit mehr als dreiſsig jahren hat H. all die voruntersuchungen geleistet, die zum aufbau seines zweibändigen litteraturbildes unerlässlich waren.

Fischart ist ein auſserordentlich vielseitiger mann: seine litterarische betätigung greift hinein in die verschiedensten gebiete von wissenschaft und kunst. so muss auch eine monographie die nicht an der oberfläche bleiben will, den tiefen und weit verzweigten wurzeln nachgraben, die zu dem mächtigen baum von F.s schriftstellerischer leistung zusammen gewachsen sind. dieser verpflichtung ist H. vollauf gerecht geworden. nur ist die darstellung im ganzen wie in einzelnen teilen zu ausführlich ausgefallen und bedarf der entlastung. verf. begründet die breite anlage ua. mit dem hinweis, dass sein werk auſser für germanisten auch für angehörige verwanter disciplinen und selbst für weitere gebildete kreise berechnet sei. ich glaube aber, dass auch dem nichtfachmann, sofern er einen tieferen einblick in Fischarts art und kunst gewinnen will, mit noch so eingehnden inhaltsangaben und textproben wie zb. bei der würdigung des Gargantua (I 208—256) nicht gedient ist: wer eine persönlichkeit wie F. würklich kennen und beurteilen will, muss sich schon der mühe unterziehen und die originale lesen.

Aber auch bei dieser grundeinstellung hätte H. das ganze

kürzer und damit übersichtlicher gestalten können, wenn er in anlage und aufbau anders verfahren wäre.

Bd I behandelt im 1. buch heimat, leben und bildungsgang Fischarts, wobei auch schon die entwicklung seiner litterarischen tätigkeit umrissen wird. im 2.—5. buch werden dann eingehend eine reihe von dichtungen F.s gewürdigt, von den confessionell-polemischen und humoristisch-satirischen jugendwerken an bis zum Ehezuchtbüchlein: im mittelpunct das 4. buch mit der Geschichtklitterung.

Bd II befolgt ein andres, mehr synthetisches verfahren: aus bezeichnenden zügen wird ein anschauliches gemälde des vielgewanten litteraten entworfen. die einzelnen denkmäler werden dabei in die entsprechenden abschnitte eingeordnet. so charakterisiert das 6. buch F. als politischen dichter und journalisten; das 7. zeigt ihn im dienste des protestantischen bekenntnisses, während das 8. ihn als liebhaber der künste und als polyhistor schildert. von den zwei letzten büchern setzt sich das 9. mit versbau und sprache, das 10. mit stil und persönlichkeit F.s auseinander. die abschliefsenden anmerkungen endlich bringen im wesentlichen litteraturnachweise zu beiden textbänden.

Die zwei bände sind also in anlage und aufbau nicht aus gleichem guss. buch 2—5 von bd. I wären besser in das wenn nötig erweiterte einteilungsschema des II. bandes eingepasst worden. so hätten zb. die abschnitte I 2 (Confessionell-polem. jugenddichtungen) und II 7 (Im dienste d. protest. bekenntnisses) vereinigt werden können. auch das capitel II 6, 2 (Zeitungen, flugschriften u. gedichte von polit.-confessionellen ereignissen) gehört hieher. ebenso hätten zweckmäfsig II 8, 4 (Fischart als wortforscher), II 9, 2 (Sprache) und II 10, 1 (Wortschatz, satzbau u. stil) zusammengefasst werden sollen. dann wäre das ganze einheitlicher und übersichtlicher ausgefallen, und der umfang hätte beschnitten werden können.

Sachlich wäre manches zu bemerken. hier nur dieser und jener hinweis. in dem einführenden biographischen abschnitt hat sich H. bemüht, das tiefe dunkel wenigstens streckenweise durch lichtstrahlen zu erhellen. das war nicht leicht: so reichhaltig der handschriftliche nachlass von F.s werken, so mager ist das vorhandene urkundliche material öffentlichen wie privaten charakters über ihn. H. sah sich also vor die undankbare aufgabe gestellt, durch vermutungen und combinationen die vielen lücken der überlieferung auszufüllen. dass er dabei meist behutsam und kritisch vorgegangen ist, sei gern anerkannt. doch dürfen wir nicht übersehen, dass dieser teil der darstellung sich nicht auf so festen grundpfeilern streng wissenschaftlicher ergebnisse aufbaut wie die übrigen abschnitte. — In der übersicht über die ehe-litteratur des 15 und 16 jh.s (I 275 ff) vermiss ich ua. den gereimten tractat von Joh. Murner (s. a. e. l.):

das bisher wenig bekannte gedicht von 1200 versen ist in mehr als einer hinsicht bemerkenswert. die ehe-litteratur wurde im 15 jh. namentlich durch die humanisten, im 16 jh. besonders durch die protestanten gefördert. Joh. Murner ist katholik und hat als solcher das thema vor der reformation aufgegriffen. aber er hält sich nicht innerhalb der confessionellen schranken, sondern gibt seine lehren und betrachtungen von allgemein menschlichem standpunct: der segen einer rechten ehe wird mit wärme gepriesen, ohne den bitteren hohn, mit dem sein bruder Thomas die fehler des zarten geschlechts und die schrecken eines zerrütteten familienlebens geifselt. die in tendenz, aufbau und stil gleich gefällige schrift verdiente schon längst ans licht gezogen zu werden. — In II 6 (F. als polit. dichter u. journalist) wird ein bündel von flugschriften an denen F. als autor, übersetzer oder redactor beteiligt ist, in die richtigen historischen und litterarischen zusammenhänge gebracht. aber hier bedarf noch manche feststellung und vermutung präciserer klärung, bevor die geplante kritische gesamtausgabe auch dies zt. entlegene und bisher wenig beachtete material aufnehmen kann. und angesichts der vielseitigen litterarischen betriebsamkeit F.s ist die wahrscheinlichkeit grofs, dass er auch noch bei anderen als den bisher ermittelten flugschriften und zeitungen mehr oder weniger entscheidend mitgewürkt hat. — Im capitel über F.s papstfeindliche bildergedichte (II 98 ff) das übrigens besser im 8. buch platz gefunden hätte, kommt H. ua. auch auf das mühlenmotiv zu sprechen, das in der dicht- und bildkunst namentlich des ausgehnden ma.s eine gewisse bedeutung hat. die vielfach verschlungenen pfade die das motiv in seiner langen geschichte durchwandelt hat, deutet H. (II 101 f) nur an. ich habe in der einführung zu meiner ausgabe von Murners Mühle von Schwindelsheim einiges aus der geschichte des mühlenmotivs zusammengestellt und werde noch weiteres darüber berichten. dass H. solchen beziehungen F.s zur bildenden kunst und zur musik eifrig (besonders im 8. buch) nachgespürt hat, ist erfreulich. denn bei der bedeutung die in jener zeit der volkstümlichen bildkunst zukommt, darf die litteraturgeschichte an diesen zusammenhängen nicht mehr vorbeigehn: sonst kann sie die geschichte solcher motive nach herkunft und verbreitung so wenig wie ihren ausdrucks- und formwillen begreifen. dieser abschnitt ist mit der bestgelungene der ganzen monographie. das gilt auch für die art wie der verf. den gelehrten und halbgelehrten neigungen und betätigungen F.s gerecht wird. dadurch erhält das gesamtbild seine markantesten züge. wie manche schwierige stelle in der litteratur jener übergangszeit würde verständlicher, wenn in die dunklen seitengänge die von der astrologie und alchemie herüberführen, energisch hineingeleuchtet würde. die übersicht die H. über die geschichte der alchemie (II 189 ff) gibt, könnte

man noch durch manche beobachtung ergänzen. dem verf. scheint die neuere darstellung von EvLippmann Entstehung u. ausbreitung der alchemie, Berlin 1919, entgangen zu sein: auch das litteraturverzeichnis (II 412) citiert nur das ältere werk von HKopp.

Weniger befriedigen die letzten abschnitte über F.s metrik und sprache. H.s aufstellung über die metrik des 16 jh.s im allgemeinen und F.s im besondern sind im ganzen zutreffend, bedürfen aber noch der vertiefung. das gilt auch für die untersuchung der reimtechnik. hier muss vor allem das verhältnis zwischen mundartlicher und schriftsprachlicher färbung noch schärfer herausgearbeitet und mit zureichendem material begründet werden. auch über F.s reimkunst im engeren sinne erführe man gern mehr, um die linien der entwicklung deutlicher zu sehen. unsere kenntnis von der metrik, reimtechnik und sprache F.s ist durch die arbeiten von Englert, Moser, Stamm, Krell und Hauffen tüchtig gefördert worden. aber manches bedarf noch weiterer klärung, zb. die beziehung zwischen Rihels und Fischart-Jobins reformorthographie; und besonders das was F. auf dem gebiet der wortbildung und wortschöpfung geleistet hat, ist noch immer nicht genügend ausgewertet. aber das sind dinge die sich im rahmen eines litteraturbildes wie H. es geben wollte, nicht erschöpfend darstellen lassen.

Der mensch und dichter Fischart hat seit alters eine nicht immer sachliche und gerechte würdigung gefunden: bei den katholiken erscheint er meist in einem zu trüben, bei den protestanten in einem zu hellen lichte. um so erfreulicher dass H. sich überall redlich und mit erfolg bemüht hat, sonne und schatten unparteiisch zu verteilen. den alten satz, dass nur ein protestant F.s persönlichkeit voll gerecht werden könne, hat er endgültig widerlegt. und so wird niemand, in welchem lager er auch stehn mag, die beiden stattlichen bände ohne reichen gewinn aus der hand legen. mit ihnen die vorbereitete kritische gesamtausgabe von Fischarts werken einzuleiten, war von der leitung des Wissenschaftlichen instituts der Elsass-Lothringer im Reich ein glücklicher gedanke.

Tübingen. **G. Bebermeyer.**

Fritz Strich, Deutsche Klassik und Romantik oder vollendung und unendlichkeit. ein vergleich. München, Meyer & Jessen 1922. 255 ss. — 8 m.

Um bei einem so bekannt gewordenen buche gleich in medias res zu gehn: der verf. hat mit seiner grundthese völlig recht. dies rückhaltlos auszusprechen, ist pflicht und recht besonders derjenigen denen diese — im nebentitel mit epigrammatischer schärfe angedeutete — grundthese als solche keine überraschung gewesen ist. gerade wenn man, wie rec. (und gewis mancher andere), den grundgedanken von der klassisch-

romantischen polarität bei vorlesungen und übungen (besonders zur lyrik) seit jahren in ähnlicher fassung vorgetragen hat, offenbar von ähnlichen zeitgedanken, wenn auch nicht gerade in Wölfflins formung, bewegt, ist man doppelt gerüstet und verpflichtet, die conception dieses buches, und fast mehr noch die geistreiche art und weise wie sie ausgeführt wurde, zu würdigen und unumwunden anzuerkennen. die tiefe der auffassung, die grundsätzlichkeit des vorgehens, die weite des gesichtskreises, der grad der verständnisvollen einfühlung und vor allem die nur aus solcher, ins eigene leben verwachsener einfühlung zu erklärende combinationsfähigkeit, die immer neue beobachtungen der verschiedensten art mit dem ganzen verknüpft, sind aufsergewöhnlich.

Die hauptsächlichen der lautgewordenen bedenken sind methodischer art. sie richten sich gegen den versuch, bisher in solchem umfang nur historisch betrachtetes einer 'systematischen' betrachtung zu unterwerfen, gewissermafsen successives auf die ebene des simultanen zu projicieren. aber, selbst zugegeben dass aus dieser unvermeidlichen antinomie manche misstände im einzelnen sich ergeben, warum sollte solche 'systematische' darstellung, hier in form eines fortgesetzten (aber nicht ermüdenden) vergleichs, nicht erlaubt sein, wenn sie methodisch geschieht, wenn sie auf historischer auffassung begründet ist, und sich zudem auf zwei geistesströmungen richtet, die grofsenteils in dieselbe epoche fallen, in hohem mafse also schon gleichzeitige sind? der verf. könnte sich auf manches bei Ranke (etwa in den dem könig Max II gehaltenen vorträgen über die epochen der neueren geschichte), vieles bei JBurckhardt, auf das buch HvEickens, ja sogar auf des strengen Heinzel berühmte 'beschreibungen' berufen, die ja durchaus nicht nur naturwissenschaftlich aufzufassen sind, sondern ebensosehr aus dem ästhetischen bedürfnis der simultanen überschaubarkeit und durchsichtigkeit eines in der zeit gewordenen vielästigen organismus erwachsen, als nötige vorarbeit zur allseitigen geistigen durchdringung bis zum kerne hin. eine solche betrachtungsweise wie sie Strich bietet, und die ich nur ungern, dem üblichen gegensatz zuliebe, systematisch nenne, weil diese bezeichnung als zu ausschliefsend und besonders als zu begrifflich klingend auf dieses im grunde garnicht so 'begriffliche', sondern sehr erlebte und anschaulich-farbige buch nicht passt, wird, unter der voraussetzung, dass dies künftig nicht die e i n z i g e betrachtungsweise sein soll — und das gegenteil ist h i e r nicht zu befürchten — stets gröste vorteile bieten, ja sie wird zur vollen erfassung des kernes namentlich der ästhetischen und dichterpsychologischen erscheinungen neben der historischen betrachtungsweise unerlässlich sein. ist doch auch jede gute interpretation eines gedichtes sowol geschichtlich als in gewissem sinne zeitlos.

Beide betrachtungsweisen haben, und namentlich wenn sie darstellend werden, ihre fehlerquellen und bleiben approximativ gegenüber der würklichkeit. es ist mit ihnen, um in dem vorhin berührten bilde zu bleiben, wie mit den meisten geographischen projectionsarten: die eine ist winkel-, dafür nicht flächentreu, die andere umgekehrt. die Mercatorsche projection etwa ist winkeltreu, ihre flächentreue aber nimmt vom äquator zu den polen hin beständig ab; trotzdem wollten die wenigsten geographen bisher auf sie verzichten, weil in kaum eine andere projection so viel, nämlich die ganze erdkugel, so zusammenhängend und so übersichtlich hineingeht, und vor allem, weil in ihr der loxodrome (schiefläufige, der krümmung der erdoberfläche entsprechende) kurs der seefahrer sich in eine gerade linie verwandelt. kann man das nicht in gewissem sinn auf unser gebiet übertragen? jede derartige darstellung geistesgeschichtlicher vorgänge muss cum grano salis genommen werden wie die Mercatorkarte; und vielleicht gelingt auch in der geistesgeschichte einmal etwas wie die modificierten kegelprojectionen, in denen vorzug und fehler möglichst ausgeglichen sind.

Gewis, es findet sich in St.s darstellung, und wol auch aufserhalb ihrer, wenn man der sache für sich weiter nachdenkt, eine reihe von puncten, an denen, grob ausgedrückt, die schematische typik: klassik = vollendung, romantik = unendlichkeit, nicht zutrifft, so ua. mehrfach bei Schiller, der manche affinitäten mit der romantik bietet, ausnahmen wenn man will (der verf. scheint dies wort zu meiden, mit recht, denn es kann sich ja auch nicht um 'regeln' handeln). manches in der klassik erscheint 'unendlich', manches in der romantik, wie ich hinzufügen möchte, 'vollendet': dieser, von der these in ihrer nacktheit abweichende sachverhalt erscheint mir in der grofsen mehrzahl der überwiegend ja vom verf. selbst constatierten und, meist einleuchtend, anderswie erklärten fälle gerade beweisend dafür, dass hier in der grundlage doch historisch gedacht und die geschichtliche würklichkeit nicht einer vorgefassten systematik zuliebe vergewaltigt ist. gerade das gegenteil müste verdacht erwecken: wenn alles regelrecht klappte. über das ausmafs der gültigkeit kann man im einzelnen gelegentlich streiten, zumal jede derartige darstellung, die geschichtliches mit sinnvoller monumentalität deuten will, mit einer gewissen notwendigkeit das stärkere unterstreichen, gruppenbilden, verallgemeinern, i. gr. vereinfachen mit sich bringt (das 'loxodrome' wird 'orthodrom') — gerade der letzten gefahr hat verf. durch unermüdliches aufdröseln zusammengesetztester phänomene (gedankencomplexe), die er notwendig antraf, nicht unnütz erst schuf, entgegenzuarbeiten gesucht —; die grundzüge, und nicht nur diese, sind überraschend richtig gesehen. eines freilich bleibt zu bedenken. die 'grundbegriffe' der betrachtung sind aus Wölfflins kunstwissen-

schaft, also zwar einer engverwanten, aber schon in ihren voraussetzungen auch wider heterogenen disciplin herübergenommen. St. betont dieses verhältnis so stark und dankbar, dass an der stattgehabten anregung nicht zu zweifeln ist; ich möchte ihn fast gegen sich selbst verteidigen, indem ich ihr mafs einschränke; in seinem buche steht auch sehr viel, auch grundlegendes, was nicht mit Wölfflin zusammenhängt. ich halte es auch nicht für eine absolute notwendigkeit, grundbegriffliche kategorieen wie linear und malerisch, offen und geschlossen, und ähnliche, soweit sie für unser gebiet in betracht kommen, von der kunstwissenschaft zu borgen; mir haben sich diese und andere formkategorieen (die ich freilich mehr als bezeichnungen sinnlich-geistiger merkmale der formstructur denn als grund b e g r i f f e ansehe), mindestens für lyrik und erzählung seit 1908 — als ich das erste mal vergleichende lectüre inhaltsähnlicher ausgewählter gedichte von Opitz bis Mörike mit den studenten trieb — immer wider aus dem wesen der sache selbst, durch interpretation, ergeben. unter den vielen positiven erfahrungen die ich hierbei, ganz unabhängig, gemacht habe, befindet sich auch eine mehr negative, die ich bei St. wider mache, und zwar in verstärktem mafse, da er unmittelbar aus der kunstwissenschaft übernimmt und zudem gröfseren wert auf die begrifflichen formulierungen legt: jene 'grundbegriffe', mögen sie mehr aus dem lebhaften gefühl des analogen in andern künsten und etwa durchgehender gemeinsamkeiten in allen entsprungen, oder mehr direct aus der gegenwärtigen kunstwissenschaft herübergeleitet sein: sie sind, auf unsere zwecke angewant, nicht nur vielfach längst nicht so eindeutig, sie unterliegen zum teil sogar notwendig einer unwillkürlichen umdeutung. denn bei Wölfflin handelt es sich um ein würkliches sehen, bei uns um ein übertragenes. der unterschied des materials, das in der bildkunst tot, in der sprachkunst von vornherein geistig ist, bedingt vielfach eine geistigere sinngebung jener einfachen sinnlichen kategorieen, lässt ihnen manchmal fast nur metaphorischen charakter — was zb. bei einem begriffspaar wie fläche und tiefe leicht in erscheinung tritt. darin ligt eine gewisse gefahr der unsicherheit, die mir selbst wolbekannt und wol nur durch eine festere methodik, die vom einzelnsten in der gedichtinterpretation ausgeht, zu bannen ist. anderseits gibt es auf dem gebiete der formensprache die allergewissesten beobachtungen, und zwar in fülle, nur kommt man auch hier um die vorhergehnde untersuchung des einzelnsten nicht herum, darf nur sehr vorsichtig verallgemeinern und kann die fertigen begriffe der kunstwissenschaft n i c h t i m m e r gebrauchen. mit den vielfach sehr fördernden der musik steht es ähnlich.

Im allgemeinen zusammenhange hiermit greife ich einen punct heraus. St. schreibt am ende einer an tiefdringenden

beobachtungen reichen auseinandersetzung (in dem vielleicht besten capitel: 'Innere form') s. 189 dem klassischen gedicht geschlossenheit, dem romantischen offenheit zu. die feststellung wird, auch nach meinen eigenen beobachtungen, im allgemeinen richtig sein — obwol streng genommen noch längst nicht genügend viele untersuchungen über den bau klassischer und romantischer gedichte im druck vorliegen. auch der innere grund ist gewis richtig gesehen: die geisteshaltung der 'vollendung' treibt zur geschlossenen, die der 'unendlichkeit', allerdings nicht mit derselben sicherheit, zur offenen form. aber es geht nicht an, die glieder beider gegensatzpaare mit notwendigkeit einander zuzuordnen, sodass der 'vollendung' allemal die geschlossenheit, der 'unendlichkeit' die offenheit zugehöre. sehr wahrscheinlich wird die eine darstellungsart mehr von der einen, die andere von der andern geisteshaltung bevorzugt werden, aber die frage des offenen oder geschlossenen vortrages (dies wäre wol die allgemeinere fassung) führt aufserdem ein eigenleben für sich, als ein form-, ja technisches problem als solches, als eine ganz neutrale, überall in der dichtung gestellte aufgabe für den dichter selbst, deren lösung in ihrer art nicht blofs dadurch bestimmt wird, ob der dichter dem vollendungs- oder dem unendlichkeitstypus angehört, sondern auch durch formforderungen objectiven charakters, etwa aus der natur des stoffes oder themas entspringende (und man wird nicht sagen können, dass der dichter immer seinem vermeintlichen typus entsprechende ergreife, viele themata sind von diesem gesichtspunct aus unbestimmbar). ein romantischer dichter kann sich der geschlossenen form bedienen (wie oft Eichendorff), ein klassischer auch einmal der offenen. denkbar ist auch der fall, dass offener und geschlossener vortrag in derselben dichtung sinnvoll wechseln, wie lockerer und dichter vortrag oder legato und staccato. manche romantischen gedichte sind auch einfach offen insofern sie schlecht, schlecht insofern sie offen sind: ohne eine gewisse formgeschlossenheit ist bau, auch musikalischer, überhaupt nicht möglich. kurz, es handelt sich hier um forderungen, die grofsenteils auch schon im wesen der kunst als solcher liegen.

St. stellt s. 193f zwei inhaltsähnliche gedichte Goethes zusammen, eines aus ganz unklassischer zeit und ein spätes, das 'Mailied' und 'Frühling übers Jahr': 'dort maigefühl und liebe in chaotischer verwirrung. hier zwischen maigefühl und liebe: symmetrie'. das letztere stimmt, die symmetrie ist sogar (allerliebst-) pedantisch; aber 'chaotische verwirrung' im 'Mailied'? im gegenteil, es ist überaus ordentlich aufgebaut, im schema 3 + 3 + 3 : 3 strophen : natur, 3 strophen liebe, in deren letzter sein persönlicher fall (*O Mädchen, Mädchen* usw.), also übergang, 3 strophen natur und seine liebe (zusammenschliefsung, fast identificierender vergleich); die stichworte der teile dazu noch

emphatisch an ihre anfänge gerückt: str. 1 *Natur,* str. 4 *Liebe,* str. 7 *So liebt die Lerche* ... (str. 8 *Wie ich* ...).

Wir haben hier also die geschlossenste form, die logisch in sich zusammenhängendste composition. 'chaotisch' ist am kunstwerke nichts, chaotisch ist höchstens, ich würde sagen: stürmisch, nur die zu grunde liegende empfindung, die aus dem vordichterischen zustand in den dichterischen hineinragend metrum, tempo, diction, versmelodie nach sich gebildet, aber auf die gesamtaufbauform, die composition nicht formbestimmend gewürkt hat. man sieht mithin, eine äufserst stürmische, regellose, man darf wol sagen 'unendliche' empfindung kann sich in einer sehr geordneten, festgeschlossenen, logisch beherschten composition aussprechen; offenste empfindungsart verträgt sich mit geschlossenster form.

Hier ist daher nicht 'chaotische verwirrung' das bezeichnende im sinne St.s, vielmehr ist eher diese frühe architektonik bei Goethe erstaunlich, und St. könnte, wenn derartige beobachtungen sich häufen lassen, den fall eher als frühere verwürklichung jener theoretischen einsichten schon des jungen Goethe ansehen, von denen er kurz vorher (s. 191) mit recht sagt: 'Es ist sehr eigentümlich, wie früh schon Goethe — mitten in der zeit des sturms und drangs — die notwendigkeit geschlossener form empfand, ja, wie das allerlebnis jener jungen zeit es war, das ihm die forderung nach ihr eingab, wenn er auch damals noch ihre 'unwahrheit' schmerzlich empfand'.

Insofern läge der fall, auch wenn er anders einzureihen ist als St. es tut, für ihn in gewissem sinne günstig. er könnte ja sagen: hier scheint eben der klassiker G. durch den stürmer und dränger mit seiner innersten natur schon durch. in diesem speciellen fall würde es vielleicht sogar stimmen, aber allgemein betrachtet, brauchte man würklich für einen so einfach-klaren aufbau schon ein 'klassiker' zu sein? wolgemerkt im sinne des vollendungstypus, nicht des ranges! und das jedenfalls bleibt bestehn: der verf. hat das nur angeblich 'chaotische', in wahrheit geordnete und geschlossene Mailied des jungen G. als für die 'unarchitektonische', 'unsymmetrisch gebaute', 'malerische' (nach Klopstocks ausdrücken für seine eigene lyrik, zu denen manche fragezeichen zu machen wären) lyrik jener tage charakteristisch hingestellt: ein vorkommnis das zur vorsicht mahnt.

Für die romantische lyrik (und grofse teile der gesamten nachromantischen) hab ich, genau wie Strich es tut, in vorlesungen von jeher die 'unendliche melodie' als charakteristikum in anspruch genommen, bei dem erzromantiker Brentano als häufige specielle erscheinungsform dieser unendlichen melodie die beständigen, sich auseinander entwickelnden, in den strophenringen aneinander hängenden, ineinander verschränkten und doch das ganze weiterschaukelnden variationen, eine ausgesprochen

musikalische form, betont (auch gelegentlich in meinem Meyerbuch, s. 170 anm.). wie steht es nun mit einem seiner die persönlichkeit bezeichnendsten gedichte: *Schweig, Herz! kein Schrei!*?

Es ist variierend, in sich schaukelnd, im wechsel immer um die gleichen für den antithetisch gefassten (*Doch* oder *Nur* immer im 2., nur bei str. 1 erst im 3. vers) thematischen complex bezeichnenden stichwörter herumkreisend (die meist in durchgehnden reim gesetzt sind: *auferstand, Wunderland, Güte Pfand, liebe Hand* usw., *umrunde, Grunde, frommen Munde, Wunde* usw.), auf diese art formsymbolisch parallel dem inhaltlichen, thematisch so wichtigen *Und wie ein Irrstern ewig sie umrunde* in str. 1 — und trotzdem oder vielmehr gerade deswegen von geschlossenster form, des einzelnen wie des ganzen: jede strophe mit demselben einsatz beginnend, jede strophe mit demselben schluss fest zugebunden (*das* oder *die hat Bestand*), hierbei noch symmetrische anordnung im ganzen, insofern die einzige ausnahme hiervon, *Reicht mir die Hand*, die vierte von sieben strophen, in der gedichtmitte, schliefst; und schon dies würde die möglichkeit der anfügung weiterer strophen, das eigentlichste kennzeichen offener form, als symmetriesprengend ausschliefsen, das gedichtganze mit einem inhaltlichen schlussaccent versehen, insofern hier erst die seelische haupttatsache der situation, der furchtbare seelische zwiespalt in der brust des durch Luise Hensel in derselben stunde zugleich abgewiesenen und religiös geretteten ausgesprochen wird (*dieser heifse Brand, die bittre süfse Wunde, die linde Hand verband*), der in der ersten gedichtzeile *Schweig Herz! kein Schrei!* wie mit zusammengebissenen zähnen nur angedeutet war: also ringförmige composition, zur formalen symmetrie passend, mit verstärktem schluss, sodass man sich ein fortgesetztes weiterkugeln nach dieser, wol mit erhobener stimme zu sprechenden strophe doch nicht vorstellen könnte — dabei gewis doch ein, an sich betrachtet, 'unendliches' gefühl zugrunde liegend, tief aufgewühlte brust, erst im begriff sich zu befrieden, und zwar durch fast krampfartig angespannten willensvorsatz; und das ist der tiefste grund, warum dies gedicht geschlossen ist und als geschlossen anzusehen: unendliches gefühl bändigt sich mühsam gerade durch die geschlossene form, will sich bändigen: *Schwéig Hérz! kéin Schréi!* — die form schliefst sich, weil das gefühl sich schliefsen will.

Unendlichkeit des gefühls und geschlossenheit der form verlangen also offenbar, brauchen einander geradezu in solchen fällen. nur dass es eine romantische geschlossenheit ist, die es offenbar auch gibt. (sie scheint sich durch gröfsere künstlichkeit zu charakterisieren; und das würde ja zur geistesstructur der meisten romantiker passen.)

Meiner ansicht nach ist dies gedicht des romantikers Brentano geschlossener als das in vielen hinsichten damit zu ver-

gleichende des klassikers Goethe 'An Mignon'. ähnlich ist die gefühls-, wie auch die gedichtstructur: jede strophe in sich antithetisch, und kein eigentlicher fortgang[1], sondern variationen, ebenfalls mit beabsichtigter schlusserhebung; zt. gleichfalls mit denselben reim- und stichworten, doch viel einfacher (nur *Herzen : Schmerzen*). der aufbau im einzelnen ist folgendermafsen. parallele zwischen äufserem vorgang und innerem vorgang durchs ganze gedicht: auf strophenhälften annähernd oder ganz genau aufgeteilt, und zwar in strr. 1 und 2 noch ohne betonung der, gefühlten, antithese, in strr. 3 und 4 mit stärkster betonung der antithese je in den genauen strophenhälften, und zum schluss in str. 5 die antithese gleich in die beiden ersten verszeilen genommen, verlassen der aufteilung der antithese auf beide strophenhälften, steigendes ende, das aber mehr enderhebung oder -anschwellung ist, kein eigentlicher abschluss. (*Wären tödlich diese Schmerzen* usw.). aber das ist auch alles. an festhaltenden verklammerungen[2] ist in dem gedicht viel weniger als in dem Brentanoschen, und das gefühl, eine im grunde unendliche melodie zu hören, hier etwa ein leises fortweinen, haben wir hier zweifellos auch. das gedicht Goethes erscheint daher sehr offen, viel offener als das Brentanos.

Genug der beispiele. ich will damit nur zeigen, dass die formkategorieen 'offen : geschlossen' sich nicht glatt auf die geisteshaltungs-kategorieen 'unendlich (romantisch)' und 'vollendet (klassisch)' aufteilen lassen, sondern dass hier complicierte, unter umständen sehr complicierte combinationen auftreten können, da die formkategorieen 'offen : geschlossen' ganz allgemeine unterschiede der form und formbehandlung betreffen, den gegensatz 'klassik : romantik' weit übergreifen. die gröfsere oder geringere affinität einer dieser geisteshaltungen nach dieser oder jener seite zugegeben. ich will sagen, dass es sich hier um einen problemcomplex für sich handelt, dessen erhellung noch vieler einzeluntersuchungen an gedichten bedarf, die (mindestens zunächst) nicht gleich nur im hinblick auf historische (St. meint freilich, sie seien überzeitlich, ewig — eine weitere, bedenkliche frage) geisteshaltungen zu führen wären. man läuft sonst gefahr, die gegensätze historischer geisteshaltungen über das bei der 'systematischen' betrachtungsweise methodisch wol unvermeidliche mafs hinaus zu überschärfen.

Nach dieser seite hin lägen also gewisse einwendungen von mir (kreisförmige composition zb. ist auch aufserhalb der romantik sehr häufig, widerum allgemeineren formgesetzen an sich

[1] die disponierung in den strr. 1—5: 1. *Tags* 2. *Nachts* 3. *seit Jahren* 4 u. 5 *Heut am Festtag (und immer)* wird man nicht als gedankenfortgang, sondern als entfaltung ansehen.

[2] wozu bei Br. auch die vielen durchgehnden assonanzen und sonstigen klangwürkungen zu rechnen sind.

zufolge, u. ähnl. m.). richtig ist ja auch, wie schon von anderer seite hervorgehoben, dass die geistesgeschichtliche stellung des Sturms und Drangs zur Klassik und zur Romantik bei St. etwas unklar bleibt. (wem wäre sie übrigens ganz klar? und kann dergleichen 'ganz klar' werden? mir scheint es manchmal, als verlangte die neueste forschung in diesen dingen etwas zu viel von sich — vielleicht mehr als sie methodischerweise leisten kann.) auch gegen die in vielen hinsichten glänzende 'synthese' wäre einiges zu sagen. Grillparzer als eine art von seitenspross eines neuen Griechentums, nämlich des jungen Deutschland, das geht mir doch nicht ein.

Aber was wollen solche einzelheiten dem ganzen gegenüber besagen? von wenigen büchern wird man so aufserordentlich belehrt und im tieferen verständnis bereichert. in aufbau und darstellung ist es das was vielleicht jedes buch über kunstwerke sein sollte: ein kunstwerk. ich schliefse mit einem nicht ganz scherzhaft gemeinten scherz: nach gehalt und form ist es zugleich 'unendlich' und 'vollendet'.

Wien. **Walther Brecht.**

Joseph Claverie [†], La jeunesse d'Hoelderlin jusqu'au roman d'Hyperion. Paris, Alcan 1921. XII u. 232 ss. 8°.

Marshall Montgomery, Fr. Hölderlin and the german neohellenic movement. part I: From the renaissance to the Thalia-fragment of Hölderlins 'Hyperion' (1794). London, Humphrey Milford, Oxford university press 1923. VII u. 232 ss. 8°.

Die beiden vorliegenden werke sind die ersten gröfseren beiträge des auslands zur Hölderlin-forschung. das buch des Franzosen Claverie ist allerdings schon älter: der verfasser ist im september 1914 gefallen; ein freund gibt aus seinem nachlass die nicht ganz vollendete untersuchung heraus. die grade seit 1914 reicher fliefsende forschung stand also Cl. nicht zur verfügung, und so beschränkt sich die darstellung von Hölderlins lebensgang auf sorgfältiges aneinanderreihen des alten biographischen materials. kann man also in dieser hinsicht von Cl.s buch keine förderung erwarten, so ist doch die sehr genaue arbeitsmethode und der sachliche, klare vortrag zu rühmen, obgleich es immer nur aneinander gereihte materialien sind die in den ersten capiteln geboten werden. alle kenntnisse die der verfasser sich erst hat erwerben müssen, trägt er auch wider vor, ohne dass er sich jemals zu eigentlicher darstellung zu steigern vermöchte. alle vorbilder der ja stark epigonalen jugendlyrik H.s sind genau aufgezählt, aber — wie das bei einem ausländer wol natürlich ist — es wird auch immer wider als nachbildung bestimmter sprachlicher formen genommen, was nichts weiter als formeln aus dem allgemeinen schatz poetischer fügungen der zeit sind. dass H. den schwäbischen landsmann Miller genau

kannte, ist sicher; aber wenn es in einem gedicht Millers heifst: . . . *zu geniefsen in der Ruhe Schoofs*, und bei H.: *Ruht sie in der Freude Schoofs*, so ist das natürlich keineswegs, wie Cl. meint, ein zeichen unmittelbarer einwürkung, sondern ein gemeinsamer gebrauch damals durchaus gängiger, formelhafter bilder der dichtungssprache. mit solchen fehlerhaften nachweisen von angeblichen einflüssen verschwendet Cl. manche seite. irgendwelche neuen ergebnisse von bedeutung bringt die untersuchung der jugendlyrik im übrigen nicht. der eigentlich wertvolle teil beginnt erst mit der betrachtung des Hyperion. Cl. gelangt hier zuweilen über Zinkernagels untersuchung, die ja nur das werden des romans nach seinen einzelnen stufen im zusammenhang mit H.s bildungsgang klarlegen wollte, insofern hinaus als er den einzelnen beziehungen zur litteratur und philosophie der zeit breiter nachspürt. so versucht er zunächst den verlorenen Ur-Hyperion nach dem hinweis näher zu beleuchten, den H.s freund Magenau in einem brief durch den vergleich mit Bouterweks 'Donamar' gibt. Cl. nennt den helden dieses damals sehr beliebten buches gut einen 'romantischen Karl Moor' und erinnert mit recht an verwante intentionen H.s, wie zb. die briefliche versicherung, er liebe die grofse schöne anlage auch im verdorbenen menschen. bei der einzelnen vergleichung zwischen Bouterwek und H. gerät Cl. aber wider auf den abweg der parallelenjagd. was meinte Magenau, als er 1792 an Neuffer schrieb, H. arbeite an einem 'zweiten Donamar', der ein freiheitsliebender held und echter Grieche, voll kräftiger grundsätze sein werde? offenbar nicht mehr als das was diese worte sagen, die sich nur auf die gestalt des helden beziehen lassen. wenn man diese einzige nachricht über die frühste fassung des Hyperion mit den ältesten erhaltenen fragmenten vergleicht, erkennt man aber doch unschwer, worin von anfang an nach der meinung des dichters und seiner freunde das besondere des Hyperion lag, das ihn mit dem Donamar verband. es war das unternehmen, 'eine liebes- und heldengeschichte im geist des 18 jh. zu entwerfen', wie Bouterwek es in der vorrede zum 2. bande formuliert. nicht eine bildungsgeschichte mit moralischer läuterung nach dem muster der aufklärungslitteratur sollte der Hyperion werden. sondern eine heldengeschichte, eine gestaltung erhabener tatenlust und heroischen untergangs, in deren mittelpunct, wie im Donamar, ein enthusiastisches freundespaar steht, das sich auf den ersten blick verbunden fühlt und das schicksal teilt. damit verknüpft eine liebesgeschichte, die aber (wol schon im Ur-Hyperion) zum unterschied vom Donamar nicht durchkreuzt werden sollte von einer liebesintrige. die verbundenheit des liebesschicksals mit dem durch das politische handeln heraufbeschworenen geschick findet sich auch schon im Donamar, wie ferner die sittlich-revolutionäre tendenz dieses handelns und der

feindliche widerstand der umwelt. dass der Donamar ebenfalls ein briefroman ist hat geringe bedeutung bei der traditionellen beliebtheit dieser spielart im 18 jh. auf eine weitere, wesentliche beziehung hat endlich schon Zinkernagel hingewiesen: dass die dem Donamar eigentümliche innere form auch die der späteren Hyperion-fassungen ist. erst der ausgang lässt die weltanschauliche position des autors klar erkennen, die composition tendiert auf das zu gewinnende endergebnis hin. über diese bezüge hinaus, die Cl. nicht umfassend und klar genug sieht, lässt sich die reconstruction des ältesten Hyperion-entwurfs vom Donamar aus wol kaum bringen.

Die von Zinkernagel unterschiedenen fassungen des romans bestätigt Cl. im ganzen. die behauptung dass die begegnung Hyperions mit dem Alten in der metr. fassung reproduction eines erlebnisses des dichters, des zusammenseins mit Schiller im Grisebachschen garten in Jena sei, ist schon von Seebass (Propyläen-ausgabe II 502) zurückgewiesen worden. diese beziehung ist überflüssig und künstlich hergestellt, wenn man auch in der gestalt des Alten züge Schillers widerfinden mag. Seebass trat auch mit recht gegen Claveries trennung der Diotimapartie von der rahmenerzählung auf. Zinkernagels version trifft hier sicherlich das richtige. am interessantesten ist die auseinandersetzung mit der von Zinkernagel angesetzten Lovellfassung. unter dieser bezeichnung hat Z. fünf grösstenteils von ihm aufgefundene bruchstücke aus der Frankfurter zeit als zu einer bestimmten, letzten umarbeitung des ganzen gehörig zusammengestellt. diese benennung wurde gewählt, weil Z. darin den einfluss von Tiecks Lovell (1795/96) zu spüren glaubte. er sah ihn in der gestalt des dieners Stephan (= pendant zum diener Willy im Lovell), vor allem aber in der abschiedsscene zwischen Hyperion und Adamas, deren für H. neues motiv einer plötzlich in hass umschlagenden liebe zwei scenen zwischen Lovell und Eduard Burton entstammen soll. als weitere beziehung kommt aus der schlussredaction der geheimbund hinzu, zu dem Alabanda gehört, und sein führer, der grofse unbekannte (im Lovell: Andrea). dies motiv braucht aber keineswegs aus dem Lovell zu stammen. man muss nicht einmal an Schillers Geisterseher denken (auf den schon Z. hinweist); denn diese geheimbünde mit einem bundesleiter sind ja im zeitalter der geheimen gesellschaften (deren beziehungen zur freimaurerei Ferd. Jos. Schneider aufschlussreich nachgewiesen hat) ein aufserordentlich beliebtes requisit des unterhaltungsromans. das hat erst neuerdings das reiche material in Marianne Thalmanns buch über den trivialroman gezeigt, bliebe also aufser der ziemlich gleichgültigen ähnlichkeit zwischen den beiden dienern als wichtigster Lovell-zug in dieser fassung die abschiedsscene. über ihre beweiskraft kann man auch anders denken als Zinkernagel es tut;

Cl. sagt sehr richtig, das gewaltsame ende einer empfindsamen freundschaft sei ein der epoche geläufiges motiv, und eine wörtliche übereinstimmung zwischen Lovell und Hyperion nicht nachweisbar. ferner lässt sich (was schon von Reuss 1906 geschah) eine ähnliche scene auch im Ardinghello nachweisen. nun wäre der verzicht auf die bezeichnung 'Lovell-fassung' (die sich ja, wie Zinkernagel erst kürzlich wider betonte (Euphorion 25, 284), nur auf die angebliche verwertung einiger äufserer, unwesentlicher züge aus Tiecks roman stützt und keine tiefere einwürkung behaupten will) für ihren autor wol auch nicht schwer, wenn er auf diese beziehung nicht seine datierung der fassung gründete (1796). der process um diese fassung muss noch einmal aufgenommen werden, obgleich die Zinkernagelsche anordnung der fragmentenfolge bisher durchaus bestehn kann, trotz der vagen einwände von Seebass. discutierbar ist der hinweis von Claverie: fragm. E. müsse um seiner immer noch unerlebten liebesempfindung willen vor der begegnung mit Susette Gontard geschrieben sein (vgl. aber darüber meinen aufsatz 'H. und Diotima', Preufs. jahrb. 182, 314f); während J auf die Frankfurter erlebnisse hindeute. — Zur schlussredaction bringt Cl. noch allerhand anklänge an den Don Carlos (dessen aufserordentlichen eindruck H. selbst in seinem brief an Schiller vom herbst 1799 bezeugt) und den Geisterseher bei. die nicht ausgeführte schlusspartie des buches hätte zeigen sollen, dass das thema des griechischen aufstandes aus dem Ardinghello stamme. —

Wir haben in Deutschland bisher kein werk, das sich der intention nach Eggers 'L'hellénisme en France' an die seite stellen könnte, soviel auch Justis Winckelmann leistet, und müssen es daher dankbar begrüfsen, dass Montgomerys buch damit einmal einen anfang macht. dies sehr gelehrte werk, das alle vorarbeiten aufs sorgfältigste benutzt und sich keinen seitenweg erspart, zeugt sicherlich von ausgesprochenem forschertalent. aber eine übersichtliche darstellung der grofsen zusammenhänge ist M. nicht gelungen. so wie er jetzt seine vor 6 jahren abgeschlossene arbeit veröffentlicht, krankt sie an unproportioniertheit der anlage. eine geschichte des neuhellenismus in Deutschland kann man nur so schreiben, dass die klassik in den mittelpunct gestellt wird. Hölderlin hätte dabei nur éine figur zu sein. aber mit der widerbelebung der griechischen studien in der renaissance beginnen und das ganze reiche material auf das Thalia-fragment von Hölderlins Hyperion hin aufschichten — das ist eine schiefe construction. gewis ist H.s dichtung der gefühlteste, enthusiastischste ausdruck der deutschen Griechenbegeisterung. aber sie hat diesen ton nicht allein, und wenn man die ganze entwicklung überblickt, liegen die historisch stärksten accente doch bei Winckelmann, Goethe und Schiller. diese wichtigen schattierungen kann man nur zeigen, wenn die

klassik wenigstens ebenso wesentlich behandelt wird, wie H.s dichtung. sollte aber nur eine (allerdings sehr notwendige) vorarbeit für die richtige geschichtliche einordnung von H.s Griechenliebe gegeben werden, so ist es wider eine überflüssige vergeudung, die ganze entwicklung der griechischen studien und des Griechenbildes vom humanismus an zu untersuchen. denn um H.s philhellenismus geschichtlich richtig zu sehen, genügt die kenntnis der durch Klopstock, Lessing, Winckelmann neu begonnenen reception der griechischen antike im 18 jh.; kenntnis also der neuhumanistischen bildungsmächte und des Griechenbildes in Hölderlins epoche. damit wäre dem monographischen interesse von H. aus völlig genuggetan, während bei M. stets die beiden intentionen durcheinanderlaufen: das monographische interesse als das primäre; ferner aber die tendenz, eine geschichte der deutschen neuhellenistischen bewegung überhaupt zu geben. das ergebnis ist, nimmt man die leistung als ganzes, ein formloser compromiss, der mehr und auch weniger bietet als der titel erwarten lässt. nimmt man aber die fünf capitel als einzelne abhandlungen, so stellen sie sich als sehr gründliche und gelehrte vorarbeiten in der einen wie in der andern hinsicht dar.

M. gibt zunächst die einzelnen etappen an. in denen das griechische zum gegenstand der schulstudien wird (renaissance und humanismus waren ja vorwiegend vom latein und der röm. cultur bestimmt). er nennt Winckelmanns vorläufer (Damm und JMGesner) und betont die große bedeutung der Hamburgischen Dramaturgie für die neue reception der griechischen dichtung und poetik. dann beschreibt er ihr außerordentliches anwachsen von Winckelmann bis zum klassizistischen Goethe und stellt H. zum erstenmal in diesen großen zusammenhang. daneben wird die schwierige frage besonnen erörtert, was H.s 'neigung zu den mittleren zeiten', von der Goethe nach der unterredung in Frankfurt (august 1797) an Schiller berichtet, zu bedeuten habe. aufschlussreich und wichtig für H.s jugendgeschichte ist weiterhin eine untersuchung, wie damals auf württembergischen klosterschulen und im stift die humanistische bildung aussah, was H. dort an griechischer sprache und litteratur kennen lernte, und wieweit er nach authentischen zeugnissen sich selbst weiterbildete. neben Homer erscheint in H.s correspondenz als erster griechischer autor Longin. dass die idee des erhabenen für den jungen H. im zusammenhang mit seiner Schiller-jüngerschaft lange zeit ein wichtiger bestandteil der kunstanschauung war, ist sicher. aber das interesse der stiftschüler für die schrift des Pseudo-Longin ist an sich nicht so auffallend wie M. glaubt. die entdeckung des erhabenen wurde zwar vollzogen durch Boileaus übersetzung; aber die debatte, die mit der einsetzung einer gleichwertigen kategorie des erhabenen neben der des schönen endete, war in Deutschland im laufe des 18 jh.s außerordentlich

lebhaft und allgemein geworden. sie beginnt etwa bei den Schweizern, A. J. Baumgarten und Georg Fr. Meier, wird von Mendelssohn und Kant ('Beobachtungen über d. Gefühl d. Schönen u. Erhabenen' 1761, im anschluss an Burke) zuerst breit entwickelt. eine übersetzung des Longin war schon 1737 erschienen (von KFrHeineken), die meistgelesene wurde später die von JGSchlosser (1781). mindere einzelabhandlungen, wie die von Chn. Nic. Naumann (1751), MCCurtius (1760), Melchior (1781), Karl Grosse (1790), Heydenreich (1789), vor allem auch die capitel in allen zeitgenössischen systematiken der schönen wissenschaften (zb. auch in dem H. sicherlich bekannten lehrbuch von Schubart, 1781, auf das M. dankenswert aufmerksam macht) bezeugen das allgemeine lebhafte interesse. Kant, Schiller und Herder vollenden diese entwicklung. die bedeutung des Longin für H. als einer der ersten griechischen autoren die er studierte, ist von M. richtig erkannt, ohne dass hier aber der zusammenhang mit seiner späteren kunstanschauung schon näher untersucht würde.

In das allgemeine thema des deutschen neuhellenismus schweift eine gründliche betrachtung der Homer-reception von Caspar Barth bis H. ab, die sich natürlich vor allem auf Finsler und Schroeter stützt. wertvoll sind die bemerkungen über das Achill-bild Hölderlins, das Pigenots andeutungen (Homers Iliade, Berl. 1922, 52 ff) schon umschrieben; und wichtig ist vor allem auch der hinweis, dass die vor einigen jahren veröffentlichten jugendarbeiten schon eine hinneigung zu Pindar zeigen. in die zeit der arbeit am Hyperion fällt schliefslich die nähere bekanntschaft mit Plato.

So zwiespältig die anlage des buches im ganzen ist, es enthält eine fülle exacter forschungsergebnisse und ist sicherlich eine wichtige vorarbeit für die noch immer fehlende Hölderlinmonographie, die uns hoffentlich W. Böhm bald schenken wird.

Frankfurt a. M. **Karl Viëtor.**

Die deutsche Schweizerbegeisterung in den jahren 1750 bis 1815 von **Eduard Ziehen** [Deutsche Forschungen hg. von Friedrich Panzer und Julius Petersen heft 8]. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1922. 214 ss. 8°.

Die deutsche Schweizerbegeisterung — das wort ist eine glückliche formulierung des verfassers —, tiefer würkend und anhaltender als die Griechen- und Polenbegeisterung, wird hier zum ersten male im zusammenhange dargestellt. mit höchst anerkennenswertem fleifse ist für das 18 und das beginnende 19 jahrhundert ein erstaunlich grofses material aus den verschiedenen zweigen der litteratur zusammengetragen; viel bekanntes und viel entlegenes; besonders die zeitschriftendurchmusterung erwies sich als fruchtbar; und wir erkennen, wie

männer verschiedenster art und richtung an der Schweizerbegeisterung ihrer zeit anteil hatten, bis sie in Schillers Tell ihre krönung fand. einleitende capitel behandeln kurz die vorgeschichte der Schweizerbegeisterung vom mittelalter an und die persönlichen und sachlichen beziehungen zwischen Deutschland und der Schweiz als die 'voraussetzung' der Schweizerbegeisterung. ausführlicher wird danach 'wesen und würkung der Schweizerbegeisterung' dargestellt, die im wesentlichen nach zwei richtungen verläuft, verursacht einmal durch das naturgefühl und den reichtum landschaftlicher werte in der Schweiz, zum anderen durch die politischen und socialen verhältnisse der Schweiz und sehnsüchte in Deutschland. letztere sahen das ideal der 'freiheit' in der Schweiz lebendig und in ihrer vergangenheit würksam. die zweite hälfte des buches geht dann dem zusammenhang des deutschen nationalbewustseins mit der Schweizerbegeisterung nach, richtiger, wie es ein andermal heifst, dem 'politischen denken über die Schweiz' — das wort begeisterung passt dafür nur zum teil noch — und der bedeutung des vorbildes das die geschichte der Schweiz, besonders in Johannes von Müllers darstellung, für das deutsche nationalbewustsein der befreiungskriege gab und für die zielsetzung des inneren ausbaus des reiches. zur erleichterung des verständnisses der sehr interessanten politischen discussionen zu beginn des 19 jahrhunderts, besonders über den etwaigen anschluss der Schweiz an Deutschland, wäre ein kurzer überblick über die politische geschichte der Schweiz in der behandelten zeit erwünscht, zumal sich das buch, schon nach seiner erscheinungsstelle, in erster linie an litterarhistoriker wendet.

Verdient die solide und umfassende grundlegung der arbeit, von der besonders auch die angehängten 'Quellen und daten zur geschichte der Schweizerbegeisterung in chronologischer anordnung (bibliographie)' zeugnis ablegen, uneingeschränktes lob, so kommt die durchführung doch nicht wesentlich über das aneinanderreihen von quellenstellen hinaus. die erstrebte geistesgeschichtliche vertiefung ist nur unvollkommen erreicht. nur die äufseren voraussetzungen der Schweizerbegeisterung werden behandelt, nicht die inneren, die seelische wandlung um die jahrhundertmitte, das neue naturgefühl, das erst die augen öffnete für die eigenheiten der Schweizer landschaft, im zusammenhang mit der empfindsamkeit, das neue frauenideal, wie es bei den stürmern und drängern, aber bei ihnen nicht allein, zum ausdruck kam, das in dem naturnahen Schweizermädchen verkörperung fand — das legt etwa die frage nahe, ob das Mädeli in Kleists Schweizerbriefen reales erlebnis oder litterarische idylle sei. — Die aufserordentliche bedeutung Rousseaus für diese ideale und für die neuen socialen bestrebungen ist nicht genug herausgearbeitet, wie überhaupt nicht genug unterschiede zwischen den

einzelnen äufserungen nach dem gewicht der persönlichkeiten gemacht sind. dies buch hätte sonst ein wertvoller beitrag zu dem grofsen thema 'Rousseau und das deutsche geistesleben' werden können. solch geistesgeschichtliche vertiefung hätte auch dazu geführt die beschränkung auf die deutsche litteratur fallen zu lassen und die Schweizerbegeisterung anderer völker, besonders der Engländer und Franzosen, mit heranzuziehen. sehr lehrreich wäre die frage nach dem unterschied dieser begeisterung in den verschiedenen ländern, nach dem was gemeineuropäisch ist — manches in der deutschen Schweizerbegeisterung ist vom ausland angeregt — und was den einzelnen völkern eigentümlich, und wie weit die Schweiz mit den geistigen strömungen der anderen länder zusammengeht — eine wesentliche voraussetzung dieser begeisterung. sehr charakteristische äufserungen, die die verschiedenheit der einzelnen völker und die besonderheiten der Schweizer erhellen, finden sich doch gerade bei ausländern, etwa, um nur ein beispiel zu nennen, in N. M. Karamsins 'Briefen eines reisenden Russen', die in Joh. Richters übersetzung 1799—1802 und jetzt in neuer ausgabe 1922 im Rikola-verlag erschienen sind und in Ziehens bibliographischem anhang fehlen. der von Karamsin betonten 'ehrlichkeit' der Schweizer wäre neben ihrer 'freiheit' auch nachzugehn gewesen und der bedeutung dieser eigenschaft für die ideale des ausgehnden jahrhunderts. — Auch die niederschläge der Schweizerbegeisterung in der malerei gehörten noch zum thema des buches.

So lässt dieses trotz seiner aufserordentlichen quellenbeherschung noch viele wünsche offen. auch in seiner darstellung. der stil ist an manchen stellen zu wenig durchgearbeitet. nur ein beispiel von seite 42: 'die grofse zeit als zufluchtsort und neue heimat politisch verfolgter sollte erst das nächste jahrhundert bringen'.

Münster i. W. **Paul Kluckhohn.**

LITTERATURNOTIZEN.

Festskrift tilegnet førstebibliothekar .A. Kjær av venner 26. september 1924. Christiania, Cammermeyer, Dybwad, Grøndahl 1924. 126 ss. 8⁰. — Der vor zwei jahren zurückgetretene oberbibliothekar von Christiania, dessen gütiges greisenantlitz uns hier begrüfst, hat sich in mehr als vierzigjährigem würken viele freunde unter den professoren der universität erworben und anderseits als treufleifsiger fortsetzer von O. Ryghs 'Norske Gaardnavne' (bd IV 2. VI. VII. IX. XII sind sein werk) zu den sprachforschern besonders enge beziehungen unterhalten. die festschrift, welche den 72jährigen im ruhestand aufsucht, ist ein bunter straufs von 21 gaben, zu dem auch mediciner und juristen, mathematiker und historiker beigesteuert

haben. ich hebe nur heraus was uns näher angeht. die ortsnamenkunde ist durch Halvdan Koht (s. 20f), MOlsen (s. 61 ff), GIndrebø (s. 80 ff) vertreten, mit volkslied und volksmelodie beschäftigen sich die beiträge von OMSandvik (s. 22 ff), KLiestøl (s. 65 ff), LAmundsen 117 ff, mit mythologischen fragen HFalk (s. 1 ff) und StKonow (s. 53 ff); der sprachvergleichung gehört der kleine aufsatz von ASommerfelt (s. 48 ff) an, der altnordischen grammatik der von Didrik Arup Seip (s. 70 ff). weit ausholende gelehrte beiträge zum commentar des Vǫlsa-þátt liefert SEitrem (s. 85 ff); den 'zöllnergestus' erklärt und verfolgt AFriedrichsen (s. 73 ff). das frühe interesse der romantik an der volkssprache (1813) bezeugt eine mitteilung von RIversen (s. 110 ff). — Den schluss bildet eine bibliographie der druckschriften Kjaers. E. S.

Festskrift til Amund B. Larsen på hans 75-års fødselsdag 15. desember 1924. Kristiania, Aschehoug & co. 1924. 246 ss. 8⁰. 20 kr. — Auch Amund Bredesen Larsen gehört unter die mitarbeiter der 'Norske Gaardnavne', zu denen er 1905 den VIII bd (Nedenes amt) beigesteuert hat; aber seine lebensarbeit ist doch, mit dem jahr 1882 einsetzend, den norwegischen dialekten gewidmet gewesen, die er jahr für jahr auf längern reisen an ort und stelle studiert hat: mit der historisch gestützten lautlehre seiner heimatsmundart, der von Solør, hat er 1895 eine leistung geschaffen, die, wie die vorliegende festschrift bezeugt, einer ganzen generation von forschern ansporn und vorbild geworden und geblieben ist. dem entspricht denn auch die zusammensetzung dieser festschrift, in der die dialektkunde überwiegt, aber nicht die rein beschreibende, sondern eine die immer aus der geschichte der sprache schöpft und zugleich ihr dient.

Der ortsnamenkunde allein gehören nur die hübschen miscellen von A. Kjær 'Tre navne' (s. 233—38) an. schon der aufsatz von Eilert Mo 'Dativ og genitiv av gardnamn i Rindalen og Surndalen' (156—67) leitet zur mundartenforschung über. zwei arbeiten gelten der ältern geschichte dieser studien: Ragnvald Iversen, 'En ordsamling mellem Gunnerus' papirer' (190—200) führt uns ins jahr 1743 zurück; dem ganzen zeitraum von ca 1625 bis ca 1850, dh. bis zu dem vater der neunorwegischen sprachforschung, gilt der aufsatz von Torleiv Hannaas, 'Norske bygdemåls-arbeid fyrr Ivar Aasen' (87—105), der vorwiegend auf hss. der Kopenhagener Kgl. bibliothek beruht. aus dem unerschöpften nachlass Johan Storms holt Olai Skulerud in dem umfangreichsten beitrag studien und materialien über 'Sør-austlandske målføre' hervor (1—72). fünf weitere aufsätze nenn ich nur kurz, da sie unsern interessen und meinem urteil zu fern liegen: Magnus Olsen, 'Om grammatisk og logisk kjøn i østlandske og sørlandske bymaal' (73—81);

M. Berntsen, 'Levninger av *u*-omlyd og *w*-omlyd i Stavanger bymål usw.' (150—55); Trygve Knudsen, 'Om Tønsbergs bymål' (130—142); Jørg. Reitan, 'Vokalavrunding i nytrøndsk' (201—12); Vilhjelm Riksheim, 'Noko um tonelag i Vefsnmålet' (213—23). man darf bei dem hohen stand der norwegischen dialektforschung hier überall auch auf principiell wichtige erörterungen und aufschlüsse gefasst sein.

Stärkeres interesse nach der sprachgeschichtlichen seite befriedigt demnächst die abhandlung von Didrik Arup Seip, 'Et gammelt sjømalsfenomen' (s. 168—185): er behandelt den übergang von *kn* > *ŋn* und *tn* > *nn*, der sich im 14 jh. in der küstensprache östlich und westlich von Oslo (Kristiania) und zu beiden seiten der grenze zwischen ostnordisch und westnordisch vollzieht, ohne dass an einen dänischen einfluss gedacht werden kann. dann Gustav Indrebø, 'Litt um burtfallet av fleirtal i verbalbøygjingi i norsk' (106—114): die für das norwegische hervorragend charakteristische erscheinung setzt schon in altnorweg. zeit ein, entwickelt und verbreitet sich dann aber im mittelnorwegischen 1360—1530. schliefslich Marius Kristensen, 'Om nogle dialektegendommligheder i Vesterøernes sprog' (143—149): behandelt einzelne fälle der übereinstimmung wie des unterschieds in der nordischen sprache Islands und der Færøer sowie den ausgegangenen nord. dialekten der nordenglischen inselgruppen und liefert zwei wertvolle beiträge zu einem commentar des shetländischen Hildinakvad.

Wortgeschichtliche studien haben beigesteuert: Bengt Hesselman, 'Juglon' (115—29), der diesen namen der 'rosa rubiginosa' als eine umdeutung aus französ. *aiglantier* resp. *aiglan* erklärt und damit betrachtungen über französisch-skandinavische culturbeziehungen verbindet, und Carl Marstrander, 'Skjæks øl' (186—189), der, einer anregung Alf Torps folgend, das altnord. *skjađak* 'lolium temulentum' (das der bierbereitung oft unbequem wurde) auf irisch *scethach* uä. ('vomifica') zurückführt; aus den sich anschliefsenden bemerkungen über lautsubstitution heb ich den protest gegen eine auswertung von **Walhôz* < *Volcoi* für das alter des germ. lautverschiebung hervor.

Über die nordische grammatik hinaus greifen die bemerkungen von Alf Somerfelt, 'Til brytningen' (82—86) und von Jakob Sverdrup, 'Om idg. **bh, *dh, *gh* i det eldste germansk' (224—33): nach Franck und Meillet ein weiterer einspruch gegen die seit HPaul herschende auffassung, mit einer beherzigenswerten warnung vor dem dogma der urgermanischen einheitssprache.

Auch diese festschrift wird eröffnet durch ein bild des jubilars und geschlossen durch eine übersicht seiner schriften — und reisen: von Sigurd Kolsrud (s. 239—46). E. S.

Die Schweiz im deutschen geistesleben. eine sammlung von darstellungen und texten, herausgegeben von Harry Maync. Leipzig, Haessel 1923 (h. 22). 1924 (h. 33 bis 38). kl. 8⁰. je 2 m. — Mit erstaunlicher raschheit schreitet das offenbar sehr gut vorbereitete unternehmen (vgl. Anz. XLIII 141) vorwärts, und man muss wünschen, dass dem fruchtbaren eifer von herausgeber und verleger der erfolg, hüben und drüben, entsprechen möge. — h. 22. **Albert Köster**, Klopstock in der Schweiz (67 ss.) vereinigt in saubeгster widergabe alle auf des dichters Schweizer reise und aufenthalt bezüglichen documente; die einleitung erhebt sich eindrucksvoll zu einer würdigung der ode auf die Zürchersee-fahrt, die deren poetischem wert ebenso gerecht wird wie ihrer biographischen bedeutung. das beigegebene gleichzeitige bild des dichters (ohne kunstwert) hätte wol ein paar erläuternde worte verdient. — h. 33. **Otto von Greyerz**, Die mundartdichtung der deutschen Schweiz (117 ss.) gibt ein geschichtliches bild der deutschschweizerischen dialektpoesie von den ersten litterarischen regungen der mundart im historischen volkslied und drama an: über die anfänge einer sangbaren lyrik im anschluss an das volkslied, die hier, unabhängig von Hebel, auf zwei katholische geistliche der Innerschweiz zurückgehn, zur idylle der Usteri und Corrodi, und weiter zur lyrischen dichtung im zeichen Hebels, wo denn besonders die Basler Jakob Burckhardt und Theodor Meyer-Merian hervortreten. die 'dramatischen anfänge' machen uns ua. in dem socialen drama von Jakob Stutz 'Der brand von Uster' (1836) mit einem merkwürdig frühen vorläufer von GHauptmanns 'Webern' bekannt. dann ziehen kinderpoesie, verserzählung, schwank- und gelegenheitsdichtung an uns vorüber; es folgen anfänge der dorfgeschichte im dialekt, die seit den 1860er jahren, nicht ohne starken einfluss von Jeremias Gotthelf her, zunächst vor allem von Solothurnern gepflegt wird. um die wende des jahrhunderts wagt sich die mundartliche erzählungskunst auch an die historische novelle. den künstlerischen höhepunct erreicht die epik in den dialektdichtungen des Solothurners Josef Reinhart und des Emmentalers Simon Gfeller. von den neuen lyrikern leitet der rücksichtslose naturalist Paul Haller aus dem Aargau wider zum drama über, wo wir das gleiche streben wie bei der epik von der idylle und dem schwank hinweg treffen: seit der mitte des vorigen jahrzehnts bewältigen die dialektdichter auch ernste und erschütternde stoffe aus dem volksleben und beginnen das historische schauspiel zu meistern. diese mit vielen eindrucksvollen (für mich natürlich uncontrolierbaren) einzelcharakteristiken ausgestattete litterarhistorische linienführung ist ungemein lehrreich; kein stammesgebiet, keine deutsche landschaft vermag bisher eine darstellung aufzuweisen, die mit warmer heimatsliebe so viel

unbestechliches urteil verbindet. — h. 34. **Lilli Haller**, Julie Bondeli (69 ss.) bietet einen mit briefauszügen (in übersetzung) belebten temperamentvollen essai über die durch geist und charakter bedeutsamste frauengestalt, welche das Schweizer geistesleben uns aufzuweisen hat. eigenwert hat das bändchen durch die wolbegründete einschränkung des legendarischen 'freundschaftsverhältnisses' zu Rousseau, den Julie zwar enthusiastisch verehrt und leidenschaftlich verteidigt hat, zu dem sie aber nur flüchtige persönliche beziehungen gewann; und dann durch die beigabe eines bildes, das endlich unsere neugier nach der körperlichen erscheinung der einstigen verlobten Wielands befriedigt. mit geschichtlichen daten und eigennamen nimmt es die verfasserin nicht eben genau: sie beschenkt ihre vaterstadt Bern im 18 jh. mit einer 'universität' (s. 8) und erblickt in einem grafen Sinzendorf (!), der Julie 1764 besucht und dann ein paar tage mit Rousseau zubringt (! Bodemann s. 293), den stifter von Herrnhut (s. 26) — der obendrein längst das zeitliche gesegnet hatte. auch ihr im übrigen gewandtes deutsch hätte gelegentlich einer grammatischen feile bedurft: vgl. s. 37 z. 2 v.u. 'ihn deuche' für 'ihn dünke'. — NB. wäre es nicht eine schöne aufgabe für einen unserer Berner collegen, eine möglichst vollständige sammlung der einzigartigen briefe der Bondeli zu schaffen? ich meine Julie könnte getrost neben Caroline treten. — h. 35. **Albert Fischli**, Schweizer balladen, ausgewählt und eingeleitet (107 ss.): in sorgsamster auswahl, die von Lavater und Usteri über die grofsen Schweizer GKeller, CFMeyer und Spitteler bis zu einigen talentvollen schülern Liliencrons und Münchhausens leitet, werden uns 40 der besten und charakteristischsten stücke geboten, wobei freilich auf die in der sammlung bereits enthaltenen bändchen (CFMeyer, Leuthold, Dranmor) rücksicht genommen werden muste. die einleitung belehrt uns darüber, welcher wust von gereimten sagen und balladenzyklen aus der verhängnisvollen saat von Uhland und Schwab unberücksichtigt blieb, und verweilt dann besonders bei der würdigung von CFMeyer, Spitteler und Adolf Frey, der als dichter bei seinen landsleuten mehr und mehr zur geltung zu kommen scheint. — h. 36. **Robert Faesi**, Conrad Ferdinand Meyer (146 ss.) ist eine neuauflage der der 'dünndruckausgabe' der werke des dichters vorangestellten einleitung, die auch neben dem vielen guten was in den letzten jahren über Meyer geschrieben worden ist, ihren eigenwert hat und in ehren besteht. — h. 37. **Carl Albrecht Bernoulli**, Johann Jakob Bachofen als religionsforscher (120 ss.) mag von uns, die wir keine zeit finden, des verfassers 700 seiten starkes werk über 'Bachofen und das natursymbol' zu lesen, immerhin dankbar begrüfst werden, denn so energisch es Bernoulli selbst, als seines helden unwürdig, ablehnt: 'Bachofen beginnt in mode zu kommen'! — das heft 30

der vorliegenden sammlung zeigt uns ja einen seiner neuen adepten. aber eben darum wird sich doch mancher gern von einem so gründlichen kenner seiner werke wie CABernoulli über die person und die forschungsweise des zweifellos bedeutenden mannes und die grundzüge seiner auf dem boden der romantik völlig eigenwüchsig erstandenen natursymbolik unterrichten lassen. einem neuen triumphzuge des 'Mutterrechts' von 1861, den einige schon anbrechen sahen, ist übrigens zur rechten zeit, ohne absicht und polemik, der Schwede Sven Lönborg mit einer höchst lesenswerten, scharfblickenden und nüchtern klaren schrift Der klan (Jena 1921) entgegengetreten. — h. 38. **Eduard Ziehen**, Friedrich der Grofse und die Schweiz (107 ss.) ist direct aus dem schönen buch des gleichen verfassers über die 'Deutsche Schweizerbegeisterung 1750—1815' (1922) erwachsen (vgl. das register dazu unter Friedrich II) und bringt im II teil einige mit gutem tact ausgewählte belegstücke. E. S.

Snorris Königsbuch, bd 1—3, übertragen von **Felix Niedner** (Thule, Altnord. dichtung u. prosa, 2. reihe, bd 14—16). Jena, Diederichs. 328. 412. 494 ss. 8⁰. — Diese erste deutsche übertragung von Snorris grofsartigem geschichtswerk, wie überhaupt die ganze sammlung Thule, stellt eine so starke bereicherung des deutschen schrifttums dar, dass wir für ihr entstehn und erscheinen, zumal in so schwieriger zeit, aufrichtig dankbar sein müssen. wir dürfen uns von ihr weitreichende würkungen versprechen. die altnordische philologie, so klar und neu sie das verhältnis des nordgermanischen zum südgermanischen altertum in den letzten jahren zu erkennen begonnen hat, leidet ein wenig daran, dass der kreis ihrer forscher zu eng gezogen ist. es fehlen heut männer wie Konrad Maurer. es ist zu hoffen, dass die sammlung Thule überhaupt und nun auch Snorris Königsbuch historiker, culturhistoriker, staatsrechtler, religionswissenschaftler usw. wider in stärkerem mafse zur mitarbeit anlockt.

Niedners übersetzung, auf den ersten blick zuweilen noch nicht wortkarg genug — aber der recensent hat für seine person längst eingesehen, dass die kristallne geschliffenheit der altnord. sagaprosa im deutschen leider unnachahmlich ist —, trifft doch immer, nicht nur den sinn, sondern auch ton, stil, gefühl der vorlage ohne verfälschung; sie erreicht den höhepunct ihrer kunst in den Skaldenstrophen. auf diesem schwierigsten gebiete hat sich N. eine meisterschaft erworben, die bereits früheren Thulebänden zugute gekommen ist und die auch hier einmal öffentlich anerkannt werden muss. natürlich hat man über den sinn dieser oder jener wendung zuweilen eine andere ansicht, manches wird sich durch Meifsners skaldenforschungen (und auch durch EAKocks einsprache) modificieren, das meiste indessen wol bestätigt werden. N.s widerholt geäufserte ansicht,

die Eigla sei Snorris jugendwerk, bedarf noch letzter erörterung. für das verständnis des textes, der persönlichkeit Snorris, seiner litterarischen tätigkeit, der anlage des werkes ist in den hübschen einleitungen und in den anmerkungen viel getan; N.s vorstellung von Snorris verhältnis zu seinen schreibern wird man teilen. die von Mogk (FF Communications nr 51, 1923) aufgeworfene frage nach dem novellendichter Snorri muss nun auf das gesamte Königsbuch, nicht nur auf das Ynglingenvorspiel, ausgedehnt werden. um nur ein beispiel zu bringen, so scheint man bisher noch nicht bemerkt zu haben, dass das gespräch der könige cap. 101 im Olaf Tryggvasonteil (Niedner I 304) dasselbe erzählungsmotiv enthält wie das vom Monachus SGalli II 17 überlieferte gespräch des Langobardenkönigs Desiderius mit dem Franken Otker: der eiserne Karl ists immer noch nicht; noch immer ists nicht Olaf Tryggvason mit seinem kriegsschiff Langorm. dies erzählungsmotiv ist hier so schöpferisch in die scenerie einer seelandschaft gekleidet, wie gelegentlich auch sonst isländische quellen sagen- und märchenmotive in die insellandschaft umkleiden (s. recensent Isländ. märchen s. II). die frage, was ist geschichte, was ist novelle, was ist alter sagastil, was ist Snorris persönliche leistung?, muss neu erhoben werden. der ganze von Snorri dargestellte 300 jährige zeitraum selbst muss sinnvoll in eine grofse perspective gerückt werden, wozu er selber uns die handhaben bietet: es ist, unter widerstand der breiten volksstimmung, aber geführt von den königen, der übergang des frühgermanischen altertums in die daseinsformen des romanisierten mittelalters nun auch im norden, der gleiche vorgang der ein paar jahrhunderte früher sich im Frankenreiche abgespielt hat, welches das muster bot. grofskönigtum, einheitsstaat, imperialismus, feudalwesen, verbesserung des heerbanns, königsvögte, die romanische form des christentums, städtegründung, bürgertum, gildehäuser, königsburgen, hofceremoniell, mafsnahmen für recht und handel, architektur sind nur ein paar stichworte. wenn der skalde Sigvat dem söhnchen Olafs des Heiligen symbolhaft in der nottaufe ausdrücklich nach kaiser Karl den namen Magnus gibt, so sind ihm in diesem augenblick die königlichen intentionen bewuster als dem könig selbst. auf jenen Olaf übertrug man die Karlsgeschichte, dieses Olafs sohn bekommt den namen kaiser Karls. und die ganze erscheinung Snorris, vielseitiger als Alkuin und wie dieser ein staatsmann, dichter, diplomat, gelehrter, königsfreund zugleich, erklärt sich aus dieser perspective. das rätsel seines humanistenhaft klugen und bewusten vorwortes gehört in einen so sich eröffnenden gröfseren zusammenhang hinein, wie etwa auch der sogen. euhemerismus der götter des Ynglingenteils. es ist ein symptom jener beklagenswerten unbekanntheit der altnord. litteratur, wenn Fr. v. Bezold, in seiner schrift über 'Das fortleben der antiken götter' (1922) ausführlich über den

abendländischen euhemerismus handelnd, Snorris mit keiner silbe gedenkt. aber Martin von Bracaras predigt de correctione rusticorum, derzufolge Jupiter ein berüchtigter zauberer und verführer war, und Isidors 8. buch, nach dem die götter menschen der alten zeit, verehrt nach ihrem tode wegen ihrer taten, gewesen sind, waren bis nach England, Norwegen, Island bekannt und haben zweifellos die bei Snorri zutage tretende auffassung Odins und der andern Asen beeinflusst.

Frankfurt a. M. . **Hans Naumann.**

Bauern und helden. geschichten aus Alt-Island. hrsg. von dr **Walter Baetke.** Hamburg, Hanseatische verlagsanstalt. 8⁰. bd 1. Glum der Totschläger. übertragen u. m. e. einführung hrsg. von **W. B.** 1923. 125 ss. — bd 2. Die Schwurbrüder. (ebenso.) 1924. 144 ss. je 2 gm. — Eine neue reihe von übertragungen altisländischer prosalitteratur? so wird mancher angesichts des vorliegenden unternehmens fragen — und hinzufügen: cui bono? man sollte meinen, dass die sammlung Thule in immer vollkommenerer weise ihren zweck erfüllt, durch stilgerechte verdeutschungen weiteren kreisen die kostbarkeiten altnordischen schrifttums und damit neue kraftquellen zu erschliefsen. es muss daher offen ausgesprochen werden, dass der hrsg. in jedem falle überflüssige arbeit geleistet hat. besonders gilt das für die Glúmss., die seit 1921 in Ranischs feinfühliger, von B. auch nicht entfernt erreichter nachbildung vorligt (Thule bd 11). etwas anders verhält es sich mit der Fóstbrs., deren übertragung durch EvMendelssohn man als gänzlich mislungen bezeichnen kann (vgl. auch Schneider Anz. XXXVI 219 f). — Ganz allgemein ist zu sagen, dass B. den text mit einer — auch durch den populären zweck der sammlung nicht gerechtfertigten — freiheit behandelt, die gegenüber dieser einzigartigen prosa an rücksichtslosigkeit grenzt und einen bedenklichen mangel an stilgefühl offenbart, wo sorgsamstes feilen erste pflicht gewesen wäre. beide übersetzungen machen den eindruck überstürzter arbeit und halten sich nicht frei von ungenauigkeiten, papiernen wendungen, zugeständnissen an den modernen geschmack und gröbern fehlern. hier einige belege: Glúmss. c. 3: die spottbezeichnung des Eyjolf-Ingjaldsson als *töttrabassi* ist mit 'ungeheuer' (s. 41) nicht adäquat widergegeben: es muss 'rauhbär' oder 'zottelbär' heifsen. c. 6 heifst es von Glum: *þá er aðrir menn drukku eða höfðu aðra gleði, þá lá hann og hafði feld á höfði sér.* B. setzt hinzu (s. 50): 'und war niemals vergnügt'. — ebenda: *skip búa* heifst stets 'ein schiff ausrüsten', nicht 'bauen' (s. 53). — *vísa* wird in beiden sagas fast durchweg mit 'vers' widergegeben, ebenso *húskarl* mit 'hauskerl'. — Thorkels gebet zu Frey (Glúmss. c. 9), eine glanzstelle der saga, hat B. (s. 64 f) durch rücksichtslose umformung der construction um seine altertümlich-feierliche würkung gebracht, und

ganz versagt seine übersetzergabe vor Glums zweideutigem tempeleid c. 25 (Baetke s. 107). — im process mit den leuten vom espenhügel (cap. 14) sagt Glum: *nú mun ek bjóða sætt, meir eftir því sem maðr var verðr, enn eftir ofsa yðrum Esphælinga.* B. verdeutscht das: 'ich will nun einen vergleich anbieten, mehr in ansehung dessen, was der mann (sc. Kalf aus Blockscheune) wert war, als des übermutes von euch Espihölern' (! s. 77). — wenn B. den virtuos erzählten mordanschlag des Skuta (cap. 16) übergieng (wol weil er auch in der Reykd. widerkehrt, hätte er die episode von Ingolf und Scheunenkalb (cap. 13—15) ebenso behandeln müssen. denn beides sind einschübe (vgl. FJónsson Lit. hist. 2 aufl. s. 223f u. 232ff; über die Ingolf-episode und das motiv der freundesprobe hoff ich an andrer stelle kurz zu handeln). — cap. 18: *ráða um matargerð* heifst doch nicht 'über die speisebereitung reden' (*røða*!), sondern 'sich darum kümmern'! (s. 83). cap. 22: zum beinamen *Allrasystir*, den Thorvards mutter Yngvild führt, ist HKoht Arkiv 37, 349 zu vergleichen. er hat keine ironische bedeutung und ist daher mit 'Allerwelts-schwester' (s. 94) falsch widergegeben.

Die übertragung der Fóstbrs. ist kritischer und lesbarer als die EvMendelssohns, der gesamteindruck aber auch hier kein durchweg günstiger. cap. 4 (ausg. v. Vald. Ásmundarson) übersetzt B. Thorgeirs worte an Thorbrand: *ok mun Hel, húsfreyja þín, leggja þik sér í faðm* so: 'und Hel, dein weib, wird sich dir in den schofs legen' (! s. 50). vgl. übrigens zur zweifellos interpolierten stelle RMeifsner Strengleikar s. 62. — am schwersten aber wiegt der schnitzer s. 92, wo B. ohne rücksicht auf wortlaut und situation *ein(n) góðan veðrdag* (Hauksbók ed. FJónsson s. 381, 17) so widergibt: 'an einem schönen wintertag (!). doch — sapienti sat.

Kiel. **Fritz Loewenthal.**

Altsächsisch, Heliand, Genesis und kleinere denkmäler in erläuterten textproben mit sprachlich-sachlicher einführung von **Otto Basler.** Freiburg i. B., Wagner 1923. VIII u. 228 ss. 8°. 6,80 m. — Die vorliegende schrift will den anfänger an hand von ausgewählten textproben — namentlich aus Hel. und Gen. — in sprache und litteratur der altsächsischen denkmäler einführen, ihn im besondern mit den fragen der Heliandforschung bekannt machen und ihm ausgesprochenermafsen 'die erwerbung eines vollständigen Heliandtextes' ersparen. so verständlich mir diese erwägungen aus den erfahrungen der unseligen inflationszeit sind, so ist doch m.e. für den tiefer dringenden besitz und kenntnis des ganzen Hel. nach wie vor unabweisbare pflicht, und heuer sind ja auch die mittel nicht mehr so schwer zu erlangen, durch die man zu den quellen steigt.

Im übrigen ist die einführung mit grofsem fleifse gearbeitet, die litteratur, soweit erreichbar, sorgfältig verwertet und die an

Hel. und Gen. sich knüpfenden probleme sachkundig behandelt. nur hätte ich den darstellenden abschnitten, die von den textproben abgelöst werden, mehr prägnanz gewünscht.

An einzelheiten hab ich zu bemerken: s. 7: zu *skrīban* und den verwanten begriffen s. ESchröder Zs. 37 (1893), 241 ff, bes. 262 ff, vgl. Zs. 61, 57 f. — s. 42: eine art melodramatischer harfenbegleitung, wie sie B. für Hel. und Gen. annehmen möchte, erscheint mir als grober anachronismus. — s. 48: das Hildebrandsl. ist hochdeutschen ursprungs. mittelfränkische herkunft, für die B. mit Kluge eintritt, ist abzulehnen und auch von Wadstein unter hinweis auf den stabreim *riche : reccheo* v. 48 widerlegt (s. Göteborgs högskolas årsskrift 26 (1920) 167). — s. 127: dass 'ragnarök' in der Völuspa als 'götterdämmerung' fälschlich aufgefasst sei, ist ein seltsamer irrtum. nur Lokasenna und Snorra Edda haben *ragna rǫkkr* 'verfinsterung der götter', s. Mogk bei Hoops RL III 436.

Zum schlusse noch ein paar worte zur überlieferung der Praefatio. B. spricht s. 77 und 168 von der Hel.-hs., die sich nach Melanchthons mitteilung in Luthers besitz befunden und die Praefatio samt Versus enthalten habe, vgl. Clemen Zbl. f. bw. 36 (1919), 256 ff, meint aber, nicht diese hs. könne *Flacius* — oder seinem gewährsmann — vorgelegen haben, sonst hätte er in seinem Catalogus eine textprobe ausgehoben. ich halte diesen schluss, den — bei andrer sachlage — schon Jellinek Anz. XXI 222 gezogen hatte, keineswegs für zwingend. betrachten wir einmal Flacius verfahren bei der erwähnung Otfrieds (ich citiere den Cat. nach der Lyoner ausg. von 1597). F. sagt über O.s werk: *vidi autem eos libros et lingua adeo a praesenti variat, ut a nemine Germano nunc quidem intellegi queant, imo vix pauca verba possunt percipi*, t. 2, 29. eben diese unverständlichkeit des idioms hat den Südslaven F., der nicht einmal das deutsch seiner zeit ordentlich verstand (s. Kelle Otfr. I 103), offenbar davon zurückgehalten, auszüge aus dem text zu veröffentlichen. er bringt daher nur die zuschrift an Liutbert. genau ebenso verfährt er beim Heliand. da ihm das as. noch ferner liegen muste als das ahd., druckt er nur die Praefatio nebst den Versus ab und begnügt sich mit der — von andrer seite (vielleicht von Gassar?) — erhaltenen mitteilung, das gedicht sei in *lingua Saxonica* abgefasst. über den *vates non ignobilis* und sein werk, dessen metrische gestalt ihm — anders als bei Otfrid! — ein buch mit sieben siegeln sein muste, konnte er ja unmöglich mehr aussagen, und über die sprache der dichtung mochte ihn Luther belehrt haben, dem wir ohne weiteres soviel intuition zutrauen dürfen, dass er den nd. charakter des Hel. sofort erkannte, s. dazu auch Clemen aao. s. 257 f. jedenfalls gelangt so doch Scherers ansicht wider zu ehren, dass man schon v o r Flacius das gedicht zu dem alten Sachsen in beziehung gesetzt habe.

Kiel. **Fritz Loewenthal.**

L a u t b i l d u n g s k u n d e, einführung in die phonetik von **E. Richter** [Teubners philologische studienbücher]. Leipzig u. Berlin, Teubner 1922. VIII u. 144 ss. 8⁰. — Dies sauber gearbeitete, gut geschriebene und klar formulierende büchlein möcht ich, gleich Sütterlins Lautbildung, in der hand unserer studierenden sehen. es wird um so heilsamer würken, als die verf. sich 'der geringen ausdehnung des rein naturwissenschaftlichen gebietes innerhalb der sprachwissenschaft' bewust ist, anderseits die bedeutung der naturwissenschaftlichen beobachtung als grundlage der geschichtlichen sprachbetrachtung scharf betont. die aufzählung der 110 laute (§ 23) aus dem deutschen, englischen, französischen, italienischen, spanischen und portugiesischen, die eine nächste auflage um die fehlenden germ. culturspracheu bereichern möchte, wird auch dem forscher ein willkommenes arbeitsinstrument sein. ERichter beweist dass man selbst auf einem so internationalen forschungsgebiet ohne fremdwörter auskommen kann. ob das der internationalen lesbarkeit förderlich ist, bezweifle ich.

Bonn. **Th. Frings.**

G e s c h i c h t e d e r n i e d e r d e u t s c h e n l i t e r a t u r von **W. Stammler** (Aus Natur und Geisteswelt 815). Leipzig u. Berlin, Teubner 1920. 126 ss. 8⁰. — M i t t e l n i e d e r d e u t s c h e s l e s e b u c h von **W. Stammler**, Hamburg, P. Hartung 1921. 148 ss. 8⁰. — Bekannt geworden sind mir drei besprechungen von Stammlers L i t e r a t u r g e s c h i c h t e: WSeelmann Ndd. jahrbuch 46 (1920), 79f; GStruck Zs. f. d. mdaa. 16 (1921), 185—188; CBorchling Quickborn 14 (1921), 71 f. jeder hat das seinige auszusetzen, und aller urteile streiten in wichtigen puncten gegeneinander; bei der beurteilung von Klaus Groth hat Teuchert in einer redactionellen anmerkung wider gegen Strucks kritik stellung genommen. keiner bestreitet die originalität und die kühnheit der Stammlerschen leistung, und wir randbewohner wollen uns freuen, dass der verf. selbstgefühl und wagemut besessen hat, den überblick vor der klärung aller einzelheiten hinausgehn zu lassen; die einzelforschungen des verf.s sind uns bürgschaft genug für seine zuverlässigkeit. ich habe naturgemäſs vor allem nach den fäden gesucht die das ndd. gefärbte nördliche Rheinland mit dem osten verbinden; und gleich Borchling vermiss ich da neben einer behandlung des hd.-ndd. problems eine auseinandersetzung über die ndl.-ndrhein.-ndd. verknüpfungen; das sind nicht allein litterarische, sondern sprachliche und allgemein culturelle bindungen und strömungen, die wir aufdecken müssen. es wird mir immer deutlicher, wie eng sich im ausgehnden mittelalter und in der frühen neuzeit im Kölner und Klever land die fäden verschlungen haben, die bald in Köln, bald in Holland, bald im Westfälisch-niederdeutschen angesponnen sind. das thema sprach- und litte-

raturlandschaft drängt sich hier besonders deutlich vor: die litterarischen und geistigen strömungen laufen die gleichen wege, die die rückwärtsbauende moderne dialektgeographie für die laut-, formen- und wortgeschichte der gleichen zeit aufgezeigt hat. drum freu ich mich auch ganz besonders an Stammlers **Lesebuch**, das uns instand setzt, die wichtigsten sprachlichen und litterarischen wege in dem rahmen Amsterdam-Flandern-Köln-Königsberg abzulaufen.

Bonn. **Th. Frings.**

Beiträge zur kunde der bairisch-österreichischen mundarten von **W. Steinhauser**, 2. heft: 1. Textproben, 2. Wortkundliches (Sitz.-ber. d. Akad. d. wiss. Wien, phil.-hist. kl. 195. bd, 4. abh.). Wien, Hölder 1922. 92 ss. 8⁰. — 18 aufnahmen meist mittelbairischer mundarten, jede die 40 sätze Wenkers und einen freien text bietend. das hauptgewicht ist auf die lautwidergabe gelegt, wofür eine reich ausgestattete lautschrift angewandt wird. der verf. verfolgt damit den zweck, den geschichtlichen lautwandel geographisch zu belegen. für eine anzahl lautvorgänge (di- und monophthongierung, l-schwund nach vocal, rundung ua.) erweist sich dieses verfahren immerhin soweit brauchbar, dass es staffeln der geschichte sehen lässt; der wunsch nach umfassender dialektgeographie freilich wird angesichts solches ergebnisses nur noch dringlicher. im schlussteil bietet St. eine probe des kommenden grofsen bair.-österr. wörterbuchs, dem man danach mit gröstem interesse entgegensehen darf. die Lessiaksche anordnung des stoffes besteht hier ihre probe. dass der verf. allen nachdruck auf die etymologie legt, mag bei dem jetzigen stande der sammlung erklärlich sein, späterhin werden die schwierigkeiten sich so steigern, dass deutungsversuche — vor laut- und wortgeographischen untersuchungen ein heikles ding! — zurücktreten müssen. hoffentlich wird uns nicht das bair.-österr. wb., wie es nach der probe den anschein hat, sein sprachgeschichtliches material vorenthalten.

Rostock. **H. Teuchert.**

Proben hoch- und niederdeutscher mundarten von **Alfred Götze** [= Kleine texte für vorlesungen und übungen nr 146]. Bonn, Marcus & Weber 1922. 110 ss. — Diese sammlung soll den gleichen zwecken wie des verf.s Frühnhd. lesebuch, aber nicht nur dem akademischen, sondern dem deutschen unterricht schlechthin dienen. beim ausmafs der einzelnen proben hat G., wie mir scheint, durchweg das rechte getroffen: der umfang ist knapp, doch ausreichend um die eigentümlichkeiten der betr. mda. aus dem lautstande zu bestimmen. inhaltlich sind die texte so ausgewählt, dass vor allem des volkes art, sitte und humor gut zur geltung kommen und die lectüre reizvoll beleben. das ganze ist auf drei gruppen verteilt: ober-, mittel- und niederdeutsch. das obd. dominiert; das md. ist

schwächer, aber gleichmäfsig vertreten, nicht so das nd.: hier spricht das westfälische aus vollen sieben proben, während eine ganze reihe andrer gebiete, wie Südhannover, Anhalt, Altmark, Hamburg, Schleswig-Holstein, Mecklenburg ausfallen. im ganzen sind 62 dialekte aufgenommen: nicht nur aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, sondern auch aus den vielen deutschbesiedelten, heute unter fremdherschaft stehnden gebieten. nicht zugänglich waren im westen Elsass-Lothringen, Saargebiet, Rheinpfalz, Luxemburg und Belgien, im osten Danzig, Memelland und Balticum. so zeugt auch dieses buch von der deutschen not.

G. Bebermeyer.

Die uhrenmacher vom Schwefeldobel. ein hausbuch des hohen Schwarzwalds von Oskar Furtwängler †, herausgegeben von **Ernst Ochs.** Freiburg i. Br. 1924, selbstverlag des herausgebers (Zähringerstr. 5) und von diesem direct zu beziehen. VI u. 112 ss. 8⁰ m. e. karte. 3,50 m. — Der 1850 geborene, 1908 gestorbene uhrmacher und spätere fabrikant Oskar Furtwängler, einer familie angehörig aus der eine ganze reihe tüchtiger männer hervorgegangen ist, hat gegen ende seines lebens jugenderinnerungen niedergeschrieben, die bis z. j. 1869 reichen und eine wertvolle fundgrube für die sprache und das volkstum seiner engsten heimat, der gemeinde Gütenbach zwischen Waldkirch und Furtwangen, nahe der passhöhe des Schwarzwalds, darstellen, zugleich aber eine herzerquickende lectüre bilden: für jeden der sich in die nicht ganz leichte sprache hineingelesen hat. denn F. hat sein hausbuch in der reinen, urwüchsigen volkssprache geschrieben, die bei ihm besonders in syntax und wortschatz überaus echt anmutet und lexikalisch einen verblüffenden reichtum bei hoher altertümlichkeit aufweist. der herausgeber prof. Ochs hat die von F. selbst gewählte orthographie vorsichtig von störendem ungeschick gesäubert und bietet so auch dem sprachforscher eine zuverlässige quelle des dialekts dar, der, in der mundartlichen litteratur auch anderweit nicht ohne vertretung, hier doch ganz besonders frisch sprudelt: 'westliches mittelalemannisch mit ganz leichtem schwäbischem einfluss'. für den referenten aber, obwol er der mundartenforschung fern steht, ist das büchlein eine ganz besondere freude: er hat im sommer und herbst 1879 als student in Gütenbach ein paar monate zur erholung zugebracht, ist in lebendigem gedächtnis mit allen örtlichkeiten und nicht wenigen persönlichkeiten dieses heimatsbuches vertraut und spürt beim klange der mundart und zahlreichen halbvergessenen dialektwörtern liebe erinnerungen wider aufwachen. **E. S.**

Mittellateinisches lesebuch. eine auswahl aus der mittellateinischen litteratur in Deutschland von dr **Paul Alpers.** Gotha/Stuttgart, F. A. Perthes 1924. XVI u. 95 ss. 8⁰. gebd. 2,40 m. — Wilhelm Meyer hätte seine freude gehabt, hätte er

dies buch noch erlebt. es war sein tiefer wunsch den es erfüllen will: aus einer zeit in der das lateinische unser schrifttum beherschte, dem wertvollsten woraus deutscher geist in lateinischem gewande zu uns spricht, auf unsern schulen eingang zu verschaffen. Alpers hat sich die aufgabe gut gestellt und so gelöst, dass sein buch geeignet ist, für das neue ziel zu werben. es ist nur wertvolles was die auswahl bietet. für eine zeit geistlichen schrifttums kommt gerade das weltliche zu erfreulich reichem ausdruck. vielleicht wäre es sogar gut bei künftigem ausbau dem geistlichen leben noch etwas mehr raum zu geben. ich denke hier an die Casus sancti Galli, ich denke an das Tegernseer spiel vom Antichrist, in dem mit dichterisch wertvoller formung christliche gedankenwelt und nationales deutschtum staufischer tage einen bund geschlossen haben. fände eine neuauflage hierfür raum und etwa noch für den tropus *Quem quaeritis in sepulchro, o christicolae,* so käme auch das drama zu seinem recht, das die lateinische sprache so lange festhält. von der Winterfeld-Reichschen vorstellung, dass Hrotswith (das *th* wollen wir ihr doch lassen) an aufführungen habe denken können, sollte der vf. sich freimachen. — Die geschichtschreiber hofft er später stärker berücksichtigen zu können, das geistes- und culturgeschichtliche muss dabei mafsgebend bleiben (die heldensage, Iring, bei Widukind!). die berechtigung der Historia Langobardorum in diesem kreise seh ich nicht ein, vermisse aber eine dichtung aus dem kreise Karls des Grofsen. — Für die geschichten des anhangs mach ich auf Hilkas sammlung mittellateinischer texte aufmerksam.

Das sind, recht unbescheiden, einige von den vom vf. vorausgesehenen wünschen. die widergabe der texte ist, so weit ich sie nachprüfte, gut. bei nr 15 (De Heinrico) stehn jedoch bei den ahd. formen einige falsche und für diese zeit nicht mehr zulässige accente, 2, 1 und 2, 3 haben veraltete fassung, und 8, 4 ist falsch verdeutscht. übrigens würden Hrotswiths verse über das gleiche ereignis uns mehr bringen als dies in mehrfacher beziehung interessante, aber doch allzu tendenziöse, verwitterte und künstlerisch nicht hochwertige stück. bös verunglückt ist (durch schwierigkeiten beim satz?) bei nr 20 *Ròdlieb* für *Rŏdlieb,* das doch einfach wie im deutschen text als *Ruodlieb* widerzugeben war. — die einleitung bringt knapp und klar in flüssigem überblick dasjenige über mittellateinische litteratur und sprache, was für den schüler zu wissen wichtig ist. um einzelheiten rechten, die ich anders fassen würde, wäre kleinlich. anmerkungen, namentlich zur erklärung des klassisch lateinisch nicht gebräuchlichen, erhöhen die brauchbarkeit des hübschen buches. eine augenblickliche entgleisung ist die erklärung s. 89 für *christicola* 'verächtliches deminutivum' (und *coelicola, agricola?*).

Hoffentlich hat der vf. bald gelegenheit, bei einer neuauflage das eine oder andre von all den wunschzetteln zu erfüllen, die jetzt bei ihm einlaufen werden.

Göttingen. **Ludwig Wolff.**

Das lied von Kriemhilds not nach den angaben von **R. Uhl**, erneut durch **Wilhelm Schäfer** (s. 1—148 Schäfers vorrede und übersetzung; s. 149—204 nebst 31 ss. in fol. beilage: Das Nibelungenlied, eine untersuchung von studienrat R. Uhl). München, Georg Müller 1924. 4°. — Ein gelehrter und ein dichter haben sich zusammengetan, um aus den 2400 strophen der Nibelungen den geniefsbaren kern herauszuschälen und in neudeutschen versen vorzulegen. aus bekannten gründen lässt sich das Nl. durch einfaches kürzen dem heutigen geschmack näher bringen. allein, als künstlerisches spiel ist es bei Uhl und Schäfer nicht gemeint. Uhl glaubt beweisen zu können, dass diese 582 strophen, das 'Lied von Kriemhilds not', würklich einmal für sich bestanden, dass dann zwei erweiterer, ein geistlicher G und ein höfischer H, darüber gerieten, und dass deren gleichlaufende texte endlich 'von verschiedenen händen zu unseren ausgaben des Nl. vereinigt' wurden, wobei sich ausgabe A mehr an H, ausgabe C mehr an G anschloss. ein hergang der an hypothesen zum Beowulf und zur Thidrekssaga erinnert.

Von Uhls auswahl fühlte sich Schäfer überzeugt, und ihre richtigkeit bekräftigten ihm die glücksgefühle bei seinem nachdichten. darüber wollen wir mit dem poeten nicht rechten. gegen den gelehrten muss sich notgedrungen 'der drohende scharfsinn der widersacher' erheben. es kann einem leid tun, dass Uhl so viel sorgfalt und entschiedene beobachtergabe, dass der verlag so viel druckbildnerischen aufwand gesetzt haben an eine vom ersten schritt ab aussichtslose sache. wäre doch Braunes handschriftenuntersuchung vom jahr 1900 nach Dramburg in Pommern gedrungen! dann hätte ja Uhl gesehen, dass es so nicht geht; dass A und C und alle übrigen zunächst einmal zurückführen auf ein x, ein geschlossenes dichtwerk von etlichen 2300 strophen, das uns so ziemlich auf den wortlaut erschliefsbar ist. wer, wie Uhl, zu einem ältern kern der 2300 strophen zurück will, der hat die gesamte lesartenvergleichung hinter sich; dessen sprungbrett ist nicht mehr eine vielheit von 'ausgaben', sondern der einheitliche text x. hauptführer über das x zurück ist die Thidrekssaga. die scheint Uhl nicht zu kennen. die folge davon: seine auswahl verwirft fortwährend stücke die auf den vorstufen des Nl. gestanden haben; sogar züge die bis auf die urstufe zurückreichen. zugleich bringt sie strophen in menge deren inhalt neudichtung von x ist; es fehlt sogar nicht an C-zutaten (str. 16 Bartsch). ein beispiel wie U. junges und altes mischt: Sigfrid wächst in Xanten (stufe C!)

bei seinen eltern auf, kehrt aber nach der heirat nicht in sein reich zurück: der frauenzank und das weitere folgt dicht auf Brünhildens bändigung (str. 814 auf 677). selbst die urstufe setzte da einen längern zeitraum an.

Die hier getroffene auswahl von 582 strophen hat vor Uhl nie bestanden. auch als frei künstlerische kürzung beurteilt, weckt sie viele bedenken: so manches kernige alte hat sie über bord geworfen; die meisterscene von Kriemhild über dem toten helden (1003 ff) hat beim einschrumpfen auf 4 strophen ihre besten zierden verloren, ohne der vorstufe irgend näher zu kommen: die alten verse 1012 sind verschwunden! usw.

Schäfers übertragung wechselt zwischen genauem anschluss, halb-altdeutsch, und freier umdichtung:

35 es war eine königin gesessen über see.
ihresgleichen war keine. die burg stand in eis und schnee ...

'wunderlichst in diesem falle!' würde Goethe sagen. wie sich eigentlich Schäfer die versform gedacht hat, ist dem ref. dunkel geblieben; schon das drucken der langzeile in einem stück vermehrt die unsicherheit. manchmal regt sich der verdacht, der übersetzer habe fortlaufende sechsheber, im strophenschluss siebenheber im ohre gehabt:

weil ich Rüdiger von herzen gewogen bin; —
was also die Burgunden taten, ein grausiges schlachtwerk war.

Aus Schäfers vorrede muss uns sagenforschern zu denken geben, dass auch dieser dichter noch ganz im geiste Vilmars vom mythos, vom mythischen grundgehalt, von der dämonie des untergrundes schwärmt — und hat doch die Eddalieder bei Genzmer gelesen und konnte mit augen sehen, dass die eddischen gegenbilder von Nl. I und II mythenfrei sind! was allzuviele tun, dazu hat wol der dichter ein höheres recht: sich an dem zu entflammen was er zwischen die zeilen hineinlist.

Arlesheim. **A. Heusler.**

Ekkehards Waltharius herausgegeben von **Karl Strecker.** 2 aufl. Berlin, Weidmann 1924. XXIV u. 95 ss. 8°. 3 m. — Die neue auflage des St.schen Waltharius, der 1907 die ausgabe von Peiper (1873) ersetzte, ist in einleitung, text und anmerkungen (die sich auf die angabe der parallelen u. citate resp. quellen beschränken) gründlich revidiert worden; die beigaben (ags. und mhd. fragmente) sind jetzt fortgelassen. — Sorgfältig überprüft ist die einleitung, in der zunächst die vorangestellte kunde des vierten Ekkehard über den ersten einen kleinen commentar erhalten hat, und dann die nachrichten über 'verlorene' hss. mehrfach ergänzt werden. dazu hier einige notizen: nrr 4 u. 5/6: auf die engen beziehungen der bibliotheken von Muri und Pfävers (PLehmann Mal. bibliothekskataloge I nr 42 u. nr 46) hab ich anderwärts hingewiesen, danach ist

der Waltharius von Pfävers wol die abgegebene doublette von Muri; bei nr 8 muss es kloster Egmont (nicht 'Edmund') heifsen; nr 12: niemand der sich ein wenig mit dem wesen und unwesen der mittelalterlichen 'buchtitel' beschäftigt hat, kann im zweifel sein, dass der 'Attila versifice' der Passauer bischofsbibliothek von ca 1250 ein Waltharius war. abgelehnt wird jetzt (s. X nr 14 und stillschweigend s. XVIII) die früher aufgenommene ansicht vWinterfelds, wonach Hrotsvith einen Waltharius-text gekannt habe. — Das verhältnis der erhaltenen hss. und bruchstücke, deren zahl (12) diesmal keine vermehrung erfahren konnte, für die aber teilweise neue vergleichungen oder doch mitteilungen vorlagen, wird im wesentlichen in der alten weise dargelegt, doch mit dem entschiedener formulierten endergebnis, dass unsere gesamte überlieferung auf das exemplar das Gerald an Erchambold sante zurückgeht; die 'Geraldusclasse' scheidet also aus, die eingebürgerte gruppensigle γ (für BPT + H) ist aber beibehalten. die principien für die auswahl des apparats sind die gleichen geblieben, einzelnes ist deutlicher gefasst. dass St. die neusten verfechter der französischen herkunft keiner namensnennung würdigt, billige ich ebenso wie dass er den urheber des unglücklichen einfalls verschweigt, der die schlussverse 1453—56 Ekkehard IV zuweisen wollte. die möglichkeit aber dass die eigentliche verbreitung des werkes von Lothringen ausgieng, halt ich immerhin nicht für ausgeschlossen: die drei exemplare von Toul v. j. 1084 sehen doch fast wie nach einer fabrica libri aus.

Bei einem text wie dem des Waltharius — und in ähnlicher weise bei der vagantenlyrik — bringt es die natur der überlieferung und der zahlreichen schreibern vertraute stilcharakter mit sich, dass in einer grofsen anzahl von fällen die entscheidung unsicher bleibt, und so wird es auch die neue auflage Streckers so wenig wie irgend eine frühere ausgabe allen recht machen. immerhin hat der herausgeber (schon früher) auf zweierlei weise dafür gesorgt, dass dem kritischen leser die controlle erleichtert wird: einmal durch sperrdruck möglichst aller 'concurrierenden' lesarten, und dann durch die unter dem variantenapparat gebotene reichliche sammlung der parallelen, besonders aus Vergil und Prudentius. von neuen entscheidungen begrüfs ich 299 die einstellung von *auram* B für *aurum*, obwol es eine conjectur ist, und ganz besonders 718 *caput orantis* st. *caput attollens.* eine böse crux bleibt noch immer der v. 20 des überhaupt schwer verdaulichen Geraldus-prologs. die interpunction erscheint nicht immer glücklich, am meisten anstofs erregt mir 813, wo ich (wie Althof im commentar!) lesen würde *Dextera! ne rapiat tibi propugnacula muri.* ein mangel des apparates scheint es mir, dass die durch conjectur gewonnenen besserungen des textes (und ihre urheber) nicht als solche kenntlich sind.

Revidiert und vermehrt ist auch das verzeichnis der eigennamen (s. 79—81), in das jetzt alle varianten der hss. aufgenommen sind. man wird dadurch auf eine so interessante form wie *Walandia* T 965 hingewiesen (vgl. Zs. 52, 97) und überzeugt sich, dass ein so einfacher und unbedingt sicherer name wie *Helmnod* an keiner stelle und in keiner hs. richtig überliefert ist.

Das sog. Glossar (s. 82—95) hingegen gibt, wie St. selbst gesteht, in würklichkeit nur eine alphabetische aufreihung von übersetzungshilfen, in welcher weder vollständigkeit auch nur des charakteristischen wortschatzes angestrebt wird noch die schwankungen der quantität und ihrer abweichungen vom klassischen latein irgendwie berücksichtigt sind. ich kann die dankbarkeit mit der die studenten dies hilfsmittel benutzen, aus eigener erfahrung bestätigen, aber auch gleich ein paar fälle anführen wo es sie im stich liefs: so fehlt das doppelt bemerkenswerte *recăvus*, mit dem E. 208 das *recurvus* der entspr. Vergilstelle ersetzt; der artikel '*chorus (corus, caurus)* der wind' lässt nicht erkennen, dass hier tatsächlich *chŏrus* mit *cōrus* verwechselt wird (nicht etwa eine schreibvariante vorligt!); für *vulnus* hätte die bedeutung 'hieb' angegeben werden sollen usw. wenn St. s. VI verspricht 'ein verzeichnis mlat. wörter und ihres bedeutungswandels' in einer zeitschrift nachzuholen, so gesteh ich offen, dass ich einen solchen wunsch (den andere geäufsert haben sollen) nicht teile. Ekkehard hat allen anlass, die Hrotsvith um die vorbildliche sorgfalt zu beneiden, die ihr vWinterfeld mit einem index verborum und einem index metricus zugewendet hat. nicht das gleiche, aber etwas ähnliches benötigt die wissenschaft für den Waltharius, denn Althof (I 129—176) genügt auch in dieser beziehung nicht. hoffentlich wird der herausgeber durch die dem anschein nach wachsende neigung zum studium des mittellateins und einen raschern absatz dieser zweiten auflage ermutigt und in den stand gesetzt, uns diesen wunsch noch einmal zu erfüllen.

E. S.

A historical and bibliographical survey of the german religious drama by **Maximilian J. Rudwin** [Univ. of Pittsburgh Studies in language and literature]. Pittsburgh, Univ. of P. 1924. XXIII u. 286 ss. 8°. — Unsere amerikanischen collegen hegen eine besondere vorliebe für das mittelalterliche drama, und einige wie Karl Young und Neils C. Brooks haben sich hier durch forschungen und funde würkliche verdienste erworben, insbesondere auch nach der liturgischen und archäologischen seite. als ein fleifsiger sammler und ordner ist auch prof. Rudwin schon mehrfach hervorgetreten, der uns jetzt eine umfangreiche bibliographie des mittelalterlichen deutschen dramas, seiner liturgischen vorstufen und seiner fortsetzung im geistlichen volksschauspiel bis zur gegenwart beschert. denn nur

eben um eine bibliographie handelt es sich, die vorangestellte einleitung umfasst nur wenige seiten (XIII—XVIII). die eigentliche bibliographie wider nimmt nur genau die hälfte des buches ein (s. 1—143), die andere hälfte bringt indices verschiedener art als bequemen schlüssel zu ihrer benutzung, und gerade hier verfährt der verfasser mit dem raume sehr freigebig: auf s. 197 bis 199 beansprucht das verzeichnis der über die schriften des hrn Rudwin erschienenen (grofsenteils gewis völlig nichtssagenden) anzeigen nahezu zwei seiten, dem Oberammergauer passionsspiel der gegenwart sind die ss. 118—143 gewidmet! irgend ein versuch das wichtige und wertvolle vom wertlosen zu unterscheiden ist nicht gemacht, und dieser mangel wird nicht durch vollständigkeit aufgewogen. obwol das vorwort vom 1 juni 1924 datiert ist, fehlt zunächst allerlei aus den jahren 1922/23: zb. Sarauws krit. ausgabe des 'Theophilus' (Køb. 1922) und JPetersens hochbedeutsame behandlung der Frankfurter passion (Zs. 59); weiter zurück etwa beim Tegernseer Antichriftspiel die arbeiten von EMichaelis und FWilhelm usw.

Die anordnung innerhalb der beiden hauptabteilungen (I. Mittelalter, II. Von der reformation bis zur gegenwart) ist im allgem. verständig und übersichtlich, etwas merkwürdig nur im geographischen, wo etwa Böhmen (s. 99) durch Siebenbürgen, Ungarn, Bukowina von Mähren (s. 97) getrennt ist und, von Schlesien (s. 100f) geschieden, aufeinanderfolgen: Riesengebirge, Eulengebirge, Harzgebirge, Erzgebirge. in der widergabe der autorennamen stören hartnäckig falsche schreibungen wie 'Goedecke' und 'Zezschwytz'. auch an schlimmern fehlgriffen fehlt es nicht, ich hebe als einen besonders übeln fall heraus s. 50: 'D. Heresburger Josefspiel', weil die aufklärung hier vielleicht auch für andere als den verfasser nötig ist: '*Sacra comoedia de Josepho vendito et exalto* [l. *exaltato*]. hs. v. j. 1264 [!]. K. Goedecke: Grundriss I (1884) s. 202 (erwähnung)'. das wort 'erwähnung' soll offenbar an der stelle von 'hs.' stehn: es handelt sich nämlich um eine notiz in den von Paullini untergeschobenen Annales Corbeienses, welche den stempel der fälschung an der stirne trägt; Creizenachs hinweis darauf dass diese annalen unecht seien (I 75) ist auch anderweit unbeachtet geblieben.

E. S.

Flore und Blanscheflur, altdeutscher versroman von Konrad Fleck, in neuem reime und mit erläuterungen dargeboten von **Johannes Ninck.** Frauenfeld u. Leipzig, Huber & co. 1924. VIII u. 240 ss. 8°. 6,60 m. — In der anmutigen dichtung Konrad Flecks erblicken die Schweizer ihren wertvollsten anteil an der epik der mhd. blütezeit, und ich glaube dass der anspruch der Basler zu recht besteht, obwol es ein (auch hier s. 169 widerholter) irrtum ist, dass der name anderweit nur noch in der gegend des Bodensees vorkomme: vielmehr ist *Flec*, *Flecco*

ein beiname der seit ca 1200 in den verschiedensten deutschen landschaften, von Tirol bis Köln, bezeugt ist, sich als familienname für städtische geschlechter und solche des landadels festigt und auch heute (als *Fleck*) nur in wenigen der gröfseren adressbücher fehlt. er bedeutet wahrscheinlich dasselbe wie römisch *Naevius*: 'der mit dem muttermal'. N. hat sich WHertz (bes. im Parzival) zum vorbild genommen, das ganze auf etwa die hälfte des umfangs reduciert und eine nachdichtung geschaffen die man mit vergnügen list. sie gehört unbedingt zu dem besten was wir in dieser art aufzuweisen haben. die angefügten capitel (s. 167—240) unterrichten ohne gelehrten anspruch, aber auch ohne ernsthaften anstofs, gut über die ursprünge der dichtung, ihre zeitverhältnisse und zusammenhänge, und geben erläuterungen zu einzelnen stellen. der verfasser zeigt sich überall wol orientiert und beweist ein verständiges urteil. der verlag hat dem werkchen eine zierliche ausstattung gegeben. **E. S.**

Das Salzburger fragment der Sächsischen Weltchronik untersucht und herausgegeben von **Udo Illig.** [Veröffentlichungen d. Hist. seminars d. univ. Graz II]. Graz, Leuschner & Lubensky 1924. 3 bll. u. 53 ss. 8⁰. 2 m. — Das umfangreiche fragment einer obd. papier-hs. der Sächs. Weltchronik aus d. 15 jh. gelangt s. 28—53 zu sorgfältigem abdruck, unter beigabe eines verkleinerten facsimiles. in der einleitung wird seine stellung innerhalb der originalen recension A, als nächstverwant mit den zuletzt von Seemüller (MG. Dtsche chron. VI 2 s. LII f. CXCI ff) besprochenen hss. 12 u. 12a festgelegt (s. 3—15) und darauf ein auch litterargeschichtlich interessanter überblick über die frühe, reiche und anhaltende verbreitung der Weltchronik, besonders auch in Oberdeutschland, nebst einigen zeugnissen späten nachwürkens geboten. störend würkt es dass der verf. den ausdruck 'oberdeutsch' in dem doppelsinn 'oberdeutsch' und 'hochdeutsch' verwendet, sodass er beispielsweise dem Eike vRepgow (s. 19) zumutet, er habe die verbreitung seines werkes 'durch eine oberdeutsche fassung fördern' wollen. **E. S.**

Kleinere dichtungen Konrads von Würzburg, herausgegeben von **Edward Schröder.** II: Der Schwanritter. Das Turnier von Nantes. Berlin, Weidmann 1925. XII u. 76 ss. 8⁰. 2 m. — Bei diesem zweiten bändchen hatt ich es mit einer einfachen überlieferung zu tun und fand in Franz Roths ausgaben treffliche vorarbeiten. dafür blieb der conjecturalkritik ein weiteres feld, und ich muss die möglichkeit zugeben, dass ich hier und da, besonders durch wortersatz zur herstellung der variation, nicht den schreiber sondern den dichter verbessert habe: aber dann doch stets, wie ich hoffe, gemäfs seinem stil und in der richtung seiner intention; und das risico der überbesserung trag ich für meine person leichter als den nagenden verdacht, dass

der schreiber dem autor unrecht getan habe. jedesfalls lehn ich das sündenregister das Gereke PBBeitr. 38, 518 dem alten dichter aufbürden möchte, in diesem umfang ab. zugleich aber bedauer ich lebhaft, dass mir Gerekes beisteuer zur textkritik aao. 514 ff nicht gegenwärtig gewesen ist, als ich die ausgabe des Schwanritters abschloss: ich hätte ihr einige vortreffliche besserungen entnehmen können, so vor allem 1126 *waz im won ungemüetes bî.* an nicht wenigen stellen berühren sich unsere änderungen, oder ich habe das gleiche erwogen und fallen gelassen. in andern fällen wider muss ich G.s vorschläge unbedingt verwerfen, namentlich da wo sie dem dichter eine unmögliche vernachlässigung der flexion zumuten, wie 521 *dem ⟨herzog⟩ ûzer Sahsenlant* oder auch 640 *ûz ir strengem ungemach.* der bequemen versuchung den auftact möglichst durchzuführen (vgl. Gereke aao. 37, 465 ff. 38, 510 ff) hab ich bewust und absichtlich widerstanden, wo mir bei widerholtem lesen der vers ohne auftact besser ins ohr fiel. — Mit meiner normalisierten orthographie bin ich in einem puncte schon jetzt nicht mehr zufrieden. indem ich das tactfüllende *künic* von dem 'verschleiften' *künec* schied (das K. wol *künc* gesprochen aber sicher nicht so geschrieben hat), fühlt ich mich auch zu der schreibung *minnidich, flîzidich* gedrängt: die aber widerspricht dem brauch des dichters unbedingt, wie der reim *sinne : minnedichen* im refrain des liedes 7 (18 f. 35 f. 53 f, vgl. vKraus Zs. 56, 50) beweist. — Ich corrigiere noch zum Schwr. 551 *herzog*, schalte ein die la zu 35: *herre] fürste* hs. R. und verspare mir weiteres für einen späteren nachtrag, wenn mir eine zweite auflage nicht mehr beschert sein sollte.

E. S.

Der Gottfried von Strafsburg zugeschriebene Marienpreis und lobgesang auf Christus von **Ludwig Wolff** [= Jenaer Germanistische forschungen. herausgegeben von A. Leitzmann. heft 4]. Jena, Frommann 1924. 136 ss. 8⁰. — Man muss dem verf. zugeben: angesichts des zustandes der überlieferung hätte man den pseudogottfriedischen lobgesang nicht mit solcher selbstverständlichkeit als ein einheitliches werk hinnehmen sollen, wie es bis jetzt gewöhnlich geschehen ist. W. sucht den nachweis zu führen, dass die in der Karlsruher hs. überlieferten 11 strophen den kern der dichtung darstellen; dieser kern habe zwei erweiterungen erfahren, von denen die erste durch die hs. B, die zweite durch C repräsentiert werde. von diesen thesen erscheint zum mindesten der grundgedanke des verf.s stichhaltig, dass die 11 K-strophen von dem übrigen abzusondern sind. zwar sind seine gründe nicht alle gleich beweiskräftig. gewis glaubt man zwischen str. 27 und 28, dh. zwischen dem schluss der K-strophen und dem folgenden einen wechsel des vortrags wahrzunehmen; aber wenn man sieht, welchen schwung und welche fülle die strophen 84 ff erreichen, jene wie die K-

strophen in reinen appellationen gehaltenen teile des Christuslobes, dann fragt man sich, ob dem bloſsen gefühl für den unterschied dichterischer temperamente soviel vertrauen geschenkt werden darf, wie der verf. ihm beimisst. auch gegenüber der versmelodischen andeutung, wonach im gegensatz zu den K-strophen alle andern teile der dichtung durchweg hochschluss in verbindung mit einer höheren tonlage haben, heg ich zweifel. aber neben solchen subjectiven kriterien bringt W. höchst concrete gründe metrischer, reimtechnischer und stilistischer art bei, denen man sich nicht entziehen kann. sprachliche unterschiede vermag er nicht aufzuweisen; das führt ihn dazu, die drei schichten der dichtung örtlich und zeitlich nahe aneinander zu rücken; die drei verfasser sollen um 1300 in demselben niederalemannischen, vom Rheinknie eingeschlossenen landstrich, vielleicht in demselben kloster gedichtet haben. so scharf die besonderen züge der K-strophen herausgearbeitet sind, die annahme zweier verschiedener zudichter ist weniger breit und gut begründet. der verf. begnügt sich im allgemeinen damit, die K-strophen der gesamtmasse der übrigen überlieferung gegenüberzustellen; bei diesem verfahren hat, was er nachträglich an stilistischen unterschieden zwischen den beiden schichten der zudichtung anführt, nicht die rechte plastische beweiskraft. so würkt denn die scheidung der beiden zudichter vorläufig mehr als ein postulat auf grund des handschriftlichen befundes. der text, der den untersuchungen beigegeben ist, fuſst auf der Hauptschen ausgabe. die reihenfolge der strophen ist nur an einer stelle (wol mit recht) geändert, der wortlaut öfter. aber warum geht W. von dem guten brauche ab und macht die textbesserungen des ersten kritischen herausgebers nicht als solche kenntlich?

Münster i. W. **A. Hübner.**

Das problem der seelenschönheit im mittelalter. eine begriffsgeschichtliche untersuchung von **Walter Müller.** Bern, Haupt 1923. 80 ss. 8°. 2,50 m. — Der untertitel lässt eine arbeit etwa im sinn der Ehrismannschen aufsätze über Wolframs ethik und über das ritterliche tugendsystem erhoffen. eine solche würden wir gewis begrüſsen, denn wenn die allgemeine erkenntnis von der scholastischen bestimmtheit der ma.lichen begriffswelt nicht mit mancher anderen zum unfruchtbaren schlagwort erstarren soll, tun uns derartige einzeluntersuchungen not, und der begriff der *pulchritudo animae* verheiſst ausbeute für die erkenntnis von art und werden einer typisch ma.lichen denkform. im einleitenden cap. spricht M. davon dass der philologe 'dem leben und den schicksalen eines wortes nachgehn' will, 'um zu erfahren, welch letzter sinn diesem wort innewohnt, wobei erkenntnistheoretische erörterungen nur zum verständnis des worts und nicht zu einer stellungnahme herangezogen werden dürfen'.

die untersuchung selbst geht aber nicht diesen weg. wir erhalten vielmehr eine reihe von belegen für die 'seit Plato ununterbrochene continuität des ausdrucks und begriffs der seelenschönheit', wobei die älteren zeiten ausführlicher, der Areopagite, Eriugena und die 'scholastik (mystische und rationalistische)' auf 1 seite behandelt werden (cap. II). es folgen erörterungen über die seelenlehre, die natürliche und die gnaden-ethik, die hierarchie, durchsetzt von apologetischen äufserungen über das ma. und betrachtungen über das fehlen des ästhetischen elements im protestantismus. die 'definition' des begriffs wird durch die feststellung eingeleitet, dass man sich 'bei jedem definitionsversuch vom tatsächlichen entfernt'. tatsächlich war die aufgabe ja auch nicht definition, sondern philologisch-historische interpretation, wobei die definitionen der scholastik hätten herangezogen werden müssen. der ertrag der gebotenen definition ist unzulänglich. auf das eigentliche problem, nämlich den sinn des wortes 'pulchritudo', seine beziehung zur ästhetischen, ethischen, ontologischen sphäre, geht sie nicht ein. von dem entscheidenden begriff der *proportio* (vgl. Gredt Elementa philosophiae aristotelico-thomisticae, 1922, II 26 ff) erfahren wir nichts (cap. III). ein letztes cap. skizziert die geschichte des begriffs in 'nachmystik, renaissance, idealismus, romantik'. zur anmerkung einzelner bedenken ist der raum zu kostbar. der ganzen arbeit drückt die vermischung wissenschaftlicher und weltanschaulich-praktischer ziele den stempel einer zerfahrenheit auf, die durch feinsinnige einzelbeobachtungen doch nicht wettgemacht wird. nur dass der begriff der seelenschönheit im ma. eine ethisch-religiös begründete stellung hat, wird vom verf. dargetan, nicht aber, welches nun diese stellung ist.

Göttingen. **Günther Müller.**

Untersuchungen über das lied vom Hürnen Seyfrid, mit berücksichtigung der verwanten überlieferungen door **H. W. J. Kroes**, Gouda, van Goor zonen 1924. 8 + 131 ss. 8⁰. — Zweierlei hat mich veranlasst, hier auf diese arbeit hinzuweisen: die heranziehung erstens der 'Genoechlijcken History van den schricklijcken ende onvervaerden Reus Gilias' (< Ilias?) von 1641 (ed. Boekenoogen, Leiden 1903) und zweitens des 'Seifrid de Ardemont' zu den überlieferungen der erlösungssage. den SdeA. hatt ich zwar schon Anz. XXXVII 135 f dafür in anspruch genommen, aber K. verfolgt den stoff noch weiter in dem epos, und es wird nur noch wahrscheinlicher, dass die heldin des hS. und Sigrdrifa, somit auch die Brunihilda des lectulus eine person sind. den versuchen, die verschiedenen sagen (albenhort, drachenkampf, erlösung, vaterrache) aus dem hS. zu scheiden, der nicht aus liedern, sondern liedcomplexen bestehn soll, steh ich ablehnend gegenüber, nicht nur weil man sehr oft auch anders kann und muss und weil der vf. die Siegfriedsagen viel zu sehr

isoliert (als könnten sie sich nur unter einander vermischen), sondern weil er die philologische zerlegung des textes (Anz. XXXVII 127 ff) kurzerhand beiseite schiebt: wenn er nicht an interpolationen glaubte, muste er ihren erweis widerlegen, und das geschieht nicht durch vertrösten auf eine sagenuntersuchung, der durch die philologische der boden entzogen war (verwunderlich zumal wenn das gedicht ein ineinander von sagen und obendrein umgearbeitet sein soll). dass trotzdem manche einzelheiten einleuchtend sind, soll damit nicht geleugnet sein. zb. macht mich der vf. (s. 10 f) in der annahme schwankend, dass der hS. aus dem Rosengarten A entlehnt habe.

Halle. **Georg Baesecke.**

Versuch einer zusammenstellung der Deutschen Volksbücher des 15. und 16. jahrhunderts nebst deren späteren ausgaben und literatur herausgegeben von **Paul Heitz** und **Fr. Ritter.** Strafsburg, Heitz 1924. 219 ss. 8°. 8 m. — Herr verlagsbuchhändler Paul Heitz, durch familientradition mit dem alten Strafsburger buchdruck eng verbunden, als besitzer einer einzig dastehnden sammlung von holzstöcken persönlich seit langen jahren an der geschichte des volksbuchs interessiert und um ihre aufhellung vielfach verdient, hat sich entschlossen, die ergebnisse seines sammlerfleifses für weitere kreise der gelehrten und bücherfreunde nutzbar zu machen, indem er den bibliothekar dr Ritter bat, das vorliegende repertorium zu gestalten, das wir mit herzlichem dank aus einer der fruchtbarsten pflegestätten dieser litteraturgattung entgegennehmen: sind doch aus Strafsburg allein über 170 ausgaben von volksbüchern verzeichnet.

Die verfasser nehmen das wort 'volksbuch' im engern sinne, indem sie darunter in erster linie die 'historien' (romane und novellen) verstehn und ihnen 'die gröfsern schwänke und schwanksammlungen' anreihen. auf dem titelblatt hätte getrost das 17 jahrhundert mit einbezogen werden sollen, denn ihm gehört doch der 'Ewige Jude' (s. 75—85) bereits an, und der 'Gehörnte Siegfried' (s. 169—173), den man ein und für allemal von dem 'Hürnen Seifrid' (s. 168 f) auch im titel scharf scheiden sollte, ist gar ein werk das womöglich erst im 18 jh. zum druck gelangt ist. dann wär es freilich auch angebracht gewesen, noch den 'Herzog von Luxemburg' einzubeziehen, über den wir die vortreffliche monographie von Kippenberg (1901) besitzen.

Über die richtige abgrenzung des stoffes kann man auch sonst mehrfach anderer meinung sein. der 'Lucidarius' ist doch wol nur aufgenommen weil eben die vortreffliche bibliographie von Schorbach vorlag, und wenn einmal der 'Ritter Beringer' (s. 12; vgl. Zs. 39, 426 ff. Anz. XXI 145 ff) aufnahme fand, durfte zum mindesten der gedruckte 'Amis' (Zs. 30, 376 ff) nicht fehlen, zumal es sich auch hier um ein Strafsburger erzeugnis handelt:

die Münchener fragmente weisen, wie ich mich durch vergleichung mit dem ersten druck des 'Staufenbergers' überzeugt habe, auf die officin des Joh. Prüss ca 1483 hin.

Es ligt in der natur eines solchen werkes, dass mancher der auf diesem gebiete specialstudien getrieben hat, in der lage sein wird dazu nachträge zu liefern. ich möchte es bedauern, dass man nicht daran gedacht hat, die correcturbogen dem stets hilfsbereiten Johannes Bolte vorzulegen, dessen überreiche wissensfülle auch da nicht immer ausgenützt ist, wo sie in gedruckten werken zugänglich war: die drei mächtigen bände der anmerkungen zu den KHM. scheint man ganz übersehen zu haben. auf bd II s. 23 anm. stütz ich mich für die folgende ergänzung der lückenhaften bibliographie des 'Brissonetus' (so! nicht Brissoneto) s. 12f: ed. pr. von 1559 (vielleicht Strafsburg, Paul Messerschmidt?), nach wie vor unbekannt; — Frankfurt a. M., Martin Lechler 1568 (Bremen), die ausgabe auf welche sich das messmemorial des MHarder 1569 bezieht; — o. o. 1645 (expl. Weigel), unauffindbar; — Nürnberg, Endter 1656 (Kirchenbibl. Nürnberg); — Nürnberg, Endter 1682 (Staatsbibl. Berlin, aus dem nachlass Karajans). da das Göttinger exemplar von 1656 verschollen ist, gründet sich meine kenntnis des werkes vorläufig nur auf die ausgabe von 1682. über die familie des autors Georg Messerschmidt verdank ich herrn Heitz einige briefliche auskunft, die vielleicht von anderer seite verwertung findet; vorläufig ist das verhältnis zu dem buchdrucker Paul M. und dem jüngern schriftsteller G. Fr. Messerschmidt (Goedeke II² 585f) noch nicht ganz geklärt. E. S.

Mittelalterliche Volksbücher. im Holbein-verlag zu München. breit 8°.

Bd I: Die erneuerten Aesopischen Fabeln nebst den hierzu geeigneten lehren zusammengetragen zum wahren nutzen und unterhaltenden vergnügen. mit 20 handcolorierten holzschnitten aus der ausgabe des Joh. Zainer, Augsburg 1475. 64 ss. — 6 m.

Bd II: Geschichte von der wunderlichen geduld der gräfin Griseldis. nach Boccaccios novelle wiedererzählt von Gustav Schwab. mit den handcolorierten holzschnitten der ausgabe von Joh. Zainer, Ulm 1473. 36 ss. — 5 m.

Bd III: Des Giovanni Boccaccio buch: Von den berühmten Frawen. verteutscht von Hainrich Steinhöwel. mit den holzschnitten der ausgabe von Joh. Zainer, Ulm 1473. 88 ss. — 15 m.[1]

Dies neue unternehmen will in erster linie die wertvollen holzschnitte der frühzeit, in den vorliegenden bänden zunächst

[1] dieser preis dürfte sich auf colorierte exemplare beziehen: das übersandte recensionsexemplar dieses bandes hat keine farben — auf die übrigens auch der titel nicht hinweist.

die des illustrators von HSteinhöwel aus der Zainerschen officin erneuern und wird darum von den heute recht zahlreichen freunden der kunst des 15 jh.s dankbar begrüfst werden; denn die widergabe scheint den anforderungen der modernen reproductionstechnik wol zu entsprechen. den bänden II u. III ist ein orientierendes 'nachwort' von dr S. Hoepfl beigegeben, das keine wissenschaftlichen ansprüche erhebt und keine gelehrte kritik herausfordert. in bd III erhalten wir nur die (77) holzschnitte mit den unterschriften, also keinerlei text; in bd II ist die fassung der novelle aus GSchwabs Volksbüchern eingefügt, die aber im nachwort richtiger als auf dem titelblatt charakterisiert wird; in bd I wird eine im allgemeinen correcte erneuerung des Steinhöwelschen textes der vier bücher (also ohne die extravaganten) geboten. der druck der texte hätte wol etwas sorgfältiger überwacht werden sollen: so steht Griseldis s. 6 z. 25 '*jugendlichen*' st. *tugendlichen* und ist s. 24 z. 15 '*ganzen*' fehlerhaft widerholt resp. vorausgenommen.

Es scheint den germanisten gegenüber nicht überflüssig zu betonen, dass die gedruckte deutsche litteratur des 15 und z.tl. noch des 16 jh.s in so engem zusammenhang mit der von den autoren gewünschten und gelegentlich wie anscheinend hier überwachten holzschnittillustration steht, dass publicationen wie die vorliegenden auch für uns eine wesentliche ergänzung der neuern ausgaben von Steinhöwels werken darstellen. E. S.

Johannes Pauli Schimpf und Ernst herausgegeben von **Johannes Bolte.** II teil: Paulis fortsetzer und übersetzer. Erläuterungen. Berlin, Herb. Stubenrauch 1924. *45 + 512 ss. breit 8⁰. — Der zweite band dieser wahrhaft monumentalen ausgabe ist dem ersten (Anz. XLIII 99 f) fast auf dem fufse gefolgt und schüttet eine erstaunliche fülle von gelehrsamkeit und belehrung vor uns aus. nachdem wir die einfachen nachdrucke aus Strafsburg, Augsburg und Basel (s. *7 steht verdruckt 'Berner') passiert haben, sehen wir das im alemannischen südwesten an der schwelle einer neuen zeit entstandene und von Strafsburg in die welt hinausgegangene werk des katholischen autors in den bereich des jungen Frankfurter buchhandels und buchdrucks übersiedeln und von den wellen der reformation und des humanismus ergriffen werden. die persönlichkeiten der bearbeiter treten 'aus dem dunkel hervor in das sie bisher gehüllt waren': vor allem die Frankfurter buchdrucker Christian Egenolff, Hermann Gülfferich, Sigmund Feyerabend und ein paar kleinere, wie der liederliche drucker und übersetzer von Melanders 'Joci et Seria' (s. 24 z. 11 v.u. muss es Niederhone st. 'Oberhone' und Franziskaner- st. 'Dominikaner'- heifsen) Wolfgang Ketzel von Lich (Marburg, Schmalkalden, Hersfeld). wir lernen die verwertung Paulischer geschichten in der lateinischen sammlung des Joh. Hülsbusch 'Sylva sermonum jucun-

dissimorum' (1568) kennen, weiter ihren niederschlag in dem Antwerpener 'Cluchtboeck' (1554), das von zwei andern verlegern (1570. 1576) übernommen wurde und bei dem letzten ein französisches seitenstück erhielt (1578). den beschluss macht der dänische übersetzer Niels M. Aalborg (1625) und eine skizze der sporadischen nachwürkung Paulis bis herab zu den aufklärern des 18 und 19 jh.s.

Nach dieser gedrängten einleitung erhalten wir s. 1—130 den abdruck der 'Zusätze der spätern ausgaben', womit unter hinzunahme einiger predigtmärlein Paulis die zahl der geschichten von 693 auf 857 anwächst; ein knappes Lesartenverzeichnis (s. 131—138), die Bibliographie samt den überaus nützlichen, aber gewis auch recht mühsamen Inhaltsübersichten (s. 139—239) — und nun die Anmerkungen (s. 241—446)! zu ihrem überwältigenden reichtum hier ergänzungen bieten zu wollen, würde mir einfach lächerlich erscheinen. mag sich im stillen freuen wem es gelingt sein exemplar mit nachträgen von parallelgeschichten zu schmücken. zum schluss zwei sehr erwünschte beigaben: ein 'Wörterverzeichnis' (s. 449—478) und ein 'Sachregister' (s. 479—501); mit hilfe dieser beiden ist es, wie ich mehrfach erprobt habe, in jedem falle möglich, die stücke die man sucht aufzufinden, und zumeist auch parallelen aus Pauli festzustellen.

Ich habe für diese leistung einen respect der an ehrfurcht grenzt und empfinde persönlich den allerherzlichsten dank — hunderte werden mit mir und nach mir so empfinden. und ich habe nur einen einzigen leisen tadel, den ich aber umsoweniger unterdrücken mag als er neben Bolte auch andere trifft, aber bei ihm besonders angebracht scheint. B. hält es für seine pflicht jeden gelehrten und jede stelle zu citieren wo einmal irgend etwas einschlägiges bemerkt ist. das mag bei einem jugendlichen autor als gewissenhaftigkeit oder unsicherheit hingehn, ein mann wie Bolte hat das nicht nötig. wir andern aber werden dadurch in vielen fällen bei der arbeit gehemmt, wo wir nicht ruhen mögen bis 'die litteratur' nachgeschlagen ist. ich könnte für diese klage viele belege vorbringen, will mich aber auf einen beschränken: s. *43 n. 27 führt B. (neben anderem überflüssigen) den artikel über OMelander aus der ADB. auf — er selbst weifs am besten dass er nichts, gar nichts taugt, da der verf. nicht einmal ein werk des autors gelesen hat. warum also?! E. S.

Een boecxken gemaket van suster Bertken die LVII jaren besloten heeft gheseten tot Utrecht in dye Buerkercke. naar den Leidschen druk van Jan Seversen opnieuw uitgegeven met aanteekeningen en een inleiding door dr Joh^a^. Snellen. [Herdrukken van de Maatschappij der nederlandsche letterkunde no. 3]. Utrecht, A. Oosthoek 1924. XXVIII u. 80 ss. breit 8⁰. — Wie die Lütticher

cistercienserin schwester Hedwig am eingang, so steht 250 jahre später die klausnerin schwester Bertha von Utrecht am ausgang der niederländischen mystik und ihres litterarischen ausdrucks in vers und prosa. 'suster Bertken', eine regulierte canonisse, hat sich mit 30 jahren im chor der 'Buurkerk' einschliefsen lassen und durch 57 jahre das strengste leben einer inclusa geführt, bis der tod die 87 jährige frei machte, die nun in ihrer klause begraben ward. die einleitung der herausgeberin, welche die spärlichen quellen und daten für die geschichte Bertkens mit gewissenhafter kritik vorführt, schildert eindrucksvoll, welches reiche und bewegte politische, wirtschaftliche, kirchliche, künstlerische und geistige leben in jenen zwei menschenaltern an der Utrechter inclusa vorüberrauschte, ja zum teil die kirche selbst, eine Marienkirche die von den 'buurspraken' der gilden ihren volkstümlichen namen erhielt, zum schauplatz hatte, ohne dass auch nur die leiseste spur eines eindrucks in ihren schriftlichen aufzeichnungen zu tage tritt. dieser 'litterarische nachlass' besteht in zwei zierlichen büchlein, von denen das eine 1518, das andere, undatierte, wol nicht lange vorher bei dem Leidener drucker Jan Seversen herauskamen und nun hier zum ersten male vollständig ediert werden: nach verständigen grundsätzen und mit anmerkungen welche auch dem laien das verständnis ermöglichen sollen. es sind betrachtungen, gebete, visionen und schliefslich acht geistliche lieder, von denen eines auch in einer Berliner hs. aus dem besitz Hoffmanns von Fallersleben erhalten ist und danach im anhang abgedruckt ist. höchst anmutig ist das 3. lied: *Ic was in mijn hoofkijn om cruyt gegaen*, das durchaus den charakter eines geistlichen volkslieds hat. eine warmherzige charakteristik der dichterin gibt Kalff in s. Geschiedenis der nederlandsche letterkunde II 259—265 (vgl. auch dessen Gesch. d. ned. letterk. in de 16de eeuw I 325. 403 ff). E. S.

Jean Lemaire de Belges (um 1473 bis um 1515) Dichtungen [Romanische Texte hrsg. v. E. Lommatzsch u. M. L. Wagner h. 7]. Berlin, Weidmann 1924. XVI u. 159 ss. 8⁰. 2,40 m. — Jean Lemaire aus Bavai im Hennegau, der aus burgundischen in französische dienste übertrat, steht bedeutsam auf der schwelle der zeiten: PhABecker hat ihm als 'erstem humanistischen dichter Frankreichs' eine ausführliche monographie gewidmet (1893), während HMorf ihn vielmehr als 'den hervorragendsten poeten der rhétoriqueurs' bezeichnete. so konnten ihn diese, zu denen auch sein oheim und lehrer Jean Molinet gehörte, ebenso zu den ihrigen rechnen, wie ihn anderseits die dichter der Plejade für preiswürdig erklärten. Lemaires werke liegen in der hauptsache in alten, seltenen drucken vor, die z.tl bei seinen lebzeiten z.tl posthum erschienen sind. wer zu diesen nicht vordringt und für die lectüre der obendrein kritisch wertlosen 4bändigen ausgabe der 'Oeuvres de Jean Lemaire de

Belges' von Strecker (Louvain 1882—91) keine zeit und lust hat, wird den poetisch nicht unbegabten und stilgeschichtlich recht interessanten autor gern aus der kleinen auswahl kennen lernen, die **E. Lommatzsch** in deutlichem anschluss an die werturteile Morfs getroffen hat. ihm stand dabei in erster linie ein sammelband der Preufs. Staatsbibliothek (für die stücke 1—3) zur verfügung, für nr 4 'Les deux contes de Cupido et d'Atropos' (I in terzinen, II in alexandrinern) die editio princeps (1525) in dem Münchener exemplar. in jenem fand er einen druck von 1510 (Lyon, E. Baland) mit dem prosawerk 'Illustrations de Gaule et Singularitez de Troye', aus dem er die capitel I 24—27: die geschichte von 'Paris und Oenone' zum abdruck wählte (nr 1) und die angefügten 'Epistres de l'Amant vert' an die königin Margarete in versen (nr 2); ferner einen Pariser nachdruck von 1516 für die 'Concorde des deux langaiges' (nr 3, gemischt prosa und verse, ed. pr. 1513). für diese drei stücke hat er dann noch zwei jüngere drucke (1528. 1549) herangezogen.

Da L. für den spätdruck von 1549 das Göttinger exemplar benutzt zu haben scheint, ist es merkwürdig, dass er nicht auch auf unsern druck des I teils der 'Illustrations' v. j. 1510 aufmerksam geworden ist (H. Gall. un. II 91 4^0), der an textkritischem wert das exemplar des Berliner sammelbandes vom gleichen jahre entschieden übertrifft und, soviel ich sehe, in wahrheit als die editio princeps dieses prosaischen hauptwerks von Lemaire anzusehen ist. es handelt sich ebenwol um ein erzeugnis von Estienne Baland in Lyon, dessen impressum (auf dem schlussblatt r) von dem bei L. s. VI oben angegebenen folgendermafsen abweicht: ... / *Et chez maistre Jehan Richier de Paris / Rhetoricijen En la grād Rue de saint Jehan / Pres de Porte Froc deuant le Faulcon. Et / en Rue Merciere pres du maillet Dargent.* dieser druck weist von den durch L. im text markierten und gebesserten fehlern nur ganz wenige auf und bietet zb. zu L. s. 4 oben folgende abweichungen: z. 1 *resveil* — z. 2 *torchant* — z. 5 *gentiles* — z. 6 *grant* — *aperceurent.* die wesentlichste differenz aber ist die völlige abwesenheit der inhaltsangaben vor den einzelnen capiteln, die ganz sicherlich nicht von dem verfasser herrühren und doch dem herausgeber L. so wichtig erschienen sind, dass er sie aufser im text noch einmal im inhalt s. II abgedruckt hat.

Im übrigen verdient die 'Bibliographische notiz' bes. von s. X ab und das 'Glossar' (s. 131—159) das lob grofser sauberkeit und gewissenhaftigkeit. E. S.

Girolamo Fracastoro *Naugerius, sive de Poetica dialogus* with an english translation of **Ruth Kelso** and an introduction by **Murray W. Bundy** [Univ. of Illinois Studies in language and literature vol. IX no. 4]. Urbana, Univ. of Illinois

press 1924. 88 ss. 8⁰. 1 doll. — Fracastoro (1483—1553), der arzt des concils von Trient und besonders bekannt als verfasser eines umfangreichen latein. gedichtes über die syphilis, gehört mit seinem dialog über die dichtkunst in das breite gefolge des Giovanni Pontano: wie dieser in dem dialog 'Actius' seinen freund Sannazaro, so hat F. im 'Naugerius' seinen studiengenossen Andrea Navagero, den 'neuen Catull', zum hauptträger seiner anschauungen über wesen und zweck der dichtkunst gemacht. das interesse an diesen wenig originellen und recht langweiligen producten, die immerhin für die englische renaissance etwas mehr bedeuten als für die deutsche, ist in America hauptsächlich durch Saintsburys History of Criticism (London 1902) geweckt worden. in dem vorliegenden heft erhalten wir einen facsimileabdruck des dialogs aus den 'Opera' F.s vom j. 1555 nebst einer etwas schulmäfsigen, aber von zwei seiten überwachten und corrigierten übersetzung von miss Kelso und einer gut orientierenden einleitung von M. W. Bundy; ein auszug aus dem 'Actius', gleichfalls mit übersetzung, ist angefügt. E. S.

Hans Holbein der jüngere und die Teutoburger schlacht von **Ernst von Möller**. Berlin, selbstverlag 1923. 54 ss. 8⁰. — Auf einer uns vornehmlich durch die schildhaltenden landsknechte eindrucksvollen zeichnung des Berliner kupferstichcabinetts, welche der junge Holbein in seiner letzten Basler zeit (um 1524) für ein glasgemälde angefertigt hat, entdeckt vM. 'eine halb-symbolische darstellung des siegestriumphs mit benutzung der motive der Teutoburger schlacht'. die beweisführung ist nicht unbedingt überzeugend und in manchen einzelheiten anfechtbar, aber sie ist mit reicher und sicherer gelehrsamkeit geführt und temperamentvoll eindringlich, ohne aufdringlich zu sein und ohne irgend eine schwäche oder einen einwand zu vertuschen. so ist das ganze auf jeden fall eine anregende lectüre. E. S.

Grimmelshausens sprichwörter und redensarten von **Martha Leuschau** [Deutsche Forschungen hrsg. von Panzer u. Petersen h. 10]. Frankfurt a. M., Diesterweg 1924. 155 ss. 8⁰. 6,60 m. — Zehn bogen über ein solches thema? — in einer zeit wo, wie wir alle wissen und immer wider erfahren, so viele weit wichtigere arbeiten nicht zum drucke gelangen können! ich gesteh dass ich mit einigem unbehagen das buch in die hand nahm, dessen vorgänger, ähnliche arbeiten über HSachs und ThMurner, ich nicht in dankbarer erinnerung hatte. aber die lectüre hat mich doch friedlicher gestimmt: nicht dass das knappe cap. I, welches die bedeutung der sprichwörter und redensarten für Grimmelshausen klar und verständig erörtert (s. 1—18), irgend welche resultate ergäbe die nicht von vorn herein zu erwarten sind, aber dafür fehlt auch jede wichtigtuerische pose; und in den beiden capiteln des hauptteils er-

halten wir dann eine sehr gewissenhafte und solide aufarbeitung des materials, das in wolerwogener ordnung und in schlichter darstellung vorgeführt wird: hier kann man würklich im einzelnen allerlei lernen, ja hin und wider stofsen wir auf artikel die sich wie eine kleine monographie oder doch wie ein guter wörterbuchartikel lesen. die verfasserin hat sich mit auswertung der zahlreichen alten sprichwörtersammlungen und der modernen idiotiken ehrlich mühe gegeben, und sie wird bei allen die sich mit diesen dingen näher beschäftigen aufrichtigen dank ernten. merkwürdig ist dass ihr nicht nur die ganze litteratur sondern geradezu der begriff der priamel fremd geblieben zu sein scheint; so hat sie offenbar verkannt, in welche litterarische familie der von ihr in drei fassungen vorgeführte vierzeiler s. 37 (nr 33) gehört. — Dass der begriff der 'redensart' nicht bestimmt zu fassen ist, muss jeder zugeben, und man wird die verfasserin nicht schelten, dass sie unter dieser rubrik eher zu viel als zu wenig geboten hat. in vielen fällen handelt es sich einfach um metaphorische oder metonyme abwandlung des wortwerts, in einzelnen gar nur um eine schlichte bedeutungsnüance. — Wenn ich der leistung als ganzem auch das prädicat sauber nicht vorenthalten will, darf ich doch nicht verschweigen, dass in den eigennamen und citaten recht viele satz- und schreibfehler stecken: dass zb. der herausgeber Grimmelshausens abwechselnd 'Borchardt' und 'Borchert' heifst, ist würklich nicht schön. E. S.

Neues leben aus Klopstock von **Felix Zimmermann.** Dresden, Sibyllen-verlag 1923. 58 ss. 8⁰. — Ein aufruf, ein panegyrikus, werbendes zeugnis des neuerwachten verständnisses für Klopstocks kunst. lang eingewurzelte vorurteile gegen den Messias werden mit treffend charakterisierenden bemerkungen über Klopstocks wesen und über seine grofse dichtung zurückgewiesen. wer wollte mit dem begeisterten rechten, dass einige worte anderen zu hoch gegriffen scheinen? mit recht wird auch die anschaulichkeit und lebendigkeit mancher partieen des epos betont und wird Klopstocks stil mit Bachs fugenstil verglichen: 'Zwei ebenbürtige meister des deutschen barocks reichen sich die hände'. 'So ist der Messias die widergeburt des epischen stils aus dem geiste der musik und kennzeichnet sich damit als ein erzeugnis der blütezeit des protestantischen deutschen barocks'.

Ziel der schrift ist zu lebendigem vortrage des Messias anzuregen und der Erhardschen vortragskunst den weg zu bahnen und ihre würkung zu ergänzen. daher wird die lyrik Klopstocks, die noch in Ermatingers in vieler hinsicht trefflichem buche 'Die deutsche lyrik von Herder (!) bis zur gegenwart' gar stiefmütterlich behandelt wird, leider nicht mit herangezogen. auch aus ihr, wie auch aus den köstlichen briefen Klopstocks und seiner frau, kann unserer zeit neues leben spriefsen.

Die litteraturgeschichte hat an Klopstock schwere unter-

lassungssünden wider gut zu machen. Zimmermanns vorwürfe gegen sie bestehn zu recht. um so aufrichtiger muss man dieser auch in ihrem äufseren gewande schönen und würdigen werbeschrift weite verbreitung wünschen. **Paul Kluckhohn.**

Lessing, geschichte seines lebens und seiner schriften von **Erich Schmidt.** vierte durchgesehene aufl. Berlin, Weidmann 1923. VIII u. 691. VIII u. 620 ss. 8°. — Der Weidmannsche verlag hat die 4. auflage von Erich Schmidts grofsem Lessingwerk nicht als blofsen neudruck, sondern in zeitgemäfser bearbeitung hinausgehn lassen wollen. FSchultz hat sich dieser mühevollen, aber im grunde doch recht undankbaren aufgabe unterzogen. denn er weifs sehr wol, dass er mit tieferen eingriffen in den text dieses monumentalwerkes die feste einheit von inhalt und form sprengte, die in Schmidts ganzer persönlichkeit verankert ist. daher beschränken sich Sch.s änderungen nach dem vorwort auch nur auf die verwertung ganz unumstöfslich feststehnder neuer forschungsergebnisse, auf eine zeitgemäfse ergänzung der anmerkungen und bibliographischen nachweise, auf die ausmerzung offenkundiger sachlicher und formaler versehen und heut überholter anspielungen, sowie auf die lockerung von etwa drei dutzend allzustraff gebundenen satzconstructionen. die neue auflage hat sonach die frühere textgestaltung im wesentlichen unberührt gelassen. dass die wissenschaftliche forschung über Lessing und seine freunde in den letzten 15 jahren gerade nichts umstürzlerisches hervorgebracht hat, muss dem herausgeber ohne weiteres eingeräumt werden. immerhin hätten doch vielleicht werke wie das Anersche und Sommerfeldsche über Nicolai und Korffs buch über Voltaire in Deutschland die textgestaltung der neuen auflage irgendwie beeinflussen müssen. freilich wäre da Sch. zu tiefern eingriffen in Schmidts darstellungskunst gezwungen gewesen, was er gerade vermeiden wollte. unbedingt aber hätte Schmidts mutmafsliche angabe über das verhältnis der drei gedruckten bogen von Lessings kritik über Jöcher zu ihrer fassung am schluss der 'Briefe' (Lessing[4] I 219) nach HvMüllers fund und Munckers sorgfältiger vergleichung (22. bd.[2], s. VII ff) revidiert werden müssen. die beseitigung sachlicher und formaler versehen in jeder neuen auflage ist eigentlich eine selbstverständlichkeit. umso peinlicher berührt es, wenn nun doch unrichtigkeiten stehn bleiben. es hat zwar weniger zu sagen, wenn man Lessing[4] I 266 noch immer list, dass die 'vierte' (statt 'dritte') 'Abhandlung über die Fabel' höchst subtil unfruchtbare scheidungen vollzieht, aber sehr störend ist es, wenn auch in der neuen auflage (I 266) wider als entstehungsjahr der 'Miss Sara Sampson' 1752 statt 1755 angegeben wird! ich weifs sehr wol, wie schwer der druckfehlerteufel der schriftstellernden menschheit zusetzt, besonders seit alle gröfsern verlagsanstalten den maschinensatz an stelle des handsatzes treten liefsen. Erich Schmidt selbst hat, ohne es zu

wollen, den professor Klotz zu einem hallischen 'gemeinderat' (statt 'geheimderat') gemacht (Lessing[3] I 646). Schultz hat den vielberufenen classischen philologen nun freilich seiner stadtväterwürde wider entkleidet (Lessing[4] I 605), dafür aber hat sich in seine bearbeitung des werkes eine unmenge von neuen druckfehlern und versehen eingeschlichen. es ligt mir fern, meinen Frankfurter collegen für all das verantwortlich zu machen und ihm etwa anzukreiden, dass, um nur einige beispiele hier aufzugreifen, der name Diderots mehr als einmal als 'Diederot' erscheint, dass es I 165, z. 18 v.u. 'lehre' st. 'lehrer', I 293, z. 2 v.u. 'mit dem' st. 'mit der', I 300, z. 11 v.u. 'vertrug' st. 'vortrug', I 301, z. 10 v.u. 'spitze' st. 'spitz', I 511, z. 1 v.o. 'bildhauerwerkstatt' st. 'bilhauerwerkstatt' heifsen muss; auch über die mehr oder minder hässlichen wortentstellungen I 219. 232. 325f. 481. 494 kommt schliefslich der leser leicht hinweg. es wäre eben sache eines grofsen verlags, durch einen sorgfältigen corrector einen wissenschaftlichen herausgeber in der rein mechanischen arbeit des correcturlesens zu unterstützen. leider sind aber auch ganze worte verstellt worden oder gar ausgefallen, wodurch gegenüber der dritten auflage eine textverschlechterung eingetreten ist. so fehlt zb. I 232, z. 15 v.u. 'er', 296 z. 4 v.o. 'ja', 297 z. 6 v.u. 'macht der', und I 300 v.o. ist 'auch er' st. 'er auch' zu lesen. aber trotz diesen mängeln wollen wir dem herausgeber dafür dank wissen, dass er Schmidts unvergängliches monumentalwerk dem wissenschaftlichen bedarf durch seine revidierte neuausgabe wider zugänglich gemacht hat.

Halle. **Ferdinand Josef Schneider.**

Cornelia die schwester Goethes von **Georg Witkowski.** m. 8 abbildungen. Frankfurt a. M., Rütten & Löning 1924. 210 ss. 8°. gebd. 6 m. — Seit 1902 besafsen wir von Witkowski eine biographie der Cornelia Goethe, die in der soliden weise des verfassers gearbeitet und mit einem starken anhang von briefen und tagebuchblättern ausgestattet, gleichwol eine gewisse innere ergriffenheit verriet und in deren bann schliefslich auch den leser zog, der vielleicht mit einem leichten widerstreben an das sich recht vornehm präsentierende buch herangetreten war. die zweite auflage die wir hier erhalten, ist zwar reichlich mit bildern geschmückt, trägt aber im übrigen ein anspruchsloses gewand. sie verzichtet auf den apparat der documente, soweit sie nicht in die darstellung verarbeitet wurden, und liefert den beweis dass W., mag ihn auch erstmals der schriftliche nachlass Corneliens auf der Leipziger bibliothek zum studium des so schwer fassbaren wesens hingeführt haben, seiner heldin die treue gehalten hat und aus gütigem herzen heraus auch um die verstehnde anteilnahme weiterer kreise wirbt.

E. S.

Die briefe der Elise von Türckheim geb. Schönemann (Goethes Lili). im auftrage des Wissenschaftl. instituts der Elsass-Lothringer im Reich zu Frankfurt a. M. unter mitarbeit von Ernst Marckwald herausgegeben von John Ries. Frankfurt a. M., Englert & Schlosser 1924. 3 bl. u. 328 ss. gr. 8°. 9,50 m. (hlbldr 12 m.). — So hat denn diese uns lange versprochene publication, die auch zu den schmachvoll aus dem Elsass vertriebenen gehört, nach vielfachen fährlichkeiten ein gastliches unterkommen in Frankfurt gefunden! man hat sie (als bd VII) den von der dortigen Historischen commission herausgegebenen 'Frankfurter Lebensbildern' eingereiht, und damit erlitt freilich der charakter der geplanten urkundlichen ausgabe in letzter stunde eine veränderung, die den herausgebern schmerzen bereitet hat und gewis manchem leser ebenso unverständlich erscheinen wird wie dem recensenten. den französisch geschriebenen briefen (103 von 141) wurde nämlich eine deutsche übersetzung (von R. Dohse) beigegeben, und um ihretwillen musten sich einleitung, anmerkungen — und text allerlei kürzungen gefallen lassen. ich vertraue dem tacte der herausgeber, dass uns damit nichts irgendwie wesentliches vorenthalten worden ist, denke aber von dem deutschen publicum das allein zu briefbänden wie dem vorliegenden greifen und sich in sie versenken wird, doch viel zu gut, als dass ich glauben möchte, irgend jemand könnte sich mit der übertragung zufrieden geben oder sie auch nur bei der lectüre heranziehen. und nun gar in Frankfurt, wo man sich, wie jedermann weifs, immer etwas auf ein engeres verhältnis zu Paris und zur französischen cultur zu gute getan hat?

Dass die briefe der Lili, ausschliefslich familienbriefe der frau vTürckheim (1785—1816), von denen ja recht viele bereits aus Jügels 'Puppenhaus' und des grafen Dürckheim büchlein 'Lilis bild' bekannt waren, auch in der erreichbar vollständigsten publication und der urkundentreuen fassung die uns hier geboten wird, absolut nichts für die deutsche litteraturgeschichte ergeben würden, das wusten wir längst, und das wird also hoffentlich niemandem mehr eine enttäuschung bereiten. dafür erscheint aber das bild der briefschreiberin in allen ihren verwandtschaftlichen und freundschaftlichen beziehungen, ganz besonders als gattin und mutter, in einer wundervollen, durch keinen widerspruch getrübten reinheit und klarheit, und bei aller zugegebenen enge doch in einem reichtum und einer fülle, dass jeder leser aus der erneuerten und vertieften bekanntschaft einen gewinn ziehen wird. immer und immer wider klingt uns das wort des schmerzvoll liebenden dichters im ohr: *Wo du Engel bist, ist Lieb und Güte, Wo du bist, Natur!* dass diesem bilde, in der äufseren erscheinung wie in der lebensbetätigung, auch ein zug von gröfse nicht fehlt, wusten wir und erfahren es aufs neue. es ist ein merkwürdiger, aber gewis nicht be-

deutungsloser zufall, wenn die 37jährige Elise vTürckheim im j. 1795 bei zwei so grundverschiedenen frauen wie Henriette von Egloffstein und Bäbe Schulthess die erinnerung an Iphigenie weckt.

Der (von Ernst Marckwald unterstützte) herausgeber John Ries hat dem text der briefe und ihrer erläuterung strenge philologische sorgfalt zugewendet, und in einer ausführlichen und tiefdringenden einleitung die ihm ans herz gewachsene briefschreiberin feinfühlig, beredt und ritterlich als das hingestellt, als was sie die urkunden und die zeugnisse der mitlebenden, und bei richtiger deutung vor allem auch die selbstzeugnisse Goethes ergeben: als eine frau die, wenn eine, durchaus würdig gewesen wäre, an der seite des grofsen dichters durchs leben zu schreiten. der verlag hat für eine wahrhaft vornehme ausstattung des werkes und reiche beigabe von bildern usw. gesorgt. insbesondere hab ich mich gefreut, dem durch 'Lilis bild' zuerst bekannt gewordenen pastellporträt von 1782 (dessen original ich im april 1910 auf einer ausstellung elsässischer bildnisse im palais Rohan zu Strafsburg freudig begrüfste) hier in einer wesentlich bessern widergabe zu begegnen. E. S.

Clemens Brentano Gesammelte Werke herausgegeben von **Heinz Amelung** und **Karl Viëtor.** I bd: Gedichte und Erzählungen. Kleine Schriften. LIV u. 530 ss.; II bd: Godwi. XIII u. 589 ss.; III bd: Rheinmärchen. Gockel und Hinkel. XII u. 488 ss. IV bd: Italienische Märchen. Dramen. VIII u. 510 ss. 8°. Frankfurt a. M., Frankfurter verlagsanstalt 1923. — Die von CSchüddekopf breit angelegte und mit einem grofsen — allzugrofsen — stab von mitarbeitern in scene gesetzte ausgabe der Sämtlichen Werke Clemens Brentanos (München, G. Müller 1909 ff) ist mit dem krieg ins stocken gekommen, nachdem sie es bis 1914 auf 8 bände (darunter ein doppelband und zwei halbbände) gebracht hatte; und da ihre weiterführung durch Heinz Amelung auf schwierigkeiten zu stofsen scheint, begrüfsen wir um so freudiger die auswahl in vier vornehm schlichten bänden, die uns zwei bewährte kenner des dichters bescheren, und die in ausrüstung und ausstattung allen ansprüchen eines weitern kreises von litteraturfreunden entsprechen dürfte. ihre äufsere erscheinung lässt die frühern auswahl-editionen (von JBDiel, MKoch, JDohmke, MMorris) ebenso zurücktreten wie der umfang und wert der gebotenen texte. dass uns keine anpreisung einer kritischen leistung und kein apparat von anmerkungen stört, möcht ich rühmend hervorheben. die dem ersten band vorangestellte biographie Amelungs list man leicht und mit genuss.

Der oben angegebene inhalt lässt von den litterarisch bedeutsamen werken des dichters nur die Romanzen vom Rosenkranz vermissen; gerade diese aber sind jetzt aufser in der grofsen ausgabe auch bei Morris bequem zugänglich. dafür

nehmen wir mit besonderm danke den Godwi und eine auswahl der gedichte auf, die uns freilich das fehlen gerade dieses teils der gesamtausgabe doppelt schmerzlich empfinden lässt — und wol noch auf lange hinaus? es ist übrigens interessant diese auswahl Viëtors mit derjenigen zu vergleichen welche der recht gescheite Julius Eckardt genau vor 50 jahren getroffen hat (Berlin, Grote 1874): ohne dafür, wie es scheint, ein publicum zu finden, obwol das büchlein mit illustrationen in einer weise ausgestattet war, die über die durchschnittsleistungen jener tage weit hinausgieng — freilich auch über den durchschnittsgeschmack: denn die zeit welche von Julius Wolff in der illustration Paul Thumanns entzückt war, konnte unmöglich den dichter Brentano mit dem teilweise congenialen bilderschmuck Wilhelm Steinhausens schätzen.

Der text ist wo immer ich ihn schärfer geprüft habe, wie beim Ponce de Leon, zuverlässig und sauber (was man übrigens auch Morris nachsagen muss). hier und da versteh ich freilich die änderung der orthographie nicht: warum wird zb. IV 341 beidemal *Gukuk* st. *Guckuck* geschrieben? warum s. 481. 82 *Kommandant* st. *Commendant*, wo doch *Adjudant* beibehalten wird? rechenschaft über die vorlagen wird nur von Viëtor, nicht von Amelung gegeben, dessen einleitungen überhaupt von einer knappheit und sprödigkeit sind die entschieden zu weit geht: beim Godwi ist sogar jede angabe über das erscheinungsjahr unterblieben — man muss doch wol sagen: vergessen worden?

In den 19 bildlichen beigaben konnte diesmal kaum neues geboten werden, nachdem vor kurzem sowol die zeichnung WSchadows, welche von Clemens i. j. 1805 ein gewis zuverlässigeres bild gibt als die stark stilisierte büste FTiecks von 1803, als auch das ölporträt der Minna Reichenbach von Joh. Friedrich August Tischbein (nicht Wilhelm!) in der publication von WLimburger bekannt gegeben waren. dass die bilder zum Godwi von HRamberg herrühren, hätte (IV 508) um so mehr gesagt werden müssen, als auf ihrer — übrigens wenig schönen — widergabe die signaturen sowol des malers als der (für beide bände verschiedenen) kupferstecher fortgefallen sind.

E. S.

Das deutsche schicksalsdrama. eine akademische antrittsvorlesung von **Moriz Enzinger**, Innsbruck, verlagsanstalt Tirolia o. j. 48 ss. 8°. — Das deutsche schicksalsdrama und im allgemeinen die deutsche schicksalsidee entwachsen nicht dem zur zeit der klassiker stark gewordenen einfluss der antike, erscheinen nicht im gefolge allgemein geistesgeschichtlicher (romantik) oder wirtschaftlicher (not der napoleonischen zeit) zeitströmungen. am wenigsten sind sie das künstliche product litterarischer nachahmung.

Dieser negative anfangsteil von E.s darlegungen stellt die

schwäche der bisherigen betrachtweise einsichtig und einleuchtend heraus. er handelt dann auch fesselnd über die theatertradition, die der 'bayrische barock' im jesuitenstück geschaffen hat: die äufserlich fatalistischen momente, die aus dem bayrischen ritterstück, aus dem Wiener volksstück bis zu Grillparzer bekannt sind, lassen sich aus dieser litterarischen, und doch eben nicht nur litterarischen, weil im katholizismus wurzelnden, überlieferungsreihe ableiten.

Da ändert sich mit einem male das bild; von dem augenblick an wo JNadler und sein 'epochemachendes buch' über die Berliner Romantik als schutzgeist angerufen wird (s. 23). die wichtigsten schicksalsdramatiker, Moritz, Tieck, Werner, sind jenseits der Elbe zuhause, sind 'neustämmlinge'. was wunder wenn schicksalsidee und damit schicksalsdrama als typisches und notwendiges geistes- oder vielmehr seelenproduct jener stämme angesprochen werden? und unvermerkt, unter dem vorwand dass die bisher zu vereinzelt betrachteten litterarischen erscheinungen auf eine breitere basis gestellt werden müssen, ändern sich thema und sinn der untersuchung: es war nach der genesis des deutschen schicksalsdramas gefragt worden, einer fest umrissenen litterarischen gattung. jetzt lautet auf einmal die these: den neustämmlingen ist diese art fatalismus angeboren. die neustämmlinge sind die geborenen schicksalsdramatiker — verhängnisvoll in der umkehrung: die geborenen schicksalsdramatiker sind alle neustämmlinge. der beweis dafür wird mit einer genügsamkeit erbracht die ja auch Nadler nicht ganz fremd ist: Müllner ist wenigstens auf dem rechten Saaleufer geboren (das muss bemerkt werden, trotzdem E. s. 42 durchaus die einsicht besitzt, ihn als verstandesmäfsigen nachempfinder einer fertigen litterarischen gattung zu werten), und Fouqués grofsvater ist wenigstens in die Mark eingewandert. mit noch gröfserer energie werden nun aber umgekehrt die neustämmischen dramatiker zu schicksalsdichtern gestempelt. Kleist und Werner sind die gipfelpuncte. so wird die darstellung der fatalistischen litteratur zu einem glaubensbekenntnis des litterarischen fatalismus; ostwärts der Elbe geboren sein heifst in schicksalsglaube und erlösungsbedürfnis aufgehn und, ist man dramatiker, schicksalsdramatiker werden.

Es scheint noch eine weile dauern zu sollen, bis der gesunde und brauchbare kern solcher gedankengänge aus der dichten hülle willkürlicher übertreibung und construiertheit sich herausschält.

Tübingen. **Hermann Schneider.**

Strafsburg, die burg an der durch keltisch-römisch-christliche tempel geweihten, von militärischer macht verteidigten strafse nach Gallien. Argentoratum an seinem fluss Argenza. das gold Siegfrieds und die kaiserinnen des Elsasses. Attila

und Odovakar. von **Luise Rexilius.** Leipzig, Mayer & Müller in comm. 1920. 273 ss. 8⁰. — Den nimbus in den die verf. die Etichonen und ihr land hüllen möchte, zeigen auch der stille bogentitel 'culmen mundi' nebst dem motto der 'carmina non prius audita ...', übertreibungen deren man sich jetzt richtiger wol enthielte. ohne illusionen geht es dabei nicht ab. sogar das Nibelungengold, Siegfrieds schatz, wird das ganze eröffnend herbeigezogen, da er nicht versenkt, sondern trotz Hagens letztem wort *den schatz weiz nu nieman* ... ins Hunnenland gekommen und besonders durch den als Elsässer gefeierten grafen Erich von Friaul in der Avarenschlacht erobert zurückkehrte, nachdem schon Walthari seine reisekisten damit gefüllt hatte, sodass könig Ludwig wider sein besitzer wurde und noch Napoleon mit den daher stammenden merowingischen goldplättchen seinen mantel schmücken liefs. dass der Alamannenherzog Nebi (Hnabi, Hnäf), dem Ludwig mütterlicherseits entstammt, mit den Nibelungen nichts zu tun hat, muste R. wissen. von dem mystischen bezirk an der Argenz ist mir in würklichkeit nichts bekannt geworden, der tempel auf dem Donon ist bekanntlich modern, ebenso wenig von den römischen forts auf dem kamm der Vogesen, von denen das erste noch gefunden werden soll. die heidenmauern gehören nicht hierher. in den mittelalterlichen urkunden und quellen wird geschwelgt und alles was der verf. in den wurf kommt, lateinisch und deutsch, seiten-, ja bogenlang ausgeschrieben. als bequemer ersatz für die quellen kann es nicht dienen. dafür ist die anordnung und erzählung nicht systematisch und kritisch genug. auch die beiden elsässischen kaiserinnen Irmingard und Richardis werden noch bedacht, ebenso mit künstlicher verknüpfung die kaiserin Augusta verherrlicht (s. 247—269). die etymologischen spielereien (*Wolfram* = *wol fromm* usw.) und sonstigen gedankensprünge sind oft genug erschreckend. **R. Henning.**

Karl Gunz, Lehrbuch d. geschichte, I. Altertum. Wien u. Leipzig, Deuticke 1923. 134 ss. 8⁰. 4 m. — Eine geschichte des altertums auf 134 seiten soll kein wissenschaftliches werk sein, zumal wenn in diesen noch eine geschichtsphilosophische einleitung, die ganze prähistorie und der alte Orient einschl. Indien eingeschlossen sind. man wird gewaltsame zusammenziehungen und starke streichungen hinnehmen. aber was hier geboten wird, ist doch selbst dafür noch schlecht. viel ligt an der einteilung: erst die politische geschichte der Griechen, dann ihre cultur, dann die Römer. es muss gerade für die als benutzer gedachten schüler verwirrend würken, wenn so Homer hinter Alexander d. Gr. und, da das culturcapitel rein sachlich gegliedert ist, auch hinter die attische tragödie gerät. das muste sich vermeiden lassen. schlimmer ist dass durch die zerreifsung von Griechen und Römern das kernstück des altertums, die zeit des hellenistischen gleichgewichts der mächte, garnicht zur geltung kommt.

niemand kann aus dem buch ersehen, welche katastrophe die römische weltherrschaft über die weifse menschheit gebracht hat. — Die ausführlichkeit der behandlung einzelner fragen ist ganz willkürlich, über die griechischen göttersagen lesen wir seitenlang, dagegen über die grofse religiöse revolution des 6 jh.s kein wort, und über die grofse politische geschichte seit Alexander ein paar nichtssagende sätze. ein vergleich mag klarmachen, was das heifst: man denke sich eine deutsche geschichte, in der über Wodan und Dietrich vBern mehr als doppelt so viel gesagt wird wie über die politische geschichte von Karl V. bis zum heutigen tage, und in der Luther nicht vorkommt. so ist das buch von Gunz. soll man es für möglich halten, dass in einer geschichte des altertums der entscheidungskampf zwischen ost und west, der Antiochoskrieg, überhaupt nicht berührt wird? die römische republik ist an den spanischen colonialkriegen verblutet, sie haben die italische bauernschaft ruiniert und sie sind die eigentliche ursache der römischen revolution: von ihnen ist mit keinem wort die rede. wol aber seitenlang über die italischen götter, deren religion nie eine geschichtliche rolle gespielt hat. und derlei gibt es allenthalben.

Und die stärkste kürzung verpflichtet nicht, einfachen unsinn zu schreiben. eine kleine blütenlese: die phoinikische schrift ist eine silbenschrift, die spartanischen ephoren wurden aus den vornehmsten familien gewählt, die Seleukiden sind bald verweichlicht (es wird schwer halten, in der ganzen weltgeschichte eine dynastie zu finden, die bis zuletzt so zäh und fähig blieb wie sie), die griechische malerei ist hinter der plastik zurückgeblieben, die plebejer sind von hause aus die kleinbauern, die ritter waren die reichsten patricier, die plebejer waren von der nutzung des ager publicus ausgeschlossen (wo bekanntlich auch jeder nichtbürger frei occupieren durfte!). und derlei dinge, wo man sich nur fragt, wie solche misverständnisse überhaupt möglich sind, jagen sich auf jeder seite. — Ganz selten merkt man einmal die spuren neuerer forschung, wie in der behandlung der zeit Philipps II, meist leben längst versunkene legenden weiter. C. Gracchus ist der ideale volksfreund, seine gegner sind bestochene hetzer. dabei betont G. selbst, dass die ritter eine plage für die provinzen waren, er weifs einfach nicht, dass Gracchus der begründer der allmacht der ritter war. Lucullus, der die europäische civilisation gerettet hat, in letzter stunde, ehe sie von dem erwachenden Morgenland, der römischen aussaugung und dem bolschewismus zerrieben wurde, wird nur als freund guten essens erwähnt. über Caius (G. schreibt Caligula) und Nero erfahren wir nur ihren cäsarenwahnsinn. und der kaisercult erscheint als etwas römisches!! natürlich, denn das griechische gottkönigtum wird überhaupt nicht erwähnt, und Alexanders zug zum Ammonion, einem in der griechischen welt

hochangesehenen und im Orient in weitesten kreisen unbekannten tempel erscheint, genau wie vor hundert jahren, als ein versuch Alexanders die Orientalen zu gewinnen. und die schlacht von Issos richtig zu datieren erfordert nicht mehr raum als sie falsch zu datieren. aber genug, man könnte seitenweise ähnliches aufführen.

Es ist lobenswert, wenn auch die technische cultur berührt wird, erfindungen, verkehr, handel uä. aber warum kein wort über die revolutionären fortschritte der heiz- und bewässerungstechnik in der frühen kaiserzeit, warum statt Neros 'cäsarenwahnsinn' nicht lieber die tatsache, dass seine regierung die indische baumwolle gebracht hat, warum nichts von der epochemachenden erfindung der künstlichen düngung im 3 jh. v. Chr.?

Man hat bei dem buche das gefühl, als ob irgend ein nichtfachmann sich ein paar gerade in seiner schulbibliothek vorhandene bücher hergenommen und danach compiliert habe. wirr stehn die ansichten der zeit von Curtius, Droysen und der heutigen nebeneinander, und oft genug ist man geradezu neugierig, wie die betr. behauptung überhaupt zusfande gekommen ist: denn weder die quellen noch die modernen darstellungen können sie begründen. die für ähnliche zwecke geschaffenen geschichtlichen handbücher der spätantike haben ähnlichen charakter wie das vorliegende buch. aber sicher sind Eutrop und Victor noch besser.

Göttingen. **U. Kahrstedt.**

Weber-Riess, Weltgeschichte in drei bänden. 2. aufl. Leipzig, Engelmann 1924. XXVI u. 1119 ss.; XVI u. 683 ss.; XVII u. 601 ss. 8°. gebd. 33 m. — Das zweibändige 'Lehrbuch der weltgeschichte' von Georg Weber, das seit 1846 in 20 auflagen erschienen war und vielen von uns ein vertrauter nothelfer gewesen ist, hat prof. Ludwig Riess nicht umgearbeitet, sondern ersetzt durch die völlig neue Weltgeschichte, die jetzt in 2. auflage vorligt. wir nehmen nicht ohne wehmut abschied von dem alten Weber und erinnern uns namentlich auch der höchst eindrucksvollen autobiographie, die er in spätern jahren dem werke vorangestellt hatte. aber wir dürfen uns und dem verlag glück wünschen zu dem werke das an seine stelle getreten ist, und dessen verfasser, mit reichem wissen und einem ungewöhnlich weiten überblick über die culturen auch der entlegensten völker und zeiten ausgestattet, seiner neuschöpfung ohne ruhmredigkeit nachsagen darf, dass sie aus dem geiste Rankes erwachsen sei und mit der durchführung der synchronistischen übersicht der welthistorischen ereignisse dem ideal einer 'weltgeschichte' weit näher komme als der vorgänger. obwol der umfang des ganzen das alte werk nicht mehr überragt als das anwachsen des stoffes es unbedingt erforderte, ist die verteilung auf drei bände notwendig geworden, und später-

hin werden verleger und publicum sich auch mit einer vierzahl abfinden müssen, zumal ja dies werk zugleich die grofse zwölfbändige Weltgeschichte Webers und andere vergleichbare werke ersetzen muss, die eine ähnliche, auch nur annähernd so tiefgreifende erneuerung nicht gefunden haben. die abgrenzung hat sich teilweise verschoben: der I band (Altertum und Mittelalter) schliefst wider mit der entdeckung Amerikas (1492), und der III band (Neuste Zeit) beginnt nicht mit der französischen revolution, sondern mit der restauration (1815). er umfasst auch eine von hoher warte gesehene und geschriebene geschichte des weltkriegs, führt die ereignisse bis zur unmittelbaren, trostlosen gegenwart und stellt im schlusswort fest, dass im vergleich mit den ununterbrochenen fehlschlägen aller diplomatischen verhandlungen nach dem dictat von Versailles 'das vielgescholtene werk des Wiener congresses im hellsten lichte erscheint'.

Dass es für keinen specialisten schwer hält, einer so umfassenden leistung gegenüber ausstellungen zu machen, ist selbstverständlich: so ist der verf. mit den neusten arbeiten und ansichten über die verschiebungen der germanischen stämme und insbes. über die besiedelung Englands offenbar nicht vertraut. ich möchte mich aber an dieser stelle auf einen einzigen wunsch beschränken. so unbestritten die brüder (nicht 'gebrüder'!) Grimm auch in der vorstellung und im herzen des deutschen volkes vereint bleiben sollen, in einem werke wie diesem müste sich doch ein platz finden, um der überragenden gröfse Jacobs und seiner schöpfung zu gedenken — wie denn überhaupt weder die mächtige einwürkung Herders noch die offensichtliche bedeutung der deutschen, slavischen, keltischen philologie und altertumskunde für das erwachen der nationalen bestrebungen im 19 jahrhundert in irgend einer mir bekannten geschichtlichen darstellung zu ihrem rechte kommen.

Ein vorzug des alten Weber war auch das sorgfältige und reichhaltige register — dieser vorzug ist dem neuen werke gleichfalls nachzurühmen. E. S.

Tiroler Heimatsbücher hrsg. v. d. landesgruppe Tirol des Vereins f. christl. erziehungswissenschaft bd I: Wilten, Nordtirols älteste culturstätte I teil. 9 abbildungen auf kunstdruckpapier. Stift Wilten, selbstverlag d. jugend-schutzvereins 'St. Bartlmä' [1924]. 232 ss. kl. 8°. — Ein neues unternehmen von heimatsbüchern, deren wert die einleitung von H Wopfner mit nachdruck würdigt, scheint hier aufs glücklickste eingeführt: in einer weise der auch die wissenschaft ihren beifall nicht versagen kann. in zwei bändchen soll die reiche cultur- und ortsgeschichte des seit 1904 — leider! — in Innsbruck eingemeindeten alten römischen 'Veltidena' vorgeführt werden. die eigentliche lokalchronik des dorfes und des prämonstratenserstiftes bleibt dem II teil vorbehalten; im I teil

empfangen wir zunächst das gesamtbild der culturgeschichte. der herr abt Heinrich Schuler selbst hat die prähistorie und die Römerzeit behandelt, wofür ihm eigene sammlungen und mit liebe gepflegte studien zur verfügung standen (s. 23—48); die 'Geschichte der hofmark Wilten' (s. 59—230) versichert OStolz ohne längere vorbereitung niedergeschrieben zu haben: um so mehr müssen wir ihm für das lehrreiche und höchst vielseitige gesamtbild dankbar sein. dazwischen eingeschoben ist ein artikel von HGamper, 'Wilten in der sage'. es handelt sich um die gründungssage von dem herkulesartigen Haymo, in der hauptsache gewis eine gelehrte bildung, instructiv besonders durch die rolle welche die denkmäler dabei spielen; volkstümlich aber dürfte der türse sein, der sich doch offenbar in dem von Haymo erschlagenen 'Thyrsus' birgt. — Das bändchen ist auch äufserlich hübsch ausgestattet, insbesondere durch die widergabe von ältern ansichten: aus der zeit von ca. 1600—1830.

E. S.

Studier i modern språkvetenskap utg. av Nyfilologiska sällskapet i Stockholm IX. Uppsala, Almqvist & Wiksells bogtrykkeri a.-b. 323 ss. 8⁰. 7 kr. — Der neue band (vgl. Anz. XLI 80) enthält aufser einer bibliographie der einschlägigen schwedischen litteratur für die jahre 1920—1923 11 beiträge, von denen 7 der romanischen philologie zufallen. auf der grenze steht der ausführliche aufsatz von ANordfelt über französische lehnwörter im schwedischen (s. 1—55). — KKärre erörtert (s. 67—78) die schicksale und die bedeutung des engl. pflanzennamens *groundsel* (senecio) < ags. *gundæsuelgiæ* Ep., jünger *grundeswelige* Aelfr. — REZachrisson gibt neue beiträge zur etymologie englischer ortsnamen (s. 113—146), nach grafschaften geordnet und durch ein register alphabetisch übersichtlich: solide arbeit, wie wir es bei ihm gewöhnt sind, aber doch hier und da zu bedenken anlass gebend. wenn zb. heut. *Toxteth* im Domesday Book (11 jh.) als *Stockestede* (vgl. Stockstadt bei Gr. Gerau, *Stochestat* Cod. Laur.) erscheint, so ligt doch gewis anlautsdissimilation vor, und eine etymologie die es zum pn. *Tóki* stellt ist nicht berechtigt. — NOHeinertz behandelt in seinen 'Wortstudien' (s. 243—257) zunächst die ahd. gruppe *-luomi, kilômo* (ags. *gelôme*), zu der er einleuchtend schwed. *lummig* stellt; mit H. lehn ich das ablautsverhältnis zu *lam* ab, verweise aber für die etymologie auf ahd. *seltkaluaffo* 'raro' (Zs. 42, 62). ein zweiter artikel stellt der von OSchrader angenommenen bedeutungsentwickelung 'selbst' > 'herr' die umgekehrte folge 'herr' > 'selbst' gegenüber und findet dafür eine bestätigung in ahd. *selppaum,* ohne freilich für got. *silba* ahd. *selbo* eine neue etymologie zu bieten.

E. S.

MISCELLEN.

Weitere kolonistenzeugnisse (zu zs. s. 86 ff). Der hohe norden muss von der ligurischen küste aus auch von anderen als Pytheas aufgesucht und teilweise zubenannt sein. die gröste der Orkneyinseln, *Pomona*, verdankt diesen namen nicht den nordischen verhältnissen, er muss aus glücklichern gegenden importiert sein. die *civitas Pomona* beim Geogr. Rav. 243, 9 etc. gilt als der 'portus Monoeci Herculis' (Monaco) an der ligurischen küste. der hauptort, zugleich bischofssitz, der Orkneyinsel hiefs nach Adam vBremen IV 35 *Blascona*. eine kleine insel *Blascon* (Strabo, Ptolem., *Blasco* bei Avienus) mit gut ligurischem lautcharakter (DAk. III 178) lag westlich der Rhonemündung (DAk. I 188). beide namen, *Pomona* und *Blascona*, auch von gleicher bildung, stützen sich gegenseitig. Pytheas hätte wol mehr an das griechische anklingende namen gewählt.

An der englischen südküste werden schon vor den Kelten Ligurer festen fufs gefasst haben, was für den norden durch die fremden namen noch nicht erwiesen ist. darauf mag das flüsschen *Dert (Dert ea)* mit seinem alten hafen Dartmouth (*Dertmudis* Zs. 59, 151 anm.) und Dartmoor verglichen mit dem ligurischen *Dertona* in Oberitalien und *Dertosa* in der Tarraconensis (Holder) deuten.

Dagegen finden fluss und hafen *Sassandra* an der Elfenbeinküste bei den Tartessiern im südlichen Spanien eine natürliche anknüpfung. brachten doch auch die Tarsisschiffe für könig Salomo aufser silber ua. elfenbein und affen mit. so könnten *Malandar-Malandra* (oben s. 86 anm.) und *Sassandra* zeugnisse für die ägäische herkunft der Tartessier werden (Schulten Tart. S. 80). semitisches haftet dem suffixe nicht an, das auch auf der iberischen halbinsel sonst nur an der biscayischen küste, auf dem wege zur Bretagne, widerkehrt (Zs. 59, 149), während es ebenso wie *-essos* in Kleinasien seinen alten heimbezirk hat. in Germanien aber treffen, wenn wir uns an die gleichen namen (*Malandra-Colandra*) halten dürfen, beide einflüsse, vom Baetis und der Rhone, am Niederrhein zusammen. **R. Henning.**

Salomo und der drache. *Temporibus regis Salemonis fuerunt in medio ciuitatis Hierusalem tres putei, quos una uice adueniens draco omnes absorbuit una nocte. Ynde ciues contristati propter penuriam aque uenerunt ad regem et nunciauerunt ei. Tunc rex sapienter cogitauit et iussit ipsos puteos inpleri uino et medone. Et iterum ueniens draco absorbuit sicut prius fecit, et ita iacuit tres dies temulentus, et iussit eum ligare. Cumque euigilasset locutus est humana uoce dicens: 'Soluite me et indicabo uobis rem mirabilem'. Qui consenserunt. Et ait: 'ite in montem et tollite bestiam illam et occidite et tollite uenas eius et facite neruinos funiculos, et cum tenueritis, appendite siue in montem*[1] *in adamantem*

[1] streiche *in montem* (oder nur das zweite *in*).

siue in durissimam petram. Et cum appensum fuerit regulari manu[1] *cum omni celeritate pertransit ac si diligenter limatum fuisset. Ideo dictum est in historia regum, quod malleus et securis et dolata*[2] *et ascia non audiebantur'. Postea dimissus est draco, et amplius de puteis illis non gustauit. Hoc sumtum de grecis exemplaribus.*

Die abschrift obigen textes verdank ich meinem freunde CvKraus. er findet sich fo. 183 b des Clm. 14399. ich wurde auf das stück aufmerksam durch die beschreibung der hs. bei Alb. Boeckler Die Regensburg-Prüfeninger buchmalerei des XII. und XIII. jh.s (München 1924). es ist klar, dass es mit dem in unserem Lob Salomos eingeschobenen stück auf die gleiche quelle zurückgeht. doch sind sie jedes auf seine art von der quelle abgewichen. diese quelle beruht natürlich auf der jüdischen tradition die zuerst Scherer verglichen hat. doch hat wol die erzählung von der gefangennahme des Picus und Faunus durch Numa bei Ovid Fasten III 289 ff einfluss geübt. mit unserer geschichte hat diese Ovidstelle nebst modernen volkstümlichen traditionen bereits Rochholz bei AKuhn Herabkunft des feuers s. 33 verglichen. **S. Singer.**

Zu Thomas von Kandelberg (zs. 61, 233). Die fälschung welche ein gereimtes Marienwunder nachträglich als ein erlebnis des Thomas Becket hinstellte, hat glück gehabt und noch ein spätes litterarisches nachleben gefunden. herrn dr Jost Trier in Marburg verdank ich den hinweis auf den winterteil des grofsen Lebens der Heiligen, das FWilhelm als ein deutschböhmisches erzeugnis festgestellt und 'Wenzel-Passional' getauft hat. dort ist unser geschichtchen in einer umformung welche gewis auf mündliche überlieferung zurückgeht, gleich in die eingangspartie der jugendgeschichte von 'Sant Thoman von Candelberg' eingeschaltet — der überaus sittsame lebenswandel des jugendlichen Thomas fordert den spott seiner kameraden heraus. im nachstehnden geb ich den text nach dem ältesten druck: Augsburg, Günther Zainer von Reutlingen 1471, bl. CXLI. die Freiburger Universitätsbibliothek, aus der ich die wertvolle incunabel entleihen durfte, besitzt noch eine ganze reihe von frühdrucken des Heiligenlebens, die mir Alfred Götze verzeichnet hat. in der niederdeutschen ausgabe des Adam Petri von Basel 1517 (der ältesten die wir hier in Göttingen haben) ist die geschichte fortgelassen.

Culturgeschichtliches interesse scheint mir unsere fassung durch das frühste vorkommen eines 'wunderknäuels' zu haben — stammt es am ende gar aus unserem Passional?

[1] *regulari manu* ist wol vor *diligenter* einzusetzen.
[2] über dem *t* von *dolata* ein kleines *a*; vielleicht ist *dolabra* zu lesen, vgl. III Reg. 16, 7: *Domus autem cum aedificaretur, de lapidibus dolatis atque perfectis aedificata est: et malleus et securis et omne ferramentum non sunt audita in domo cum aedificaretur.*

Darumb spotten sein die gesellen offt, vnd legten eines tags mit einander an, welcher das schônes[t] cleynat von seiner gesponsen brâcht, dem solten die andern vil pfenning veruallen sein. Da gieng sant Thoman tzů vnser frowen bild vnd bat sy mit grossem ernst vnd mit andacht, das sy im ein cleinat geb. Da recket im vnser frowen bild die hand vnd gab im ein klúlin, das bracht er seinen gesellen. Da sy daz sahen, da spotten sy'sein vnd sprachen, sy hetten besser gesponczen dann er, wann sye hetten in besser kleynat geben denn er hett. Da sprach sant Thoman das seyn wer das best, da zoch er des ersten eynen faden von dem klúlin, vnd dar nach ein Vmberal vnd ein Alben vnd ein gancz messzgewand nach einander, das was alles gar von edlem gestein. Da erschracken seyn gesellen gar ser vnd baten in gůttlich das er in es vergeb. Da kund er das messzgewand nymmer ze sammen legen als vor, da gieng er wider zů vnser frowen vnd erwarb von ir das sye ims wider tzů einem klúlin macht vnd ze sammen leget. Dar nach tet im vnser frow kundt, das er bischof solt werden, vnd ſein erste messz in dem messzgewand solt singen, vnd sprach zů im, wer nach seinem tod in dem meſſzgewand singe, der stürb eines gehen todes. Da kam ein bischoff nach seinem tod der sprach, er wer als edel vnd als wol gelert als sant Thoman, vnd ubernam sich des als ser das er das meſſzgewand och anleget. Da starb er ze hand, da erschracken sein nachkommen als ser das es keiner mer anleget. E. S.

A. Gryphius und das volksschauspiel vom Doctor Faust. Bekanntlich gewahrt man, wenn man die geschichte der Faustspiele verfolgt, dass diese mit der entwicklung der deutschen litteratur schritt zu halten suchen und auch in ihnen die wechselnden litterarischen richtungen und bestrebungen zum ausdruck kommen. sie bieten eins der lehrreichsten beispiele dafür, dass volkstümliches aus gesunkener kunstdichtung hervorgeht. so wurde nach dem groſsen aufschwung, den die deutsche dichtung im 17 jh. in ihrer formalen durchbildung erfuhr, auch das Faustspiel neu aufgeputzt und mit alexandrinern ausgeschmückt. das Ulmer puppenspiel schlieſst mit den versen:

brecht, Himmel, Sterne, kracht! Spritzt schwefelblaue flammen,
ihr Lichter jener Welt, ihr Berge fallt zusammen,
und werft den ganzen Grund der harten Erde ein!
O weh! ich sinke schon und fühl der Hölle Pein!

(Scheibles Kloster V 804). schon Creizenach (Versuch e. gesch. d. volksschauspiels v. dr Faust s. 64) hat bemerkt, dass diese verse nach schwung und rhetorik das gepräge von AGryphius tragen. er verglich ähnliche verse aus dem Leo Armenius, die unmittelbare vorlage hat er jedoch nicht gefunden. die verse sind wörtlich (nur unter stärkerer durchführung der cäsuren und verflachung einer ungewöhnlichen wendung) aus dem Sterbenden Papinian übernommen, sie lauten bei Andreas Gryphius:

brecht Himmel! Sternen kracht! Sprützt schwefelblaue Flammen!
ihr Lichter jener Welt fallt! Klippen stürtzt zusammen
und werfft den Grund der hart befleckten Erden ein!

(2. abhandlung v. 295 ff, ausg. Palm s. 541).

Nachdem wir das Faustspiel auf einer so ungescheuten ent-

lehnung haben ertappen können, werden wir ohne bedenken der vermutung Creizenachs zustimmen, dass auch von den andern versen einige ursprünglich an anderm ort gestanden haben. anderseits können wir diese entlehnung aber auch buchen als ein weiteres zeugnis für den bedeutenden erfolg, den Gryphius mit dem Papinian errungen hat.

Göttingen. **Ludwig Wolff.**

Richtigstellung. Im Anz. xliii s. 101 ist unter den Litteraturnotizen meine arbeit 'Gesellschaftsideale und gesellschaftsroman des 17. jahrhunderts' von Robert Riemann besprochen worden. aus seiner anzeige muss sich für den unbefangenen leser der eindruck ergeben, dass Grimmelshausen im mittelpunct meines buches stehe, dass nur Grimmelshausens wegen die ganze untersuchung angestellt sei. diese darstellung ist aber falsch.

Von den 240 seiten meines buches befassen sich insgesamt dreizehn seiten mit Grimmelshausen. an ihm vorüberzugehn in einer arbeit die die gesellschaftsideale und den gesellschaftsroman des 17 jh.s behandelt, war unmöglich; aber niemals war er ihr mittelpunct, niemals ihr ziel. dies nämlich war meine absicht, in etwas den nachweis zu erbringen, dass die aufklärung sich im 17 jahrhundert anbahnt und vorbereitet. auch auf dem gebiet des romans. zu diesem zweck ist die linie von Weise zu Loen geführt. Loen ist ein von Riemann nicht erwähnter anhang gewidmet, s. 212—224. es kam mir weiter darauf an, soweit ich es in dem rahmen dieser arbeit vermochte, die wechselnden tendenzen aufzuzeigen. deshalb ligt der hauptnachdruck einerseits bei Thomasius, zum anderen bei den religiösen schriftstellern. deshalb wird auch den ausländischen einflüssen nachgegangen, deshalb werden die fremden muster für den roman untersucht, deshalb wird in einem von Riemann gleichfalls nicht angeführten anhang 'Gracians bedeutung für die deutsche litteratur' behandelt, s. 199—211.

Nach der ganzen anlage der untersuchung war bei dem thema Grimmelshausen für mich die entscheidende frage: warum fand Grimmelshausen in seiner zeit nicht die schätzung die das 20 jh. ihm billig zuerkennt? nicht von mir aus, sondern aus meiner (vielleicht lückenhaften) kenntnis der zeit heraus, hab ich eine antwort zu geben versucht. denn dass Grimmelshausen von seinen litterarischen zeitgenossen nicht geschätzt wurde, ist — trotz Riemann — eine historisch belegte tatsache. sie zu deuten, sollte einem historiker immerhin erlaubt sein.

Wie Riemann meine arbeit bewertet, ist seine sache. aber der verfasser darf verlangen, dass nicht eine nebenfrage das kriterium abgibt. er darf weiter verlangen, dass seine absichten nicht entstellt widergegeben und dass nicht nach belieben tatsachen fortgelassen werden, um einen falschen schluss oder ein einseitiges urteil als richtig erscheinen zu lassen.

Egon Cohn.

Antwort. Vom allgemeinen inhalt der arbeit E. Cohns handelt der erste absatz meiner kritik, von Grimmelshausen und ihm der zweite. ob ich auf die dinge eingehe die mir wichtig erscheinen, oder auf die 'anhänge', die der verfasser für wichtiger hält, ist durchaus meine sache. die länge der besprechung war von der schriftleitung vorgeschrieben: ich wurde aufgefordert, mich kurz zu fassen. da übrigens heute jeder autor jede besprechung mit einem entrüsteten schreiben an den schriftleiter oder an den kritiker zu beantworten pflegt, fang ich allmählich an, die abneigung meiner fachcollegen gegen das recensieren zu begreifen.

Leipzig. **Robert Riemann.**

PERSONALNOTIZEN.

Im laufe des jahres 1924 hat der tod unserer wissenschaft die nachstehnden gelehrten entrissen: am 10. februar Jón Þorkelsson in Reykjavik (65 j.), den ebenso hilfreichen wie litterarisch tätigen archivar Islands; am 1. april Erik Brate in Stockholm (66 j.), der sich besonders um nordische wort- und runenforschung verdient gemacht hat; am 17. april Paul Piper in Altona, den 80jährigen, dessen beste arbeiten Otfrid zu gute gekommen sind; am 30. mai Knut Fredrik Söderwall in Lund, dem es vergönnt war, den altschwedischen wortschatz in einem grundlegenden wörterbuch zusammenzufassen.

Am 3. februar 1925 starb in Kiel 78jährig Hugo Gering, der auch im ruhestand noch unermüdlich an seinem grofsen Edda-commentar arbeitete.

Auf den ord. lehrstuhl der deutschen sprache und litteratur zu Würzburg wurde prof. Franz Rolf Schröder von Heidelberg berufen.

Prof. Josef Nadler in Freiburg i. Ü. leistet einem rufe nach Königsberg als nachfolger Rudolf Ungers folge. an seine stelle in Freiburg tritt als ao. professor der privatdocent dr Günther Müller von Göttingen. — prof. Paul Kluckhohn von Münster ist als ord. professor der deutschen litteraturgeschichte an die technische hochschule zu Danzig berufen. — den lehrstuhl Alb. Kösters übernimmt der von Giefsen nach Leipzig berufene professor H. A. Korff.

Die ord. professoren der englischen philologie Gustav Hübener in Königsberg und Herbert Schöffler in Bern haben berufungen angenommen: jener nach Basel, dieser nach Bonn.

Prof. dr Gustav Binz ist als director der universitätsbibliothek von Bern nach Basel übergesiedelt: als ord. professor der philos. facultät mit einem lehrauftrag für englische philologie.

Zu ao. professoren wurden ernannt die privatdocenten dr Gustav Bebermeyer in Tübingen, dr Helmut de Boor in Greifs-

wald, dr WILLI FLEMMING in Rostock, dr AGATHE LASCH und dr HEINRICH MEYER-BENFEY in Hamburg, dr CARL WESLE in Jena, dr JOSEF WIHAN in Prag.

An der univ. Wien hat sich dr HEINZ KINDERMANN für neuere deutsche sprache und litteratur habilitiert.

EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle (wo möglich mit preisangabe) alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) zugesandten schriften, mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

Vom 16 october 1924 bis zum 15 märz 1925 sind eingegangen:

Amalthea-Almanach 1925. m. 8 abbildungen. Zürich-Wien-Leipzig, Amalthea-verlag. 160 ss. 8°.

Annema, Die sog. absoluten partizipialkonstruktionen im neuhochdeutschen. Groningen, de Waal 1924. 180 ss. 8°.

F. Behn, Hausurnen. m. 39 tafeln [Vorgeschichtl. Forschungen h. 1]. Berlin, W. de Gruyter & co. 1924. 132 ss. gr. 8°. — 16 m.

C. Borchling, De Politsche Kannengehter. die niederdeutsche übersetzung von Holbergs Politischem Kannegiefser [Drucke des Vereins f. niederdeutsche sprachforschg VI]. Norden u. Leipzig, Soltau 1924. XVII u. 79 ss. 8°. — Ein sorgfältig von satzfehlern gesäuberter neudruck, mit einer einleitung, welche diesem unbeholfenen spätling des niederdeutschen schrifttums seinen platz innerhalb der deutschen Holberg-litteratur anweist und den verfasser und seine leistung charakterisiert, ohne freilich seine person feststellen zu können.

E. Boucke, Goethes Epen kritisch durchgesehen, eingeleitet und erläutert. Leipzig, Bibliograph. institut [1925]. 308 ss. 8°. gzlwd. 3,60 m. — In einem eleganten einbande findet man 'Reineke Fuchs', 'Hermann und Dorothea', 'Achilleis' vereinigt, mit anmerkungen die ebenso viel geschmack wie sachkunde zeigen, und einer höchst lesenswerten einleitung, aus der das schlusscapitel 'Goethe als episches temperament' besonders hervorgehoben sei. dieser sonderabdruck aus der neuen Meyerschen Goethe-ausgabe bezeugt neben dem ausgezeichneten Faust-band R. Petschs, dass wir hier eine ganz neue und hochwertige leistung zu erwarten haben.

K. Burdach, Die nationale aneignung der Bibel und die anfänge der germanischen philologie. Halle, Niemeyer 1925. 131 ss. 8°.

E. Caemmerer, Die Altenburg bei Arnstadt [Mannus-bibliothek nr 37]. Leipzig, Kabitzsch 1924. 38 ss. 8°.

E. Cassirer, Philosophie der symbolischen form I: Die sprache. Berlin, Bruno Cassirer 1923. XII u. 293 ss. 8°.

W. Classen, Das werden des deutschen volkes, 15. heft. Das zeitalter Bismarcks. Hamburg, Hanseat. verlagsanstalt 1924. s. 391—580.

K. A. Eckhardt, Der Deutschenspiegel, seine entstehungsgeschichte u. s. verhältnis zum Schwabenspiegel. Weimar, Böhlau 1924. 88 ss. 8°.

H. Fehr, Massenkunst im 16. jahrhundert. flugblätter aus der sammlung Wickiana. Berlin, Stubenrauch 1924. 121 ss. 86 tafeln. gr. 8°.

S. Feist, Indogermanen und Germanen. Halle, Niemeyer 1924. VIII u. 156 ss. 8°.

G. Frenken, Wunder und leben der heiligen [Bücher des Mittelalters hrsg. v. FvdLeyen bd 1]. München, FBruckmann a.-g. 1925. XXXI u. 234 ss. 8° m. 16 tafeln. — lwd. 9 m.
O. Funke, Innere sprachform. eine einführung in die sprachphilosophie. Reichenberg i. B., Kraus 1924. XII u. 135 ss. 8°.
A. Gruhn, Der schlüssel zur mythologie I: Das Paradies 1. tl. Schöneiche b. Berlin-Friedrichshagen, selbstverlag 1924. 38 ss. 8°. — 1 m.
R. Hartl, Versuch einer psychologischen grundlegung der dichtungsarten [Deutsche Kultur, litt.-hist. reihe hrsg. v. W. Brecht II]. Wien, Österreich. schulbücherverlag 1924. V u. 140 ss. 8°.
Herder-Almanach. Freiburg i. Br., Herder. 96 ss. 8°. — 1 m.
H. H. Houben, J. P. Eckermann. sein leben für Goethe. Leipzig, Haessel 1924. XXI u. 635 ss. 8°.
Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. IV band 1924. m. 3 bildtafeln u. 1 facsimile. Leipzig, Insel-verlag. 326 ss. 8°.
Neue Jahrbücher für wissenschaft u. jugendbildung hrsg. v. Joh. Ilberg, I jahrg. heft 1. Leipzig-Berlin, Teubner 1925. 160 ss. gr. 8°.
H. Jellinghaus, Nachrichten über dörfer und bauernhöfe um Osnabrück. Osnabrück, Kisling 1924. 169 ss. kl. 8°. — Die mit fleifs und liebe gesammelten daten sind mehr noch als für die ortsnamen für die familiennamen der bäuerlichen geschlechter wertvoll. der deutung von *Tecklenburg* als *Tekenburg* 'Pferdeburg' widerspricht der doppelte nasal in *Tekenenburg*, aus dem allein die dissimilation *Teklenburg* entstammen konnte.
W. Jesse, Quellenbuch zur münz- und geldgeschichte des mittelalters. mit 16 tafeln. Halle, Riechmann & co. 1924. XVI u. 320 ss. gr. 8°.
E. A. Kock, Notationes norroenae. anteckningar till Edda och skaldsdiktning. 4. delen. Lund, Gleerup 1924. 59 ss. 8°.
M. Kommerell, Jean Pauls verhältnis zu Rousseau nach den hauptromanen dargestellt [Beiträge z. deutschen literaturwissenschaft nr 23]. Marburg, Elwert 1925. XI u. 179 ss. 8°. — 7,50 m.
H. A. Korff, Humanismus und romantik. die lebensauffassung der neuzeit und ihre entwicklung im zeitalter Goethes. Leipzig, J. J. Weber 1925. 141 ss. 8°.
Krebs, Die vorrömische metallzeit im östlichen Westfalen [Mannusbibliothek nr 38]. Leipzig, Kabitzsch 1925. 59 ss. 8°.
A. Lasch, Aus niederdeutschen Stadtbüchern. ein mittelniederdeutsches lesebuch [Hamburgische texte u. untersuchungen z. dtschen philologie. reihe I: Texte nr 2). Dortmund, Ruhfus. 1925. IX u. 165 ss. 8°.
F. Lüers, Volkstumskunde im unterricht der höhern lehranstalten. Frankfurt a. M., Diesterweg 1924. XII u. 154 ss. gr. 8°.
O. Mensing, Schleswig-Holsteinisches wörterbuch (volksausgabe). I bd, 1 liefg, *A* bis *ankamen*. Neumünster, Wachholtz 1925. 4 bll. u. 128 sp. gr. 8°.
C. Misch, Varnhagen von Ense in beruf und politik. Stuttgart, F. A. Perthes 1925. 178 ss. 8°.
Neophilologus X jaar. 1. 2 afl. Groningen, Wolters 1924. 160 ss. 8°.
E. Öhmann, Der *s*-plural im deutschen [Ann. acad. scient. Fennicae ser. B. tom. XVIIII no. 1]. Helsinki 1924. 128 ss. 8°.
Erna Patzelt, Entstehung und charakter der weistümer in Österreich. Budapest, Eligius-verlag 1924. 124 ss. 8°.
O. Pniower, Goethe in Berlin und Potsdam. Berlin, Mittler & Sohn 1925. 102 ss. gr. 8°. — hlwd 8 m.
R. Priebsch, The Heliand manuscript Cotton Caligula A VII in the British museum. Oxford, Clarendon press 1925. 49 ss. gr. 8°.
Johs. E. Rabe, Kasper Putschenelle. Historisches über die handpuppen und hamburgische Kasperspiele. m. handcoloriertem titel-

bild u. 18 bildern im text. 2. sehr verm. aufl. (2. u. 3. tausend). Hamburg, Quickborn-verlag 1924. 339 ss. 8°. — hlblw. 7 m.

Reallexikon der vorgeschichte unt. mitwirkung zahlreicher fachgelehrten herausgegeben von M. Ebert bd I liefg 3. 4: Atrium—Beschreibung s. 257—446; bd II liefg 1. 2 Beschwörung bis Brüderschaft s. 1—192; bd III liefg 1—3 E—Fibel s. 1—304. Berlin, W. de Gruyter & co 1924. gr. 8°. — die liefg 8—10 m.

W. Rehm, Das werden des renaissancebildes in der deutschen dichtung vom rationalismus bis zum realismus. München, Beck 1924. 192 ss. 8°. — 5 m.

W. Rose, From Goethe to Byron. London, Routledge & sons 1924. 210 ss. 8°.

B. Säterstrand, Die sprache Zesens in der "Adriatisches Rosemund". Greifswald, buchdruckerei H. Adler 1923. 292 ss. gr. 8°.

Chr. Sarauw, Niederdeutsche forschungen II: Die flexionen der mnd. sprache. Kopenhagen, Host & søn 1924. 284 ss. gr. 8°.

H. Schneider, Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung [Geschichte d. deutschen literatur hrsg. v. A. Köster u. J. Petersen bd 1]. Heidelberg, Winter 1925. XVI u. 532 ss. 8°. — 9,50 m.

Schuhmacher, Die ringwälle in der früheren preufsischen provinz Posen [Mannus-bibliothek nr 36]. Leipzig, Kabitzsch 1924. 72 ss. 8°.

W. u. M. Schwartzkopff, Sagen und geschichten aus dem alten Frankreich und England [Bücher d. Mittelalters hrsg. v. F. vdLeyen bd 2]. München, F. Bruckmann a.-g. 1925. XX u. 318 ss. mit 16 tafeln. — lwd 10 m.

B. Seuffert, Mörikes Nolten und Mozart, betrachtet für G. Haberlandt zum 28 nov. 1924. Graz, Leuschner & Lubensky 1925. 41 ss. 8°. — 1,30 m.

K. Strecker, Die gedichte Walters von Chatillon hrsg. u. erläutert. I Die lieder der handschrift 351 von StOmer. Berlin, Weidmann 1925. XIX u. 64 ss. 8°. — 2 m.

Nysvenska studier IV årg. 5. häftet. Uppsala, Appelberg 1924.

K. Tackenberg, Die Wandalen in Niederschlesien, mit 32 tafeln [Vorgeschichtl. Forschungen bd 1 h. 2]. Berlin, W. de Gruyter & co 1925. 133 ss. gr. 8°. — 16 m.

J. Tarneller, Die hofnamen im untern Eisacktal III. Wien, Hölder-Pichler-Tempsky 1924. 160 ss. 8°.

M. Voigt, Beiträge z. geschichte d. visionenlitteratur im mittelalter. Leipzig, Akadem. verlagsgesellschaft 1924. VIII u. 245 ss. 8°.

R. Vollmann, Flurnamensammlung. 3 aufl. München, Possenbacher (Giehrl) 1924. 80 ss. 8°. — Das vortreffliche vademecum (vgl. Anz. XL 96. XLII 75) ist abermals verbessert und erweitert worden — schade nur dass das papier nichts taugt. zu den erklärungen hat diesmal auch RMuch einiges beigesteuert, dessen urteil über das schriftchen ebenso günstig ist wie das meine.

R. A. Williams, The Finn episode in Beowulf. Cambridge, University press 1924. VII u. 171 ss. 8°.

E. Wolff, Entwicklungsgeschichtliche Goethe-kritik. Oldenburg, Schulze 1925. 58 ss. kl. 8.

Ferner die im vorliegenden hefte bereits besprochenen werke: **Alpers** (s. 67), Brentanos werke (s. 89), **Bundy u. Kelso** (s. 83), **Illig** (s. 74), **Lenschau** (s. 84), **Lommatzsch** (s. 82), **vMöller** (s. 84), **Ninck** (s. 73), **Ries** (s. 88), **Schröder** (s. 74), **Schulten** (s. 6), Die Schweiz im dtschen geistesleben (s. 57), **Snellen** (s. 81), **Strecker** (s. 70), Studier (s. 96), **Weber-Riess** (s. 94), Wilten (s. 95), **Witkowski** (s. 87).

// ANZEIGER
FÜR
DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR
XLIV, 3. august 1925

1. **T. E. Karsten,** Fragen aus dem gebiete der germanisch-finnischen berührungen [Översikt af Finska vetenskaps-societeters förhandlingar bd LXIV. 1921—1922. avd. B nr 3]. Helsingfors 1922. (IIII) 130 ss. 8°.
2. —, Zum anfangsterminus der germanisch-finnischen berührungen [ergänzungen zu 1.]. Societas scientiarum fennica, Commentationes humanarum litterarum I 2]. Helsingfors 1922. 10 ss. 8° u. eine Karte.
3. —, Svensk bygd i Österbotten nu och fordom. en namnundersökning [Skrifter utgivna av Svenska litteratursällskapet i Finland CLV und CLXXI]. I, XII 691 ss. Helsingfors 1921. II, XI 400 ss. mit fünf karten. ebda 1923.
4. **Hermann Jacobsohn,** Arier und Ugrofinnen. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1922. VIII u. 262 ss. 8°.

Die im Anz. XXXIX 6 ff besprochenen Germanisch-finnischen lehnwortstudien haben mehrere, zt. recht eingehnde besprechungen hervorgerufen, zu denen der vf. hier stellung nimmt. während aber in dem ersten werk die sprach- und sachforschung nebeneinander hergiengen, so dass bald die eine, bald die andere stärker hervortrat, dreht sich in der neueren veröffentlichung alles um die sprachliche grundlage, auf die auch die kritik es zumeist abgesehen hatte, und dadurch werden die ausführungen, sehr zu Karstens vorteil, klarer und übersichtlicher. K. beschäftigt sich hauptsächlich mit den von Wiklund, Thomsen und Jacobsohn erhobenen einwänden; einige wenige aufstellungen, die er von anfang an als zweifelhaft und unsicher bezeichnet hatte, gibt er preis, bei weitem das meiste aber von dem was Wiklund und Thomsen bestritten hatten, verteidigt er und sucht es durch neue argumente zu stützen. man kann zusammenfassend vorausschicken, dass es K. gelingt, seinen standpunct ganz erheblich zu festigen. seine ausführungen beruhen nicht nur auf gründlicher sachkenntnis, sondern verraten auch bemerkenswertes geschick, scharfsinn und umsicht, und eine liebe zur sache die auch das unscheinbarste zu verwerten versteht. während man bis zum anfang unseres jahrhunderts noch ziemlich allgemein auf dem von Thomsen in seinem grundlegenden werk Den gotiske sprogklasses indflydelse på den finske (Kopenhagen 1869) eingenommenen standpunct verblieb, dass die ältesten germanischen lehnwörter aus dem urnordischen stammten, mehrten sich seit

dieser zeit die versuche, auch solche germanische lehnwörter nachzuweisen, die urgermanisch, ja sogar vorgermanisch sind, dh. die die ältesten charakteristischen unterschiede des nordischen vom urgermanischen, und die unterschiede des urgermanischen vom indogermanischen noch nicht aufweisen. so kühn, ja fast unglaublich ein solches wagnis dem fernerstehnden auf den ersten blick erscheinen muste, das finnische bot hierzu nicht nur die geeigneten handhaben, sondern es forderte durch seine geschichte dazu geradezu heraus. Thomsen selbst hatte in seinem ersten werk schon darauf hingewiesen und nur aus vorsicht eine ältere datierung der lehnwörter abweisen zu müssen geglaubt; aber er selbst hatte zwei jahrzehnte später in seinem buch Beröringer mellem de finske og de baltiske sprog (Kopenhagen 1890) eine grofse anzahl finnischer lehnwörter aus dem litauischen und lettischen behandelt, deren eindringen ins finnische nach Thomsen älter sein muss als das der germanischen lehnwörter und uns also in sehr viel frühere zeiten zurückzugehn nötigt als diese; später ist man auf eine erhebliche anzahl finnischer entlehnungen aus skythischen und arischen sprachen' gestofsen, und man steht hier vor der frage, ob nicht gewisse lehnwörter sogar dazu nötigen auf die indogermanische urzeit zurückzugehn, ja vielleicht sogar noch ältere berührungen anzunehmen. wenn nun die beziehungen der finnisch-ugrischen völker zu den Iraniern uns tief in das zweite jahrtausend vor Christo zurückführen, so hat es natürlich kein bedenken, auch schon alte beziehungen zu den Germanen aus der mitte des ersten jahrtausends anzunehmen, vorausgesetzt nur dass wir dies mit den sich aus den entlehnungen ergebenden wanderungen der finnischen völker aus Centralasien nach Nordeuropa und speciell an die küste des Finnischen meerbusens in einklang bringen können, vorausgesetzt auch dass es mit unsern sonstigen anschauungen über die siedelung der ältesten uns bekannten nordgermanischen völker an dem gleichen meerbusen in übereinstimmung zu bringen ist. so geht denn in diesen fragen die forschung auf dem gebiet der sprachgeschichte und der siedelungsgeschichte hand in hand, und es erklärt sich so auch, dass bei K. selbst und mehreren seiner mitforscher die ortsnamenforschung den ausgangspunct bildet und dass die zt. höchst auffälligen und geschichtlich äufserst wichtigen ergebnisse dieser ortsnamenforschung erst den antrieb zu immer weiterer vordatierung der ältesten germanisch-finnischen berührungen gegeben haben und ihnen als wichtigste stütze dienen.

K. bespricht zuerst die entlehnungen, die er in die zeit vor der lautverschiebung zurückverlegt, die also vorgermanisch sein müssen. hier führt er fünfzehn wörter mit unverschobener media, vier mit unverschobener tenuis an, bei zweien glaubt er daran festhalten zu müssen, dass sie noch vor der würkung des Vernerschen gesetzes entlehnt seien. danach behandelt er lehnwörter

die den urgermanischen übergang von *o* in *a*, von *ā* in *ō* und von *ei* in *ī* noch nicht aufweisen, und eine anzahl orts- und götternamen, die Wiklunds kritik herausgefordert hatten. sehr fördernd ist besonders der abschnitt über die ethnische provenienz der ältesten lehnwörter, die zt. nicht in Skandinavien, sondern nur bei Ost- oder Westgermanen zu belegen sind und die ansicht stützen, dass die ältesten berührungen im Ostbaltikum stattgefunden haben zwischen Finnen und 'Nordostgermanen', wie K. mit Hirt die dort um 500 v. Chr. wohnenden Germanen nennen möchte. ich möchte darauf hinweisen, dass diese localisierung der ältesten lehnwörter auch die möglichkeit bietet, gleichzeitige beziehungen zu Germanen und zu Balten anzunehmen, was besonders von Thomsen bisher abgelehnt worden war.

Auf einzelheiten einzugehn ist bei der fülle des verarbeiteten stoffs schwer möglich. im ganzen verdienen K.s darlegungen um so mehr zustimmung, als Wiklunds und Thomsens einwände sich von anfang an hauptsächlich aus dem bestreben erklären, in der wichtigen frage der finnisch-germanischen lehnbeziehungen mit äufserster vorsicht zu werke zu gehn. aber da Thomsen gleich zuerst den richtigen grundsatz aufstellte, dass auch ältere beziehungen als urnordische nicht ausgeschlossen seien, da Wiklund besonders aus den lappischen dialekten eine nicht unbeträchtliche anzahl lehnwörter ohne lautverschiebung nachgewiesen hat, so ist K. vollkommen berechtigt, die von ihm gesammelten erscheinungen so zu deuten wie er getan hat, und er übertritt die forderung vorsichtiger forschung ganz gewis nicht, wenn es ihm gelingt auffällige erscheinungen uralter lehnwörter mit den bekannten sprachgesetzen in einklang zu bringen. dass die forschung auf diesem gebiete noch nicht abgeschlossen ist, dass es auch bei den einzelnen erklärungen K.s nicht immer sein bewenden haben wird, versteht sich; aber anzuerkennen ist die offenheit und genauigkeit, mit der er die zt. sehr verwickelten dinge zu klären sucht; ich verweise besonders auf die untersuchung über die zusammenhänge von lit. *Perkúnas* mit an. *Fjǫrgynn* und fi. *perkele* 'teufel' s. 72 ff, bei der auch die einwürkung des germanischen wortes auf das baltische und slavische (nach RMuch) erwogen wird.

2. Seine frühe datierung der finnisch-germanischen beziehungen durch eine naturwissenschaftliche untersuchung zu bestätigen ist nun K. in einer höchst überraschenden und jeden zweifel ausschliefsenden weise durch niveauforschungen gelungen, die auf seine veranlassung in dem hauptgebiet seiner ortsnamenforschung, Österbotten, angestellt worden sind. er berichtet darüber an drei stellen, in aller kürze in der unter 2. angeführten schrift, etwas eingehnder in einem vortrag 'Naturforskning och bebyggelses historia' (Finsk tidskrift sept. 1922) und am eingehndsten im zweiten teile des unter 3. besprochenen werkes,

bei dem ich die frage berühren werde. zum schluss behandelt K. im anschluss an W. W i g e t Altgermanische lautuntersuchungen (Acta et comm. univ. Dorpatensis, B. Humaniora II, Dorpat 1922) die frage, wie das finnische und estnische dazu kommen, urgermanisches *ē* teils mit *ie*, estn. *ee*, teils mit *aa*, estn. *õõ* widerzugeben. er nimmt an, dass sich urgerm. geschlossenes *ē* allmählich erweiterte und schliefslich reines *ā* wurde; daraus schliefst er, dass die finnischen lehnwörter mit urgerm. *ē* weder als speciell gotisch noch als speciell skandinavisch angesehen werden können, sondern auf die oben erwähnten Nordostgermanen hinweisen, und er erinnert daran, dass Tacitus in den in frage kommenden gegenden die Ästier und Sitonen wohnen lässt.

3. Auf dem gebiet der ortsnamenforschung, die ja nirgend so eifrig und gründlich wie in den nordischen ländern betrieben wird, hat sich Karsten schon mehrfach hervorgetan; hier fasst er zum ersten mal die gesamten von ihm für ein eng abgegrenztes gebiet verzeichneten ortsnamen zusammen und führt sie getrennt, die naturnamen im ersten, die culturnamen in viel gedrängterer darstellung im zweiten teile vor. es zeigt sich an dieser arbeit, wie die sprachlichen untersuchungen, von denen in 1 und 2 die rede war, aus der sammlung des namenmaterials hervorgewachsen sind, wie diese studien die sprachlichen befruchtet und von ihnen förderung erfahren haben. K. betont, wie nahe namenforschung und dialektforschung zusammenhängen, und bemüht sich nicht nur aus den urkunden die erreichbaren früheren bezeichnungen der aufgeführten namen anzuführen, sondern verzeichnet auch die jetzige, zt. von der orthographie stark abweichende aussprache. natürlich verwendet er die hierbei hervortretende lautentwicklung auch vielfach bei der namendeutung. aber während der sehr umfassende stoff, der übrigens nach K.s widerholter versicherung noch keineswegs die gesamte menge der ortsnamen erschöpft, für den namenforscher übersichtlich geordnet ist, vermisst man leider ein register, das auf die zahllosen besprochenen germanischen und finnischen wörter hinwiese. so findet sich bei *Kauhavan joki* I 141 eine auseinandersetzung über germ. flussnamen auf *-aha*, got. *ahva* und solche auf *-awa*, entsprechend idg. **aquā́*, russ. *Oká*; von grofser wichtigkeit für K.s ansicht über die besiedelungsgeschichte eines grofsen teils von Österbotten sind seine ausführungen über den namen *Vörå* I 119 ff, den er mit altdeutschen namen wie *Weritaha*, jetzt *Wertach* zusammenstellt, während er bisher als finnischen ursprungs angesehen, aber nicht recht erklärt worden war. die über *Tjock å*, finn. *Teuva* schon früher geäufserten anschauungen verteidigt er aufs neue I 62 ff usw. da die benutzung des buches durch diesen mangel ungemein erschwert wird, so ist zu befürchten, dass der wertvolle sprachliche teil der untersuchungen nicht bei den germanisten die beachtung findet die er des aufgewendeten fleifses wegen

verdient. auf die bedeutung für die namensforschung als solche hinzuweisen, überlass ich kundigeren; ersichtlich ist dass sich K. die ergebnisse der norwegischen und schwedischen forschung überall zu nutze gemacht hat und zb. auch Schröders behandlung der namen in Hoops Reallexikon und andere speciell deutsche namensforschungen nach kräften heranzieht.

Aber das hauptergebnis das der vf. im ersten teil s. 635 ff, im zweiten viel ausführlicher s. 271 ff stark hervorhebt, ligt auf dem gebiet der siedlungsgeschichte und betrifft das alter der germanisch-finnischen beziehungen in Finnland. während frühere forscher auf diesem gebiete, so noch Saxén 1906, annahmen, dass die besiedlung Finnlands durch Schweden erst nach der Wikingerzeit einsetze und auf eine im ganzen Finnland verbreitete finnische bevölkerung gestofsen sei, höchstens zugab, dass der südwestliche teil des gebietes schon etwa zu beginn unserer zeiten einmal von Schweden bewohnt gewesen sein könne, die dann aber in der finnischen bevölkerung aufgegangen seien, verficht Karsten, wie vor ihm schon Wiklund und Montelius, die these, dass die Schweden schon in viel älterer zeit, wenigstens aber seit etwa 200 v. Chr. in Österbotten fufs gefasst haben — ihr eindringen in die südlichen und südwestlichen teile des landes hält er für älter — und dort von anfang an ohne unterbrechung mit Finnen untermischt gewohnt haben. diese im ersten teil aus den naturnamen gewonnene überzeugung bestätigt er nun im zweiten teile durch die oben unter 2. erwähnten untersuchungen über die allmähliche hebung Finnlands über das meeresniveau.

K. hatte schon im ersten teil an vielen stellen darauf hingewiesen, dass namen wie *Vik* 'meeresarm', *Minne* 'mündung' teils allein, teils in zusammensetzungen orte und ortschaften bezeichnen, die jetzt mitten im lande liegen, oft viele kilometer vom meere entfernt. ganz deutlich weisen namen wie *Stranden, Norrsund, Fjäderholmen, Björknäs* auf eine zeit in der sie inseln und die dazugehörigen meeresteile bezeichneten, wie sich auf den zahllosen vor der küste liegenden schären ganz gleichartige auch heute noch widerholen. das erlaubte den sicheren schluss, dass schon in recht alter zeit zwischen der finnischen bevölkerung eine starke schwedische siedlung stattgefunden hat, die K. s. 649 in die erste hälfte des ersten jahrtausends **nach** Christus verlegt. die finnischen benennungen, die vielfach ebenfalls germanisches sprachgut, zt. sehr altertümliches, aufweisen, bestätigen das, und das auftreten zahlreicher namen germanischen ursprungs in jetzt rein finnischen districten weist zwar auf vielfache verschiebungen in der bevölkerung hin, bestätigt aber die schon längst von K. vertretene ansicht, dass eine ununterbrochene schwedische besiedlung von anfang an bestanden hat. das bestätigen nun im zweiten teil nicht nur die culturnamen, die auf die zweisprachigkeit mit noch gröfserer deutlichkeit hinweisen und in gleicher

weise oft auf sehr alte ansiedlungen schliefsen lassen, sondern vor allem die feststellung, dass der boden Finnlands sich in sehr gleichmäfsiger weise hebt und dass für Österbotten diese hebung auf das jahrhundert zwischen 80 und 100 cm ausmacht. wenn also zb. eine *Kaparkullen* genannte anhöhe, auf der übrigens reiche altertumsfunde aus dem 6 und 7 jh. gemacht sind, jetzt 22,2 m höhe aufweist, so ergibt sich, dass diese stelle schon über 2000 jahre über das meer hinausragt. entsprechend wird im zweiten teil s. 319 ff eine anzahl von ortschaften zusammengestellt, für die aus der feststellung der höhenlage das alter, dh. das emporwachsen über den meeresspiegel, annähernd berechnet wird [1]. da sich auf diese weise erschliefsen lässt, wann die mitten im lande belegenen ortschaften, deren namen auf den früheren zusammenhang mit dem meere hindeuten, diese namen etwa spätestens erhalten haben können, so ergibt sich eine sehr überzeugende bestätigung für die annahme, dass die ältesten berührungen der Germanen mit den Finnen in Österbotten schon bis in den ausgang des ersten vorchristlichen jahrtausends zurückreichen müssen. und damit erhalten die sprachlichen untersuchungen Karstens natürlich eine starke stütze. es verdient anerkennung, dass er trotzdem bemüht ist, die zeit der angenommenen entlehnungen möglichst herabzurücken, indem er die — meist ungenau urgermanisch genannten — gemeingermanischen lautveränderungen sich nicht auf dem ganzen gebiet gleichzeitig vollziehen lässt, sondern annimmt, dass manche erst zwei bis drei jahrhundert später als im westen in dem weitabgelegenen Finnland eingetreten sind.

Erwähnt sei zum schluss, dass der zweite teil noch auf mancherlei interessante culturerscheinungen eingeht, so auf alte verbindungen Finnlands mit Westeuropa, auf die ausdehnung der bebauung von bestimmten centralpuncten aus, auf die herkunft der germanischen besiedler und die art ihrer einwanderung, endlich auf die spuren germanischen götterglaubens, womit wider vielfach an die erörterungen in den Lehnwörterstudien angeknüpft wird.

4. Die besprechung dieses buches ligt eigentlich aufserhalb des rahmens der Zeitschrift; indessen rechtfertigt doch die wichtigkeit des gegenstandes und die stellung des vf.s zu den in der vorstehnden beurteilung behandelten fragen auch an dieser stelle ein kurzes eingehn. J. ist zu seiner umfassenden untersuchung, wie das vorwort sagt, durch seinen verkehr mit Ugrofinnen in den deutschen gefangenenlagern angeregt worden. er hat sich mit hilfe finnischer gelehrter die umfassende litteratur über die beziehungen der Ugrofinnen zu Indogermanen verschafft und be-

[1] die beigegebenen karten mit ihren erläuterungen machen das für einen kleinen abschnitt, die umgegend von Vasa, besonders einleuchtend.

handelt nun in seinem buche vor allem eine anzahl lautlicher fragen; die capitelüberschriften lauten: Über den vocalismus der ältesten arischen, litauischen und germanischen lehnwörter, Die gutturale in den lehnwörtern der ugrofinnischen sprachen, Die übrigen uriranischen charakteristika in den lehnwörtern, Über jüngere lehnwörter. es ligt aber in der natur aller dieser lehnwortuntersuchungen begründet, dass sie sich von den fragen der cultur, der geschichte, der wanderungen der gebenden und der nehmenden völker gar nicht loslösen lassen, und so ist denn J., so sehr er es im allgemeinen zu vermeiden sucht, genötigt, hin und wider auf die folgerungen einzugehn die sich für die beziehungen der Finnen zu den einzelnen indogermanischen völkern ergeben. der vorzug des buches ligt nun besonders darin dass der vf., trotz des recht beträchtlichen stoffes den er verarbeitet und trotz der zahlreichen entsprechungen ugrofinnischer und indogermanischer wörter, doch in seinen schlussfolgerungen äufserst vorsichtig vorgeht und sich von der entdeckerfreude nicht ins ungemessene fortreifsen lässt. J. macht widerholt darauf aufmerksam, dass gewisse lautentsprechungen die seinen schlüssen günstig zu sein schienen, doch auch andere deutungen und auffassungen nicht ausschliefsen. das wichtigste ergebnis der untersuchungen ist einerseits in der annähernden fixierung eines zeitabschnittes für die berührung der ugrofinnischen völker mit den Iraniern zu sehen: J. verlegt diese berührung in sehr alte zeit, vor die ausbildung der uns aus dem Avesta und den persischen keilinschriften bekannten lautform der iranischen sprachen, aber hinter die trennung der Arier von den Iraniern; er bezweifelt — mit einer ausnahme — das vorhandensein von lehnwörtern die unmittelbar auf das arische oder auf das ungeteilte indogermanische zurückgehn, obwol er es nicht nur nicht bestreitet, sondern den nachweis solcher lehnwörter äufserst erwünscht nennt. die fixierung dieses zeitabschnittes gibt ihm anderseits die möglichkeit, zu den forschungen von Andreas und Wackernagel über die würkliche lautform des altbaktrischen in den uns erhaltenen resten stellung zu nehmen und für ihre vermutungen über die älteste gestaltung des vocalismus aus den lehnwörtern wichtige bestätigungen abzuleiten. nebenbei werden auf grund der schicksale der idg. palatale in den lehnwörtern manche fragen der indisch-iranischen philologie erörtert; so spricht J. über die etymologie von ai. *sahasra*, dessen erste silbe in den entlehnungen und auch in dem neu gefundenen sakischen dialekt des iranischen fehlt, über die entstehung von ai. *kš* aus palatal + *s*, über die verschiedenartige behandlung der ai. palatale im auslaut, über die aussprache *ur* für die *ərə* geschriebene vertretung des *r*-vocals, über bewahrtes auslautendes *s*. was die zeit der beziehungen der ugrofinnischen völker zu den Indogermanen betrifft, so betont J. erstens, dass das mit dem ugrofinnischen verwante samojedische

sich früher abgesondert hat, als dass es noch den einfluss der uralten berührungen mit den Iraniern erkennen lasse, und diese berührungen ist er geneigt in das zweite jahrtausend vor unserer zeitrechnung und noch weiter hinaufzuschieben. die nächstälteste gruppe ugrofinnischer lehnwörter sind sodann die aus den baltischen sprachen stammenden. auch für die älteste aussprache des baltischen glaubt J. aus den lehnwörtern wichtige folgerungen ableiten zu können. erst nach dem aufhören der beziehungen zum litauischen setzen nach seiner ansicht die berührungen mit den Germanen ein; dabei vermutet er, dass manche der ältesten germanischen lehnwörter aus der zeit stammen können in der die Goten ihre herschaft bis ans Schwarze meer erstreckten. die beziehungen zu den Balten sollen nach J. bis etwa zum anfange unserer zeitrechnung gedauert haben. daraus ergibt sich dass er der ansicht Karstens ablehnend gegenübersteht, der die ältesten germanischen lehnwörter in der zeit vor der lautverschiebung entlehnt sein lässt. J. beruft sich dabei auf die übereinstimmung seiner beurteilung dieser frage mit der VThomsens, aber obwol er nicht bestreitet, dass es Karsten gelungen ist germanische lehnwörter sehr altertümlichen gepräges im finnischen nachzuweisen, geht er doch in seiner ablehnung über Wiklund hinaus. der hauptanlass zu seiner stellungnahme ligt — abgesehen von der absicht sich auf die iranischen lehnwörter zu beschränken — auch bei ihm, grade wie bei Wiklund und Thomsen, in einer wol zu weit getriebenen vorsicht, und einige directe einwände gegen Karstens ansätze haben ihm denn auch ziemlich scharfe erwiderungen seitens dieses gelehrten eingetragen. die schwierigkeit einer endgültigen entscheidung ist grofs. unsere beurteilung der wanderungen der finnisch-ugrischen völker und ihrer berührungen mit Ariern, Iraniern, Balten und Germanen beruht ganz überwiegend auf der lehnwortforschung; diese selbst aber erhält durch die schlüsse auf die wanderungen widerum ihre bestätigung und ihre förderung, oder auch ihre einschränkung und hemmung. beurteilen wir die gruppierung der germanischen und baltischen völker um den Finnischen meerbusen vor der ankunft der Finnen unrichtig, so kommen wir auch zu falschen schlüssen über die zeit der aufnahme der ersten lehnwörter aus dem germanischen. hier scheint mir nun Jacobsohn insofern nicht richtig zu schliefsen, als er der gotischen ausdehnung von Ostsee bis Krim eine zu wichtige rolle zuweist, denn die aufnahme speciell gotischer entlehnungen ins finnische wird jetzt wol allgemein bestritten. ferner scheint mir Karsten auch darin recht zu haben, dass er ein sehr altes germanisches lehnwort durch vermittelung der Balten zu den Finnen und sogar zu den Mordvinen gelangen lässt, was die frage, ob Balten und Germanen nur nacheinander auf die Finnen eingewürkt haben, sozusagen durchbricht. nach Wiklund müssen übrigens die be-

ziehungen der Balten zu den Finnen viel früher aufgehört haben als J. annimmt.

Endlich will ich nicht verhehlen, dass ich den zum teil sehr frühen datierungen der beziehungen zwischen Ariern und Ugrofinnen auch darum noch skeptisch gegenübersteh, weil unsere datierungen der ältesten indischen und iranischen geschichte noch immer auf recht schwachen füfsen stehn und vielleicht bald eine starke verschiebung in jüngere zeit erfahren müssen. vielleicht helfen uns die hettitischen keilinschriften hier zu gröfserer sicherheit. vor allem aber muss die lehnwortforschung selbst noch bessere ergebnisse abwerfen, und hierfür ist es ganz besonders zu begrüfsen, dass nachdem lange zeit diese untersuchungen vorwiegend von finnischen und ungarischen forschern betrieben wurden, nun auch ein auf dem indogermanischen gebiet so vorzüglich geschulter gelehrter wie Jacobsohn sich ihnen zuwendet.

Berlin-Schöneberg. **Felix Hartmann.**

Der deutsche satzbau. dargestellt von **Hermann Wunderlich** und **Hans Reis**. dritte, vollständig umgearbeitete auflage. I. Stuttgart und Berlin, Cotta 1924. XIII u. 469 ss. gr. 8°. — 8 m.

Aus den von Wunderlich hinterlassenen vorarbeiten war zwar zu ersehen, dass 'eine vollständige umarbeitung geplant war', doch scheint diese mehr nur nach verbesserungen im einzelnen gestrebt, das system und die gesamtgliederung aber unangetastet gelassen zu haben. jedenfalls hat sich der bearbeiter meist auf 'ändern, streichen und hinzufügen' beschränkt und 'in der anordnung . . .' mit 'einigen kleinen, aber wichtigen änderungen' (unten s. 118) begnügt. doch erschien ihm seine umarbeitung und was er an eignem beigesteuert hat, so belangreich, dass er glaubte, 'dem müste auch in der fassung des titelblatts rechnung getragen werden'; ist doch der 1. 'stark vermehrte' hauptteil 'zu $^3/_4$ von ihm verfasst' und den 2. hat er 'ganz neu gestaltet', auch in den folgenden teilen sind 'die einleitenden ausführungen neu hinzugefügt worden'. da der umfang nur um 9 seiten gewachsen ist, muss auch viel gestrichen sein, zumal in der neuauflage eine noch gröfsere wortfülle und redseligkeit und dieselbe raumverschwendung und wertlose zeilenfüllung herscht, die ich an der 2. beanstandet hatte (Anz. XXIX s. 10).

Ich wende mich hier nur den teilen zu für die hauptsächlich der bearbeiter verantwortlich ist. diese haben mir einen wenig günstigen eindruck gemacht. die erheblichen mängel, die der frühern form des buchs, aber doch in erträglichem mafse anhafteten, treten jetzt noch stärker hervor, und neue kommen dazu. es herscht hier vielfach eine verschwommenheit der auffassung wie der darstellung, die den gegenständen ihre scharfen

umrisse nimmt, ein versagen im erfassen des springenden punctes, eine unklarheit des denkens, ein mangel an logik und daher eine fülle von widersprüchen, wie sie in einem werk dieser art ungewöhnlich sind. dazu ein breiter[1], selbstgefälliger vortrag, reich an abschweifungen (sogar aufs politische gebiet), an hochtönenden wendungen und schönen citaten in versen und prosa. widerholungen sind häufig, und der vf. scheut sich nicht vor argen trivialitäten und der abgegriffensten münze. die begeisterung für die muttersprache, wie überhaupt das warme vaterländische empfinden des vf.s in allen ehren, aber ergüsse wie s. 73 oder s. 54, 56 mit dem citat aus 'unserm Schiller' gehören doch wol nicht in ein wissenschaftliches werk über den satzbau. R.s stellung zu den fremdwörtern ist im ganzen auch die meine; trotzdem empfinde ich die ausführungen s. 1 f als störende abschweifung, das citat als unpassenden zierrat und die laute patriotische (mehr schon nationalistische) note am eingang eines grammatischen werkes dünkt mich geschmacklos, desgl. die seichte verherrlichung des deutschen gegenüber den romanischen sprachen im festrednerton s. 112 und 466 ff.

Der 1. teil 'Grundbegriffe' erregt unter allen die stärksten bedenken. hier plätschert der vf. mit behaglicher selbstgenügsamkeit auf der oberfläche von problemen herum, deren schwierige und gefährliche tiefen er nicht zu ahnen scheint. mit erstaunlicher entschiedenheit, mit der unbefangenheit und dem mut des dilettanten urteilt er über fragen der urgeschichte, wo sich die wissenschaft mit vorsichtigen hypothesen bescheidet. an die stelle von annahmen setzt er die behauptung angeblicher tatsachen, und die bestimmtheit und die widerholung seiner behauptungen ersetzt ihm ihren beweis. und diese behauptungen werden oft dadurch schielend, dass sie gern eine (möglicherweise) mitwirkende ursache zur (sicher erkannten) alleinigen umwerten. betonung und wortfolge werden zb. auf 'gefühlsunterschiede' als ihre einzige wurzel zurückgeführt. bisweilen mutet er dabei unsrer gläubigkeit etwas viel zu. so erklärt er die entstehung des satzgefüges nach einem 17 zeilen langen citat aus Lessing aus dem bedürfnis des 'tonvermählten dichters, der als erster nach einer gewissen kunstform der sprache streben muste' und 'also genötigt war, die kurzen einfachen sätze der umgangssprache zu erweitern ..., um sie für die musikalische

[1] Die lehrer des deutschen an höhern schulen, an die der vf. als benutzer des buches besonders gedacht hat, werden ihm für seine einschätzung ihrer sprachwissenschaftlichen kenntnisse schwerlich verbunden sein. er glaubt sie darüber belehren zu müssen, dass 'auch unser deutsch zu den flectierenden sprachen gehört', 'dass das deutsche eine indogermanische sprache ist', und er beweist ihnen aus Fichte (!) 'dass das französische ... eine tote und abgeleitete sprache ist ...' dazu eine lange anmerkung mit ebenso teils elementarer teils zweifelhafter weisheit.



begleitung brauchbar zu machen' usw. — Zwei weitere quellen mancher fehlschlüsse liegen in des vf.s neigung, eigenschaften eines teils aufs ganze zu übertragen, was von einigen gilt von allen zu behaupten, und dann in der überspannung der psychologischen betrachtungsweise, die ihm als unwesentlich erscheinen lässt was nicht immer und überall auftritt, also nicht 'psychologisch notwendig' ist. weil zb. die hinweisenden fürwörter 'ein bindeglied . . . der sätze . . . geworden sind', ist ihm 'das (!) fürwort ein mittel der satzverbindung und soll auch in dem abschnitt über die satzverbindung behandelt werden'. so muss nun alles was die andern fürwörter und was die demonstrativa in nicht satzverbindender verwendung angeht, entweder bei der satzverbindung mitbehandelt werden, wo es nicht hingehört, oder kann nirgends eine stätte finden. der vermutete ursprung der flexionen und die entstehung einiger worte aus gruppen genügt dem vf., um solchen ursprung für das wort überhaupt zu behaupten (s. 23. 25), und schliefslich erfahren wir s. 34: 'das wort ist aus dem satz entstanden durch die übergänge teilsatz und wortgruppe'. also: satz > teilsatz > wortgruppe > wort, dh. das wort, ein sprachliches gebilde das es noch nicht gab (im anfang war — der satz!), ist entstanden aus gruppen, gebildet aus eben diesen noch nicht vorhandenen worten — wenn das kein kunststück war! und 'der satz ist eine vereinigung von lautmassen' . . . 'zunächst nur laute, lautverbindungen und vereinigung derselben zu sätzen'. waren nun jene laute und lautmassen träger eines sinnes, was waren sie dann anders als eben selber schon 'worte'? waren sie aber sinnlos, wie gelang es dann ihrer vereinigung, einer 'verbindung von vorstellungen' zum ausdruck zu dienen? — Die bedeutung der wortstellung für die satzbildung wird bezweifelt und die wortfolge (eben noch 'eine zweifellos ursprüngliche, satzbildende kraft', 'ein wesentlicher bestandteil der satzlehre') zum blofsen 'stilistischen unterscheidungsmittel' herabgedrückt, weil 'der begriff, der in der einen zeit oder bei einem volke vorangeht, ein andermal nachfolgen kann'. die frage, ob 'innerhalb der gruppen von leitenden und abhängigen gliedern zu reden' sei, wird verneint (s. 34 hat R. selbst vom subject als leitglied gesprochen), weil das zwar 'für gewisse vorübergehnde sprachverhältnisse einer zeit berechtigt sein mag', aber 'nicht für alle zeiten' gilt. vielleicht zeigt uns der vf. gelegentlich nur an der hand eines leitfadens wie Fincks Sprachstämme oder desselben Haupttypen, welche syntaktischen erscheinungen ihn allgemeingiltig genug dünken, um beachtung zu verdienen. — S. 41 trägt der vf. seine neue 'richtige einsicht' vor, dass 'vor allem subject und zeitwort glieder einer und derselben gruppe sind' und nicht (auf s. 84 steht das gegenteil!) das verb mit seinem object usw. eine engere gruppe bildet. zu dieser erkenntnis ist er sehr einfach dadurch gelangt, dass er die syn-

taktische gruppe mit der phonetischen, dem sprechtact zusammenwirft. das ist freilich neu, aber nicht richtig, und von einer erschreckenden oberflächlichkeit. hat sich R. wol ein bild davon zu machen versucht, wie eine lehre vom satzbau aussehen möchte, der würklich nur die gliederung in sprechtacte zugrunde läge? weil 'dasselbe glied nur aus lautphysiologischen gründen in einem satz mit dem vorhergehnden, in einem andern mit dem folgenden glied zu einer gruppe zusammengefasst wird', meint der vf.: 'es ist also (!) ein irrtum zu glauben, man könne ... sätze durch zerlegung in feste, immer widerkehrende gruppen, wie subst.-attrib., verb-obj. usw. sich verdeutlichen'. andre würden daraus schliefsen, dass die syntaktische gliederung mit der sprechtactgliederung nichts zu tun hat. nimmt man leitende und abhängige wortgruppenglieder an, so müste das zeitwort (vom subject) abhängiges und zugleich (fürs object) leitendes glied sein: 'es kann aber nicht 2 gruppen zugleich angehören'. 2 phonetischen allerdings nicht, wol aber 2 syntaktischen, was sehr häufig ist. — S. 44 wird 'die oben besprochene' (dort aber geleugnete!) 'abhängigkeit des zeitworts vom subject[1] und des objects vom zeitwort' als ein mittel hingestellt 'diese 3 glieder in eine engere verbindung' zu bringen. um als mittel zu dienen, muss diese abhängigkeit doch wol vorhanden sein; eben hiefs es noch, dass selbst 'der begriff der abhängigkeit in der satzlehre keine stätte haben könne'. — Um zu erkennen, ob die ahd. übersetzer ihre widergabe lateinischer nebensätze als haupt- oder als nebensätze empfunden haben, hat R. ein untrügliches mittel entdeckt: 'dass diese ... sätze hauptsätze sind, erhellt ohne weiteres, wenn wir sie ins nhd. übersetzen; das entsprechende wörtchen für *hwanda* ist natürlich (!) nicht *weil*, sondern *denn*'. — Das knäul von falschen behauptungen und fehlschlüssen s. 40 ist kaum entwirrbar: 1. Sütterlin und Waag behaupten aao. das gegenteil von dem was R. sie sagen lässt. 2. die ansetzung von subject und prädicat als den hauptbestandteilen des satzes 'stützt sich' heute längst nicht mehr 'auf die alte logisch-grammatische einteilung des satzes'. ohne jede rücksicht auf die logische zergliederung des urteils führt jede unbefangene analyse der überwältigenden mehrzahl aller sätze auf jene beiden grundpfeiler des satzgebäudes. 3. die möglichkeit eine satzart in eine andre mit sachlich gleichem inhalt zu verwandeln, beweist für die form des umgewandelten satzes und für die wichtigkeit eines seiner glieder gar nichts. 4. dass in ausrufen die 'copula' oft fehlt, beweist nicht ihre unwichtigkeit; der affect unterdrückt auch das für den affectfreien satz wichtige und unentbehrliche.

[1] hier handelt es sich nicht um abhängigkeit, sondern um die art der beziehung, die in der congruenz ihren ausdruck findet. R. unterscheidet nicht die wortgruppen (im engern sinn, die nicht satzbildenden) von den sätzen.

5. von den 3 beispielen enthält das 3. überhaupt keinen satz; eine copula ist hier nicht unterdrückt, denn es ist keine ergänzbar. die beiden andern zeigen auch die unterdrückung des subjects, beweisen also zuviel. — R. will s. 26 die fragesätze mit den wunschsätzen zusammen den ausrufen zurechnen (s. 77 'stehn sie in der mitte zwischen ausruf und aussage'; s. 78 'stehn sie den aussagesätzen ziemlich nahe'), weil 'jeder fragende etwas wissen will'. so sieht er 'keinen wesentlichen unterschied' zwischen sätzen die von einem wunsch einer besonderen art, dem 'etwas wissenwollen', der im unterbewustsein bleibt und nicht zum ausdruck gelangt, veranlasst sind, und solchen die wünsche aller art selbst würklich aussprechen. — 'Die anschauung dass subject und prädicat die grundbestandteile des satzes bilden', wird s. 40 f als 'irrig zurückgewiesen', schon s. 44 wider als anerkannt vorausgesetzt: hier wird nur erörtert, wie die verbindung eines subjects- und eines prädicatsbegriffs zu sprachlichem ausdruck gelangt. selbstverständlich kann der vf. auch sonst nicht ohne die verfehmten begriffe auskommen. wo er sich einmal des widerspruchs bewust wird, sucht er ihn zu verschleiern: 'wir fassen hier den begriff des subjects . . . nur als einen casusbegriff . . . als eine der 2 arten des nominativs' (s. 94). sein versuch aber, diesen zu definieren, läuft — was unvermeidlich ist — auf eine schwerfällige umschreibung des subjectsbegriffs hinaus.

In seinen erörterungen über den 'satz' macht auch R. die 3 folgenschweren fehler, die sich leider bei den meisten finden die über diese fragen gehandelt haben: 1. er stellt durchgängig das einen satz vertretende, ihn ersetzende sprachliche gebilde dem satze selber gleich, lässt ohne weiteres von diesem gelten was von jenem gilt, und leitet die vorstellung vom wesen des satzes und seine definition statt von diesem selbst gerade von jenen satzvertretern her. 2. er übersieht den entscheidenden unterschied zwischen gedankensatz und sprachsatz. was er ausführt zielt meist nur auf jenen. denken und sprachliche formung des gedachten folgen einander so schnell, dass sie wol eins zu sein scheinen; es sind aber doch 2 sachlich und auch zeitlich getrennte vorgänge. was von dem seelisch-geistigen vorgang, der der sprachlichen satzbildung zugrunde ligt, vermutet werden kann, darf nicht auch von seinem sprachlichen ausdruck behauptet werden. selbst wenn alle gedankensätze ausschliefslich und immer aus analyse hervorgiengen — ich bin mit dem vf. abweichender meinung —, so würden die ihnen entsprechenden sprachsätze doch immer einer neuen synthese ihre entstehung verdanken können oder vielmehr müssen. 3. 'wenn der satz die urform der sprache ist, so ist klar, dass eine begriffsbestimmung, wonach er eine verbindung von wörtern sei, falsch ist'. klar ist vielmehr, dass diese folgerung in der gewollten allgemeinheit

falsch ist: sie kann nur von dem satz gelten, von dem die prämisse spricht, dem ursatz, der 'urform der sprache'. dieser kann freilich keine verbindung von worten gewesen sein, wenn es solche noch nicht gab; wie er denn selber (im heutigen verstande) weder ein wort noch ein satz gewesen sein kann, sondern beides zugleich gewesen sein muss, ein satzwort und ein wortsatz. jener vermutete ursatz ist von den würklichen sätzen ausgebildeter sprachen aber durch eine so ungeheure kluft geschieden, dass sie einander unmöglich gleich gesetzt werden dürfen. dies ist nur ein sonderfall des weitverbreiteten methodischen fehlers, gegen den ich mich schon einmal gewandt habe (Anz. XXXIV s. 26 ff). es ist eine völlige verkennung des sachverhalts, wenn gemeinhin angenommen wird, dass man nur über die erste entstehung und die urform syntaktischer gebilde ins reine zu kommen brauche, um auch über die der geschichtlichen einzelsprachen genügend bescheid zu wissen. dass einige syntaktische gebilde auch heute noch im augenblick des sprechens in einer art generatio aequivoca entstehn, ist wol möglich; aber ganz unmöglich ist, dass in ausgebildeten sprachen mit vielhundertjährigem schrifttum alle gefüge oder auch nur ein gröſserer teil von ihnen immer erneut aus jedesmaliger urzeugung hervorgehn sollte, durch die heute dieselben gebilde entstünden wie in den urzeiten eben beginnender sprachentwicklung.

Im letzten abschnitt des 1. teils bemüht sich der vf. seine 'einteilung der satzlehre' zu rechtfertigen. hätte er sein festhalten an der alten systematischen anlage mit pietätsrücksichten oder damit begründet, dass er sich zu einem völligen neubau nach anderm grundplan nicht die kraft zugetraut habe, so hätte man das gelten lassen können. er tritt aber mit überlegener miene in erörterungen ein, welche sein system und seine stoffgliederung als die erweisen sollen, die er in selbständiger überzeugung als die allein richtigen gewählt und durch seine änderungen zur bestmöglichen ausgestaltet habe. die zwei wichtigeren änderungen die R. vorgenommen hat, sind zweifellos auch verbesserungen: er fügt die früher als 'Einleitung' vorausgeschickten 'Grundbegriffe' als 1. hauptteil dem werke selber ein; dann lässt er als 2. die 'Wort- und satzstellung' folgen, die früher unpassend dem 'verbum' angehängt war. diese änderungen lassen nun aber nur noch deutlicher den charakter des werks als einer typischen mischsyntax hervortreten, der früher etwas verschleiert war: jetzt umrahmen 3 der satzlehre gewidmete teile 3 andre die dem thema nach wort(bedeutungs)lehre enthalten sollen. trotzdem glaubt R., dass seine einteilung 'der Miklosichschen am nächsten stehe'. wie er dieses glaubens sein kann, ist schwer zu begreifen; noch schwerer, wie er dabei doch dem buch den titel 'Satzbau' lassen konnte. aus diesen widersprüchen, wie aus seinem hilflosen bemühen, die veraltete auffassung der syntax

als bedeutungslehre der wortformen zu verteidigen, gewinnt man den eindruck, dass er weder die eigenart des Miklosichschen systems, noch die einer 'satzlehre', noch das wesen meiner reformvorschläge recht erkannt hat. ihre begründung mit seinen paar dürftigen bemerkungen, die nicht éinen neuen gedanken enthalten, würklich widerlegt zu haben, wird der vf. selbst nicht glauben. er macht sich seine beweisführung auch hier zu leicht. statt darzutun dass die gesamte bedeutungslehre aller wortformen ein syntaktischer stoff sei, begnügt er sich mit dem hinweis, dass 'die formänderungen meist (!) in irgendwelcher (!) beziehung zu andern teilen des satzes oder zum satzganzen stehn'. selbstverständlich! wer wollte das leugnen? 'man hat zwar bestritten, dass die wortformen als solche etwas mit dem satze zu tun haben'. es wäre zweckdienlicher (und zugleich höflicher) gewesen, diejenigen zu nennen die sich solcher übertreibung schuldig gemacht haben sollen. ich hab es jedenfalls nie getan; ich habe vielmehr in einer jeden zweifel ausschliefsenden deutlichkeit die gegenteilige meinung vertreten (vgl. Was ist syntax? s. 84 ff. 108 ff; IdgF. Anz. 34, s. 12 ff). des vf.s haupteinwand 'woran erkennen wir denn, dass [die früheren plurale *ostern* ... *schläfe*] singulare sind? an andern worten des satzes' ist schon im voraus widerlegt aao. s. 112 ff. auch auf den nicht neueren einspruch gegen getrennte behandlung dessen 'was eng zusammengehört' gibt aao. s. 83 ff. 107 ff alle nötige antwort. hier wie im folgenden punct die bequeme petitio principii! ob die gewöhnlich verbundenen stoffe würklich so eng zusammengehören, dass sie in demselben teil der grammatik zusammen behandelt werden müssen, ob sie nicht innerlich so wenig zusammengehören, dass sie das gar nicht dürften, das ist eben die streitfrage. 'man kann mit gleich guten gründen denselben gegenstand in der wortlehre oder in der satzlehre behandeln' — es ist aber eben fraglich und strittig, ob die gründe gleich gut sind, die für dieses oder jenes sprechen. 'hier hat der forscher ein recht auf freiheit, die ihm nicht durch die veraltete logische auffassung der sprache verkümmert werden darf'. gewis! der forscher mag und soll seinen standpunct frei wählen und ihn wechseln, wie und wann er sich davon vorteile für seine forschung verspricht — nur handelt es sich hier gar nicht um rechte des forschers, nicht um die forschung und ihre wege, sondern um die frage der besten systematischen darstellung des erforschten. und 'die veraltete logische auffassung der sprache' hat mit dieser frage ganz und gar nichts zu tun. — Von einer 'besondern behandlung der betonungslehre' (soll heißen: der musikalischen mittel der wortfügung) glaubt R. absehen zu sollen, weil 'für seine geschichtliche betrachtung ... dieser teil, der lediglich (?) auf der beobachtung der gegenwärtigen sprache beruht, nicht in betracht kommen kann'. aber es sollte doch der geschichtlichen betrach-

tung die psychologische zur seite stehn, und für diese dürfte die berücksichtigung der musikalischen ausdrucksmittel von hervorragender wichtigkeit sein. und die behandlung der gegenwärtigen sprache ist hier doch nicht ausgeschlossen. R. meint freilich: 'die betonung war das ursprünglichste mittel des satzbaus ... für unsre sprache gilt dies jedoch nicht mehr, höchstens als zufällige (?) begleiterscheinung kommt die betonung noch in betracht'. zu solcher verleugnung offenbarer tatsachen hat er doch nur kommen können, weil er ganz im geist der alten schule unterlassen hat, die rolle der 'betonung' in der lebenden sprache genauer zu untersuchen, und ihm für diese versäumnis jene grundfalsche behauptung als weiterer entschuldigungsgrund herhalten muste. aber die betonungslehre 'kann mit guten gründen auch als wesentlicher teil der lautlehre gelten' — mit dieser äufserung zeigt der vf. nur, wie betrübend wenig er aus den erörterungen über die stoffverteilung auf die teile der grammatik gelernt hat. — Äufserst seltsam ist nun der satz, mit dem R. diese ausführungen abschliefsend zusammenfasst: 'mit der darstellung der grundbegriffe, der betonung, der wortstellung, der wortformen, der satzverbindung sind die wesentlichen teile der satzlehre erledigt' (s. 71). damit werden diese stoffe — also auch die betonung! — als die für eine satzlehre wesentlichen teile anerkannt und ihre behandlung in der angegebenen reihenfolge angekündigt. und er hat doch kurz vorher ausgeführt, dass und weshalb er die betonung nicht behandeln wolle. ich finde dafür keine andere erklärung, als dass er hier mit einer art taschenspielerkunststück trotzdem den eindruck erwecken möchte, als ob alles in schönster ordnung wäre und in seinem buch alles für eine satzlehre wesentliche zur darstellung käme, einschliefslich der nicht dargestellten betonung! bewuste schaumschlägerei oder was sonst?

Der 2. hauptteil (wortstellung) weist einige fortschritte auf; vor allem ist er stofflich bereichert — neu hinzugekommen sind 'stellung der attribute' und 'satzstellung' — aber auch die auffassung ist infolge einiger verwertung neuerer forschung zum teil berichtigt. freilich nur zu einem kleinen teil; denn R. hält auch jetzt noch an Wunderlichs nebeneinander unvereinbarer standpuncte fest. er sieht nicht, dass die von ihm, wenn auch offenbar widerwillig zugegebene sonderstellung des subjects der ganzen Erdmann-Brauneschen theorie die grundlage entzieht. — Von des vf.s sorgfalt bei der benutzung der fachlitteratur gibt s. 105 f eine vorstellung. er führt eine stelle aus Schiepek II an und fährt fort: 'ähnliches hat auch (!) Ries (QF 41, s. 25 ff) ... beobachtet'. Schiepek ist von 1909, QF 41 von 1880! wie bei Schiepek bleiben Zs. 40, 273 f und Wortstellung i. Beow. s. 149—155 unerwähnt. der wortlaut zeigt dass R. nur aus Schiepek geschöpft hat. gleichzeitig dichtet er mir den 'vor-

eiligen schluss' an 'dass in noch früheren zeiten die stellung V—S regel gewesen sei'. davon ist aao. überhaupt nicht die rede, und was ich darüber s. 9 ff gesagt habe, ist ungefähr das gegenteil von dem was R. mir zuschreibt. — An verblüffenden aussprüchen fehlt es auch hier nicht; zb. 'wenn . . . die . . . conjunction . . . ein unbetontes wort ist, so ist sie kein selbständiges satzglied'. 'das erste glied kann niemals ganz unbetont sein'. 'ein fürwort bildet . . . kaum (?) ein satzglied, so dass ein satz mit nominalsubject ein glied mehr hat als bei pronominalsubject' usw. doch dies wird genügen, mein ablehnendes urteil zu begründen.

Recht unschön sind pleonasmen wie 'sind wir nicht in der lage, ausmerzen zu können' (s. 1) 'es ist unmöglich, erfassen zu können' (s. 6) 'auch für . . . können wir ebenfalls' (s. 18). — Die besprechungen der 2. aufl. hat der bearbeiter für verbesserungen im einzelnen gewissenhaft verwertet; an einigem was beanstandet war hat er allerdings auch festgehalten, was sein gutes recht ist — nur hätte er in solchen fällen versuchen sollen, seine entscheidung zu rechtfertigen. das hat er öfters unterlassen, wie er auch sonst längst widerlegte behauptungen und mit gründen bestrittene auffassungen einfach von neuem vorträgt, ohne auch nur die dagegen erhobenen einwände zu erwähnen, geschweige denn mit gegengründen zu entkräften. ich glaube nicht, dass damit der wissenschaft gedient wird.

Freiburg i. Br. **John Ries.**

R. A. Williams, The Finn episode in Beowulf. an essay in interpretation. Cambridge, Univ. press. 1924. XII u. 171 ss. — 10 sh.

Auf methodologische erörterungen des einleitenden capitels (1—9) lässt der verf. eine ausführliche interpretation der Finn-episode im Beowulf, v. 1068—1159, folgen (10—108); eine übersetzung der stelle schliefst sich als drittes cap. an (109—110), im vierten cap. unternimmt W. eine widerherstellung der Finnsage (111—128), im fünften betrachtet er die constructive einordnung und den aufbau der episode (129—128). mehrere appendices und eine knappe bibliographie bilden den abschluss (139—171). das selbständig überlieferte, der Beowulfepisode inhaltlich vorausgehnde bruchstück, die hallenverteidigung, wird nur gestreift. es ausführlich mitzubehandeln sah sich der verf. nicht veranlasst. aus der interpretation der episode, die im mittelpuncte seiner untersuchungen steht, ergibt sich für W. ein gesamtbild der Finn-Hengest-dichtung, das sich aus folgenden hauptzügen zusammensetzt: 1. Der besuch Hnäfs bei Finn entspricht einer einladung die der Friesenfürst im einverständnis mit Hildeburh an schwager und bruder erlassen hat; 2. Finns ab-

sicht ist die erlangung eines von Hnäf bewahrten hortes und die erweiterung seiner eigenen herschaft durch angliederung Hnäfs, seiner gefolgschaft und seines gebietes. — 3. Der fahrt nach Friesland widerrät Hengest als unheil verkündender warner. 4. Beim mahle in Finns burg versetzt ein sohn Finns, ein kind, dem finstern Hengest aus übermut einen schlag. Hengest haut ihn nieder. mühsam verhaltene kampfwut bricht hervor. die Dänen behaupten sich in der halle. — 5. Die saalberennung = inhalt des bruchstücks. 6. Der vertrag. die leichenverbrennung. Hnäfs hort wird Finn ausgeliefert, Hengest bleibt als geisel bei Finn zurück, seine Dänen werden von ihm getrennt und erhalten an entlegener stelle des Friesenlandes unterkunft. — 7. Der winter. Hengests seelennot. mit erwachendem frühling formen sich in seiner seele neue pläne. von einsamer wanderung am meeresgestade zurückkehrend findet er den boten mit der wolbekannten waffe, als zeichen dass auch unter den seinen der wille zu entscheidender tat lebendig ist. 8. Finn selbst kommt ihm zu hülfe. er veranlasst Hengest, Guðlaf und Oslaf als boten zu den durch Hnäfs tod ihres königs beraubten Dänen zu schicken, um sie zum heimatwechsel und übertritt unter Finns herschaft zu bewegen. den hort hat er schon, nun will er die mannen nachziehen. das vorgefallene sei durchaus bedauerlich, aber man müsse sich, in der götter namen, auf den boden der gegebenen verhältnisse stellen. — 9. Die gesandtschaft handelt scheinbar im sinne Finns, tatsächlich aber im einverständnis mit Hengest. sie kehrt mit dänischem kriegsvolk zurück, aber nicht um sich den Friesen zu unterwerfen, sondern zur vollstreckung blutiger rache. — 10. Nächtlicher weile umzingeln die Dänen die burg. Hengest lässt sie ein. das ende.

Auch die hauptsächlichsten träger der handlung erscheinen dem verfasser in der scharfen linienzeichnung ausgeprägter individualisierung: Hnäf, optimistisch-gutmütig, allzu vertrauensselig; bei ausbruch des conflictes 'tritt er in den hintergrund'. Hengest, der charakterstarke, der grimme mann der tat, des jähen entschlusses, des unbeugsamen durchhaltens, wenn auch nicht ganz frei von weltschmerzlerischen anwandlungen (vgl. seine einsamen strandspaziergänge). sein antagonist Finn, 'the man of brains', möglichst reingewaschen von schuld (RWChambers hat diese nuance geschaffen), diplomatisch-zielbewust, könig und staatsmann in einer person, erfüllt von imperialistischen ideen, die er, solange es geht, auf anständigem wege zu verwürklichen trachtet. es geht aber nicht lange. ein stück modernes Angelsachsentum im germanischen heldenzeitalter! endlich Hildeburh in passiver tragik, die zwischen beiden parteien stehend mit und durch beide zu leiden hat. verf. sieht ihre bedeutung einzig darin dass sie ein bindeglied zwischen Finn und seinem schwager darstellt; man könnte, so meint er, die sage erzählen, ohne

Hildeburh zu erwähnen und damit etwas wesentliches für die geschichte auszulassen (s. 136). und wie das ende gekommen ist, wird sie in ihr heimatland zurückgeführt, aus dem sie einst ausgezogen war, um die gemahlin eines grofsen monarchen zu werden — '*sans* husband, *sans* children, *sans* brothers, a queen no longer but a chattel which follows the king's treasure' (s. 137).

Soweit Williams. enthielte das buch nicht im einzelnen proben ernsthaften wissenschaftlichen nachdenkens über sprachliche, syntaktische und stilistische fragen der Finndichtung, deren erneute aufrollung immerhin als nützlich betrachtet werden kann, sei es auch nur um feststehndes durch eine art gegenprobe zu bestätigen, so könnten die voraussetzungen für eine kritische stellungnahme im rahmen dieser zs. nicht als erfüllt angesehen werden. umso mehr ist es zu bedauern, dass fleifs und scharfsinn den verf. nicht von dem beschreiten eines weges abgehalten haben, der aussichtslos ins unentwirrbare führen muste. es ist eigentümlich zu beobachten, wie der flache common sense des typischen Engländers ihn daran gehindert hat, sage und dichtung aus dem geiste des germanischen heldenzeitalters heraus zu begreifen und darzustellen. verhängnisvoller aber wurde ihm eine vorgefasste idee, von der er sich nicht freizumachen verstanden hat: die verquickung der Finnsage mit der sage vom Burgundenuntergang. aus parallelen des sagentypus hat er das recht abgeleitet, die lücken in der Finndichtung mit zügen und motiven aus dem Nibelungenlied auszufüllen (s. Preface s. IV und chap. IV, s. 111 ff, wo man den finger auf die stelle legen kann aus der sein trugschluss hervorgegangen ist). aus dieser gleichsetzung, auf die in den uns überlieferten teilen der Finndichtung nicht nur nichts hinweist, sondern die im hinblick auf die entscheidenden höhenpuncte beider fabeln im höchsten mafse unglaubhaft erscheint, entsteht W.s vollkommen ins blaue hinein gebaute vorgeschichte, über deren möglichkeiten zuletzt Klaeber in seiner Beowulf-ausgabe s. 276 f sorgfältig gehandelt hat; entstammt die angleichung Hengests an Hagen; die fiction der tötung eines Finn-söhnleins beim gelage und der aus dieser tat entbrennende erste hallenkampf; vor allem aber das unselige motiv des von Finn begehrten königshortes der Dänen (*wēalāfe* in v. 1084 und 1098 muss dieser vorstellung zuliebe auf eine sache, eben jenen schatz, statt auf personen, das häuflein überlebender, bezogen werden, was rundweg abzulehnen ist). Heusler sagt: ['die fabeln] blenden nicht durch mannigfaltigkeit, aber jede hat ihre eigene, einmalige schürzung. die copie erstreckt sich nie auf den springenden punct' (Altgermanische dichtung § 130). statt dessen individualisiert W. das typische und zwingt dem individuellen typische züge auf. beides offenbar zu unrecht.

Eine auseinandersetzung mit den interpretationen W.s zu einzelnen textstellen erscheint nach dem gesagten überflüssig.

wir vermögen auch hier dem verf. im allgemeinen nicht zu folgen. zugegeben dass die episode reich an inhaltlichen und sprachlichen schwierigkeiten ist, aber trotzdem sollte doch bei einer reihe wesentlicher ausdrücke und situationen der sinn keinem ernsthaften zweifel mehr unterworfen sein können. einige beispiele: v. 1072 *unsynnum* adv. in bezug auf Hildeburh heifst 'unschuldig'; es zeichnet ihre bis in die vorgeschichte der fabel zurückreichende passivität. sie war einmal eine *friđu-webbe*, ein pfand für den frieden zwischen zwei verfehdeten völkern. — v. 1074 *bearnum ond brōþrum* ist generischer plur.: éin bruder ist gefallen, ebenso éin sohn. — v. 1072. 1088. 1141. 1145: die *Ēotan* sind die leute Finns, ob identisch mit den Friesen, oder nur, wie Chambers will, als hörig und dienstpflichtig gedacht, fällt hier wenig ins gewicht. den Dänen stehn sie feindlich gegenüber. — wenn v. 1145 von dem schwerte gesagt wird: *þæs wǣron mid Ēotenum ecȝe cūđe*, so scheint durch diese worte mehr angedeutet zu werden als nur die tatsache dass es Hnäf im kampfe geführt habe. es muss eine waffe gewesen sein deren historisch-symbolische bedeutung schon in der vorfabel irgendwie zur geltung gekommen sein wird. *Hildelēoma* sollte, wie das in Holthausens Beow.-ausg. geschieht, als name des schwertes, grofs geschrieben werden (vgl. Schückings anm. zu der stelle). — die verse 1086—1087 sind m. e. durch Heusler Anz. XLI 32 endgültig erklärt worden: der zwischen den kämpfern abgeschlossene vertrag räumt jeder der beteiligten parteien eine bankbühne mit dem dazugehörigen hochsitz ein. das königsrecht Finns bleibt auf diese weise ungekränkt, und der trotz dem falle ihres herschers erfolgreichen hallenverteidigung der Dänen wird zugleich die gebührende anerkennung zugebilligt. compositorisch gewinnen wir eindrucksvollste zusammenfassung der fabel durch wahrung der einheitlichkeit des ortes. Finnsburg, wie Heorot ein ragendes symbol königlicher macht, umschliefst die entscheidenden vorgänge in ihrer gesamtheit: die heldentat der verteidigung, den tod Hnäfs, die erzwungene gemeinschaft der beiden gefolgschaften — was sich sonst an friesischem heerbann eingefunden hatte, war nach vertragsschluss und leichenverbrennung in die heimat zurückgekehrt (1125—27) —, die aufreizung Hengests nach gram- und qualvoll durchlebtem winter, die vergeltung. auch die zeitbestimmung *æfter sǣ-sīde* (1149) wird aus denselben erwägungen heraus nicht auf eine zweite seefahrt der Dänen Guđlaf und Oslaf [1]) zur herbeischaffung von verstärkungen bezogen werden können, sondern nur auf jene erste schicksalsvolle fahrt, die Hnäf und seine gefolgschaft an den hof des Friesenherschers geführt hat. wol konnten die beiden krieger auf tückischen überfall *(grimne gripe)* und über-

[1] zweifellos identisch mit dem Ordlaf in v. 18 des bruchstückes.

mafs des leides *(wēana dǣl)* hinweisen: ihre reizreden und Hunlafs mahnende darreichung des schwertes bringen die schwälende flamme in Hengests brust zum auflodern: *ne meahte wǣfre mōd | forhabban in hreþre.* —

Die wege die W. in seiner untersuchung eingeschlagen hat, haben ihn in die irre geführt. wir folgen ihnen nicht, denn an ihrem endpuncte stofsen wir auf ein gebilde das wir für unecht halten, und in dem wir weder im ganzen noch in seinen einzelheiten die gröfse der formen, die geschlossenheit der vorgänge und die ungebrochenheit des heldentums wiedererkennen, die wir auf grund der uns erhaltenen bruchstücke der altenglischen Finn-Hengest-dichtung zuzuteilen berechtigt sind.

Göttingen. **Hans Hecht.**

Konrad von Würzburg. Die legenden I herausgegeben von **Paul Gereke** [Altdeutsche textbibliothek nr 19]. Halle, Niemeyer 1925. X u. 156 ss. 8°.

Ich freue mich aufrichtig, dass neben meiner ausgabe der 'Kleinen gedichte' Konrads von Würzburg nun auch die neubearbeitung der 'Legenden' in fluss kommt, die wir von Paul Gereke schon lange erwartet haben und bei ihm in guter hand wusten. von diesen sind Silvester und Pantaleon in einfacher und ungewöhnlich guter überlieferung auf uns gekommen, während die aufgabe beim Alexius, wie die recensio Henczynskis (vgl. Anz. xxv 362 ff) gezeigt hat, keineswegs so einfach ligt.

Das erste heft bringt den Silvester, mit dessen überlieferung und kritik ich mich GGN. phil.-hist. cl. 1911, s. 3 ff eingehend befasst habe. aber ich bedauere doch dass G. sich mit dem begnügt hat was ich dort als collation anzuführen für gut fand, statt sich die hs. selbst aus Trier kommen zu lassen; auch mein collationsexemplar hätt ich ihm gern zur verfügung gestellt. meine damaligen mitteilungen reichen für die präcise schreibung der lesarten nicht durchweg aus. ein schaden freilich ist der ausgabe auch so nicht erwachsen: spielt doch der 'apparat' bei ihr eine so bescheidene rolle, dass auf einem dutzend seiten sich nur je eine einsame lesart präsentiert, auf zwei seiten (79. 154) fehlt auch diese, und es gibt partieen in denen auf 50 verse nur eine variante entfällt.

Die überlieferung ist so vortrefflich, dass sie nur eben vorsichtige correcturen erfordert, für die emendation wenig und zur conjecturalkritik fast gar keine veranlassung und möglichkeit bietet. freilich soll nach s. X ein stern (*) die 'conjecturen' des herausgebers bezeichnen — aber das ist nur ein ungeschickter ausdruck: ich habe keine würkliche conjectur G.s darunter gefunden, in der mehrzahl handelt es sich nur um den ersatz der handschriftlichen laute und formen, soweit sie WGrimm noch

unangetastet gelassen und ich sie übergangen hatte; in einer anzahl von fällen ligt verständiger und gesicherter wortersatz vor, in einigen wenigen ist dieser ersatz zu beanstanden.

Diese conservative haltung ist im angesicht der guten hs. gewis zu billigen. immerhin gilt es auch nach WGrimms und meinem vorgang die augen offenzuhalten, um aus dem text der niederrheinischen Trierer hs. alles auszujäten was der sprache des oberrheinischen dichters widerspricht. das unkraut gibt sich freilich nicht immer ohne weiteres zu erkennen.

Zweimal findet sich in der hs. ein gen. *vorhten*, den G. (zu 1232) als plur. fassen will: aber der plural von *vorhte* kommt nur im dativ, in den formelhaften verbindungen *mit*, *von*, *vor vorhten* vor; es handelt sich vielmehr um eine dialektische schwache form des sing., und die ist zu beseitigen indem man schreibt:

791 *sorgen unde vorhte blôz*

(hier ist *vorhten* mechanische angleichung)

1232 *leides unde vorhte vol.*

man beachte wie durch die notgedrungene umstellung 1232 die beiden verse angenähert sind. ähnlich ligt die sache bei *vaste(n)*: 1546 *ním ein vásten drî tàge* (wo Lexer einen subst. inf. annimmt); in unserem gedicht kommt sehr oft das subst. *ein vaste* vor, und dies ist regelmäfsig stark flectiert (vgl. zb. 3528. 33; 3814. 34), mithin ist auch oben zu schreiben *ním eine váste drî tàge.*

Das compositum *enpflegen* für einfaches *pflegen* ist mir bei KvW. nur allein im Silv. 1344. 2235 begegnet und gehört mithin wol dem schreiber an; ebenso *erhuoben* für *huoben* 4845 (s.u.). sicher ist das auch der fall mit *iezunt* 3863 st. *iezuo*, und wenn gleich darauf zwischen den gut elsässischen *grîtekeit* (3864) und *grîtic* (3879) einmal *gîtic* (3872) erscheint, so ist dies selbstverständlich in *grîtic* (immer mit *î*!) umzuschreiben. — K.s lautform war sicher *angestlich*, wie die der hs. in der mehrzahl der fälle — die paar *engestlich* gegen ende des gedichtes (4272. 4753. 5005) sind also anzugleichen. — *biuwen* (: *entriuwen* 2242) und *fremede* (: *hemede* Eng. 3003) sind bei K. durch den reim gesichert, also für *bûwen* ist *biuwen* (1921), *gebiuwet* (1938) und für *vrömde* überall *fremde* einzusetzen. dagegen hab ich mich überzeugt, dass K. würklich *göte(n)*, *abgöte(n)* sprach, wie unsere hs. und mit ihr G. bieten: so oft nämlich im Silvester (und relativ noch häufiger im Pantaleon) der plural vorkommt, er erscheint niemals im versschluss, die zahlreichen reimbelege betreffen ausschliefslich den dat. sing. *gote*, der nom. u. dat. plur. fehlen ganz: weil eben für *göte*, *göten* keine reimwörter existieren! — gegen die hs. war ferner zu schreiben: 2197/98 *toup : urloup*, 983/84 *rüefende : wüefende*, 1003/4 *tugen : mugen*, 1089/90 *gran : an* — und mit welchem rechte ist (gegen Haupt) 2157 *müezen ir* beibehalten?

Da es feststeht, dass der Silvester nicht nur die älteste der legendendichtungen Konrads sondern überhaupt eines seiner frühesten werke ist (das wahrscheinlich schon in den sechziger jahren entstand), wird man auch in metricis gegenüber der zuverlässigen überlieferung doppelt vorsichtig sein, und so ist denn die zurückhaltung welche G. besonders in der einschaltung von flickwörtern (zur bequemen erzielung des iambischen rhythmus) übt, durchaus zu billigen. ich stimme ihm zunächst bei in der bewahrung von 6 fällen des zweisilbigen auftacts, insbesondere auch (gegen Haupt und Wolff) 3756 *die gebúrt entslôz uns Jêsus Krist*, und nur nicht 4845, wo *erhuoben* sicher jüngere (dialektische?) variante für *huoben* ist und man nur allenfalls zweifeln kann, ob nicht mit einem der auch bei KvW. nicht ganz seltenen (und von den schreibern gern beseitigten) *ἀπὸ κοινοῦ* zu rechnen und somit auch das *und* zu streichen sei:

dô sprungen ûf mit schalle
die leiden juden alle
huoben grôz gebrehte st. *und erhuoben.*

Wenn die bestüberlieferten werke Konrads, der Silvester und der Pantaleon, einen unterschied in der verwendung der auftactlosen verse aufweisen, den Laudan (diss. s. 111, Zs. 48, 533 ff) auf 19 % und 2,5 % berechnete, so ist unbedingt sicher, dass zwischen beiden viele jahre der entwicklung (auf den regulären iambischen vers hin) liegen. es bleibt aber zunächst doch der zweifel, ob Laudan (der seine berechnung beim Pantaleon genau begründet hat), beim Silvester sich nicht durch engen anschluss an die ausgabe WGrimms verzählt haben könnte. die vergleichung mit dem texte Gerekes ergibt indessen nur einen geringen unterschied: bei halblautem lesen bin ich auf rund 18 % gekommen, d.h. die neue ausgabe zählt etwa 50 auftactlose verse weniger. da sich nun G. der einschaltung von flickwörtern aus metrischer absicht streng enthält, handelt es sich hier so gut wie ausschliefslich um verse die G. nur anders gelesen und dem entsprechend geschrieben hat. diese lesung entspricht durchweg der wie wir sie etwa aus dem Pantaleon und dem Turnei gewöhnt sind — ob sie für den Silvester zutrifft, dem unter allen umständen noch gut 18 % auftactlose verse bleiben, in dem solche (was bei dem späten Konrad undenkbar ist) sehr oft gehäuft: zu 2, 3, 4, ja einmal (1917—1921) zu 5 hinter einander erscheinen, das ist mehr als zweifelhaft, obwol ich zugeben muss, dass die entscheidung vielfach unsicher bleibt. aber ich denke, man wird mir ohne weiteres recht geben wenn ich v. 4415 lese: (*zeim opfer alle brâhten dar kélber, óhsen únde wider*) *bócke und túrteltûben gnúoc* st. *böck únde túrteltûben* G. (ähnlich 4624); oder in der anrede 4526 *jûde, und dúnket dich daz réht* st. *jüd, únde*; oder 666 bei der zahl *vünf und séhzic græte* (*únd drî húndert wâren drîn*) st. *vünf únde séhzic* G. die natür-

liche declamation spricht vielfach da gegen den iambischen rhythmus, wo ihn auch der oder die nachbarverse nicht haben; so kann ich (v. 866—)868 (69) nicht anders lesen als *dúrch diz úngevélle wás von Rṓme entwíchen stíll e und toúgenlíchen der bâbest gúot Silvéstèr* (statt *still únde toúgenlíchen* G.), oder 1692 (*víl gebétes dá́ geschách.*) *ríuw e und stréngez úngemàch* (*vòr ír sǘnden sí dô líten*) (*riuw únde* G.); ferner 438 usw. — und ebensowenig kann ich den auftact zugestehn am schweren schluss eines absatzes, wie etwa 1458 (*dâ si beschouwent âne zil*) *fröúde und gánzer wúnne spíl* (*vröud únde* G.), oder einer rede wie 3603 (*ûz mī́nem hérzen áller méist*) *réd e und spréche gégen dír* (*red únde spréche* G.). anderseits ist natürlich einzuräumen, dass in einem gedicht das unzweifelhaft verse bietet wie 131 *starc únde ein vlætic júngelinc*, 1536 *lîb únd der sḗle mác gegében*, 1731 *süez únde wī́siu lḗre*, 1859 *blanc únde wī́ziu kléider án*, auch solche wie bei G. 12 *nütz únde vröúdenbære*, 104 *kiusch únde stǽte wás si gnúoc*, 410 *kreft únde vröúden eine* zugestanden werden müssen, und da berechtigt sind wo sie der vortrag rechtfertigt.

Es ist also nur eine frage der declamation und dem entsprechend der schreibung um die es sich hier handelt. der textkritik näher kommen wir mit ein paar andern fällen. ich habe zugestanden, dass der Silvester als eine jugenddichtung bei ausgesprochenen rhythmischen grundsätzen noch mehr überbleibsel der ältern praxis haben mag als die meisten übrigen dichtungen K.s. die pausierung der senkung erfolgt principiell im versinnern wie am versschluss nur im compositum und bei den fremdwörtern des typus *pálàs*. im versinnern find ich nur zwei ausnahmen: 3107 *ein ándèr prophête wîs* wird nicht anzutasten sein, auch feste formeln wie *tôt ùnde lében* 4955 meidet K. bis zuletzt nicht, aber für 1979 *sín kleit vil 'rī́ch' ùnde wert* hab ich mit Haupt schon früher *rîlich* vorgeschlagen und bleibe bei dieser durch zahlreiche parallelfälle der überlieferung Konrads gesicherten emendation (die keine conjectur ist!): *rîlich unde* kommt bei ihm mindestens 18 × vor, speciell *rîlich unde wert* steht zb. Troj. 1879 und ist danach 1772 gegen *rîch unde wert* von Roth in den text gesetzt, wogegen freilich Bartsch bedenken erhebt; *rîch* für *rîlich* gehört zu den fast selbstverständlichen fehlern unserer überlieferung.

Der versschluss x́ x̀ ist bei K. unbedenklich wenn es sich um ein geschlossenes wortbild handelt: *ántwùrt, ménschèit, hántgìft*; er ist aber nicht zuzugestehn bei einer zusammenrückung: *iesâ, leiter* (= *leite er*), bei zwei getrennten wörtern nur wenn das erste ein zahlwort ist: *drī́ tàge* 763. 1546, *zwei jâr* 842. eine der sichersten emendationen die G. selbst vorgenommen hat ist 3156 *der selbe der mîns brôtes az* st. *'mîn brôt àz'*. aber warum verschmäht er dann 929 die längst vorgeschlagene besserung *rîche sîn* für *'lánt sìn'*? den einwand von GWolff lohnt

es doch würklich nicht zu widerlegen. — ebenso unmöglich ist ferner 2020 '*darín gè*': lis *darî'n gegê*; weiter 2990 *bescheidenlichen 'sprách èr'*: lis ⟨*dâ*⟩ *sprach ér*; 3808 *er 'iesâ'*, wo zu ändern ist: *sich dô begúnde dér iesâ*; das *der* ist hier um so erwünschter als damit ein wechsel des subjects gegenüber dem *er* 3806. 7 eintritt. so bleibt nur der eine fall 3480 *und wás dar ûz kein dórn nìe,* und hier verliert unser bedenken aus den gründen sein gewicht die s.z. Wilmanns und nach langen jahren unabhängig von ihm vKraus entwickelt haben: wie der dichter zwischen *geborn* und *geboren* wechselt (wobei er jenes auf *dorn* reimt), konnte er immerhin gelegentlich auch ein *doren* scandieren; aber auch dies bleibt doch nur ein einzelfall.

Einen deutlichen hiat wird man in Gerekes text vergeblich suchen, aber in zwei fällen hat der herausgeber die vermeidung eines solchen durch apokope und pausieren der senkung äufserlich erzwungen. KvW. scandiert *spâte und frúo* und *spât únde frúo,* aber nicht auch '*spât ùnde frúo*': darum halt ich 2229 fest an der umstellung *êren müeze spâte und fruo.* — und ebenso bestreit ich 5156 '*hénd ùnde líder*'; ich hatte früher vorgeschlagen *hende* ⟨*füeze*⟩ *und lider,* schliefse mich jetzt aber lieber Roth zu Schwr. 774 an und schreibe *si kuste im ougen unde lider*: dies küssen von augen und gliedern kommt unter K.s reichen kussmodalitäten viermal vor (GWolff Anz. XIII 239), während 'hände und glieder' begreiflicherweise ausfällt: denn die hände (und füfse) sind ja eben 'glieder'!

Überflüssigerweise und sicher unkonradisch hat G. ein paarmal (nicht consequent, aber bewust) *diensthaft* für *dienesthaft,* bald mit bald gegen die hs., in seinen text gesetzt: 20. 2138. 2482. 3893. KvW. flectiert mit sicherheit *dienest, dienstes, dienste, dienest,* und da er niemals scandiert *dienstmán, diensthắft,* so hat er zweifellos auch *dienestman, dienesthaft* (3 silbig) gesprochen und geschrieben!

Noch seltsamer berührt etwas anderes was ich nicht verschweigen darf. bekanntlich hat MHaupt festgestellt, dass KvW. nach fester, wenn auch nicht ausnahmsloser regel beim adj. auf *-lîch* kurzes *i* in *-lich, -licher, -liches, -lichen, -lichem,* langes *î* in *-lîchiu, -lîche* sprach und reimte und dem entsprechend im adv. *-lichen* neben *-lîche.* diese tatsachen waren G. früher, zuletzt in seiner ausgabe des Engelhard, wolbekannt — er scheint sie aber inzwischen vergessen zu haben, und so treffen wir jetzt die falschen schreibungen *-liche* (im adj.): 97. 368. 702. 762. 1030. 1176. 1334. 1374. 1831. (3928 adv.) 3986. 4153. 4189. 4241. 4265. 4293. 4385. 4960. 4999. 5099 und *-lichiu* 36. 335. 919. 1255. 1422. 1876. 2498. 4557. 4749. 5033[1]).

[1] Da ich dem herausgeber hier ein verdriefsliches versehen aufstechen muste, will ich mich zur bufse gleich selbst eines irrtums bezichtigen, auf den die leser meiner ausgabe der 'Kleinen gedichte K.s

Ich gebe nunmehr eine gröſsere anzahl von berichtigungen zu einzelnen stellen und dazwischen ein paar besserungsvorschläge. die leichtern correcturen stellen z.tl. die schreibung her die der herausgeber selbst für seine lesung des verses benötigt und in andern fällen auch verwendet, zum teil weisen sie auf druckfehler hin, deren zahl leider nicht klein ist.

23 l. *unde ir tugent* (drf.) — 43 l. *unde ein* — 104 l. *kiusch unde* oder *kiusche und* — 131 l. *unde ein* — 142 l. *im* (drf.) — 163 l. *wande er* — 179 l. *duræhten* — 294 l. *wande er* — 347 l. *danne ie man* oder besser *dann ie* ⟨*kein*⟩ *man* — 429 l. *Nu* ⟨*daz*⟩ — 588 l. *dann under* — 592 l. *leite er* — 618 l. *geblüemet* (drf.) — 633 l. *dann ich* — 730 *verloube* der hs. ist unbedingt zu halten! — 823 l. *komen* — 845 l. *unde* — 861 l. *duræhten* — 899 WGrimms gute conjectur *harte entstalt* bleibt unerwähnt — 945 l. *Nu* ⟨*daz*⟩ — 961 l. *her* (drf.) — 998 GWolffs ergänzung ⟨*war*⟩ ist sprachlich unmöglich, ich weiſs vorläufig nichts besseres als WGrimms ⟨*twanc*⟩ — 999 l. *si* (drf.) — 1294 l. *vuhs* (drf.) — v. 1300 l. *nu daz er dise boten sach*, *nû daz ér die b.* ist unerträglich — 1324 l. *sî* (drf.) — v. 1360 l. *er was sô reine, sô man giht* (wie 1804. 2128. 2773. 3759. 4156. 4504), das consecutive *daz* von 1362 ist fehlerhaft anticipiert — 1466 l. *muote ich* — 1538 l. *en wolte ich niht* — 1546 die la. *drie* durfte nicht fehlen, obwol sie nur für den schreiber zeugt — 1575 l. *rîche* (drf.) — 1579 l. *würd in*! — 1613 l. *geruochte*! — 1632 l. *leite* — v. 1752 *zúo dem gienc der bâbest dar* ist unmöglich: wenn also nicht nach meinem vorschlag *dem* ⟨*sô*⟩, dann wenigstens *deme* — 1918 l. *leite* — v. 2032 l. *daz man im gæbe* ⟨*ein*⟩ *wîz gewant*! — v. 2197 l. (*si darbent alle der gesiht*) *und sint ouch an* ⟨*den*⟩ *ôren toup*! — v. 2199 l. *und lâzent iu* (st. *ouch*) *daz allen* (*von herzen wol gevallen*) — 2252 l. *mite* — v. 2261 l. (*dô wart ein ungefüeger dôz*) *vernomen unde* ⟨*ein*⟩ *michel schal*! — 2339 l. *verspreitet* — 2375 l. *danne ich* — 2396 l. *diu münster* — 2516 l. *sît* ⟨*daz*⟩ — v. 2523 l. *gewaltic danne er eine*! K. hat *danne* (mit elision *dann*), aber nicht *dan* — v. 2649 l. *daz ist* ⟨*mir*⟩ *über mînen sin?* — v. 2713 l. *kriechisch und latîne wol*! — v. 2895 l. *und haben zuozim trôstes pfliht*! — 2912 l. *loben* — 2918 l. *deme* — 3188 l. *vor geseit* — 3286 l. *schemelichen* — v. 3330 l. (*daz dû verjehest offenbâr*) *daz dîniu buoch sîn elliu wâr*! vgl. 3394 — 3429 l. *well iemen* — 3482 l. *si* (drf.) *deme* — v. 3488 l. *dâvon si was ein maget doch*! der rührende reim *dennoch : noch*

v. W.' vielleicht nicht ohne weiteres kommen. ich bin — vorübergehend — der meinung gewesen, dass Konrad einem tact wie *tugende* möglichst aus dem wege gegangen sei und habe ein paarmal gegen die überlieferung und auch gegen den ungezwungenen sinn den sing. *tugent* eingesetzt für den plural *tugende* — den gen. u. dat. sing. *tugent* brauch ich nicht zu rechtfertigen. man wird die stellen um die es sich handelt jetzt leicht herausfinden.

wäre bei K. völlig isoliert, vgl. Zs. 56, 49 — v. 3692 l. *wand er in* ⟨*ê*⟩ *vertôrte*, oder ⟨*dâ*⟩ im gegensatz zu *hie* 3694 — v. 3707 l. *gotheit* ⟨*dâ*⟩ *vil schône lac*? — 3931. 4025 l. *wârheit* (drf.) — 3987 l. *mite* — v. 4007 l. *die man im vür sol werfen hie* = v. 3573! — 4072 l. *strengen* — 4154 l. *einez* (drf.) — 4164 l. *zime* — 4233 l. *einander* (drf.) — 4250 l. *sol* (drf.) — 4288 die ergänzung ⟨*swære*⟩ gefällt mir nicht, ich schlage jetzt vor ⟨*kumber*⟩, vgl. 4271 — 4380 l. *nu* ⟨*daz*⟩ *dô*? — 4532 l. *ich* (drf.) — 4548 l. *zornlîche* — 4676 l. *unlobesame* — 4776 l. *wande ich* — 4787 l. *schemelichen* — 4798 l. *sint* (drf.) — 4844 l. *jüden* (drf.) — 4905 l. *goukelspil* — 4945 l. *daz* ⟨*ir*⟩ *geswachet*? — 5003 l. *lebelicher werke*? wie 5033 *lebelîchiu dinc* — 5017 l. *des willen dîn*? — 5093 l. *Stant* (drf.) — 5313/14 ist doch wol *Rœteleim : honiccseim* zu lesen, denn 1) reimt K. anderseits nur *honicseim : heim* Gsm. 209. Eng. 5138, 2) erweisen die belege für den ortsnamen, die man jetzt am besten bei AKrieger Topogr. wb. d. grhzt. Baden II² 677f findet, dass dieser (zufrühst a. 751 *Raudinlaim*) bis z. j. 1218 ausschliefslich auf *m* ausgeht, dann noch bis 1297 als *Rôtelnheim* (mit umdeutung), *Rôttileim, Rôtenleym* vorkommt und erst weiterhin sich die dialekt. schwächung zu *-lein* (*-len*, *-ln*) gefallen lässt.

Und nun noch einiges über worttrennung und wortzusammenschreibung sowie über die interpunction. G. hat sich so eng an die hs. gehalten, dass er sogar *ein ander* (durchweg) und *umbe vie* (3197) und anderseits *angesige* (1131) und *vorgeseit* (3188) schreibt, was doch keine unserer vorbildlichen ausgaben tut; und so trennt er denn auch *drî stunt, über al, ander wegen*, wo es sich zweifellos um worteinheiten des sprachgefühls handelt. — wir sollten aber (und ich tu es nicht nur bei KvW.) künftig uns auch der trennung *dar an, dar inne, dar umbe* entwöhnen, wenn die dichter daneben *dran*, *drinne, drumbe* brauchen. die gepflogenheit der trennung stammt aus einer zeit wo die herausgeber dem brauche der schreiber, der in diesem falle weder der aussprache noch dem sprachgefühl der mhd. zeit entspricht, darum so pietätvoll folgten, weil es zunächst einmal darauf ankam, das äufsere bild des mittelhochdeutschen vom neuhochdeutschen so scharf wie möglich abzurücken. es war also eine erzieherische mafsnahme, keine wissenschaftliche erkenntnis — jedenfalls keine richtige; und es wäre zeit dass wir uns davon freimachten.

In der zeichensetzung verfährt G. sparsam: nach dem guten vorbilde Lachmanns und Haupts, dem auch Pfeiffer und Bartsch gefolgt sind, während neuere herausgeber es oft nicht für der mühe wert halten, dies wolerwogene interpunctionssystem nachzuprüfen und sich einzuprägen. das hat nun freilich auch G. nicht getan: denn während er auf der einen seite oft lange versreihen mit aussage- und consecutivsätzen ohne komma lässt,

hat er anderseits für die declamation unerträgliche kommata in die relativsätze eingezwängt — blofs weil das der öden schulinterpunction von heute entspricht. aus dem gleichen grunde fehlt auch recht oft das komma wenn ein neuer satzteil mit *unde* beginnt.

Zu den vielen vorzügen der trefflichen Trierer hs. gehört auch die treue bewahrung der absätze: es unterligt keinem zweifel, dass Konrad solche nur eintreten liefs wo ein reimpaar den satz schloss — da aber auch mit absoluter consequenz. hier muste der herausgeber unbedingt der hs. folgen, also einerseits den absatz sparen selbst wenn die rede mit dem ersten reimvers schloss (einziges beispiel 1168), anderseits auch innerhalb einer langen rede die vom schreiber bezeichneten und von Konrad zweifellos gewollten abschnitte mit 'gesammeltem reim' festhalten: so 1105. 1117. 1141. 1159; 1665. war ihm das unbehaglich, so blieb ja ein ausweg: er konnte im erstern falle ohne einzurücken mit capitälchen fortfahren, in den übrigen sich mit dem einrücken begnügen und hier die capitälchen sparen. jedenfalls war er zur wahrung der überlieferten absätze in deutlicher form verpflichtet.

Gerekes einleitung ist knapp und will nichts eigenes oder neues bieten; die litteratur hat er vollständig verzeichnet — leider war ihm das bei weitem wertvollste was über die quellenfrage geschrieben worden ist noch nicht zugänglich: Wilhelm Levisons auf reichster materialkenntnis aufgebaute untersuchung über 'Konstantinische schenkung und Silvester-legende' in den 'Miscellanea Fr. Ehrle' II 159—247 (Roma 1924, vgl. die Litteraturnotizen dieses heftes).

Göttingen. **Edward Schröder.**

Konrad von Helmsdorf, Der spiegel des menschlichen heils aus der St. Gallener handschrift herausgegeben von **Axel Lindqvist**. mit einer tafel in lichtdruck. [Deutsche texte des mittelalters hrsg. von der Preuß. Akademie der wissenschaften bd. 31] Berlin, Weidmannsche buchhandlung 1924. XXVIII u. 118 ss. gr. 8°. — 9 m.

Die sammlung der deutschen texte des mittelalters wird durch dieses buch wider um eine wertvolle ausgabe bereichert. die dichtung ist freilich kein werk ersten ranges, fordert aber doch aus verschiedenen gründen unsere beachtung, nicht zum wenigsten auch als sprachdenkmal. die ausgabe von L. gibt unter besserung offenkundiger schreibversehen und mit guter zeichensetzung eine klare und genaue widergabe des handschriftlichen textes. begleitende anmerkungen bringen aufser den lesarten dankenswerte hinweise zur erklärung des textes und gute besserungsvorschläge, zu denen CvKraus und Roethe viel wert-

volles beigesteuert haben. ein sehr reichhaltiges glossar beschliefst das buch.

Die einleitung gibt ausführliche rechenschaft von der handschrift und legt besondern wert auf die kennzeichnung der drei schreiber nach schrift und orthographie. auch die sprachformen der verschiedenen schreiber werden in ihren hervorstechenden zügen sorgsam dargestellt; L. hätte hier auch das bezeichnende *üns* (beim 1. schreiber ausnahmslos) anführen können. aus sprachlichen und andern gründen schliefst er mit recht, dass die hs. im nordalemannischen gebiet der Schweiz (Thurgau) entstanden sei; manches weist auf die nachbarschaft des schwäbischen; das hochalemannische gebiet diesseits des Bodensees ist vielleicht auch nicht ausgeschlossen: auch der Wasserburger codex kennt das *e* für *ie* (Junk Willehalm v. Orlens XXIX).

Die sprache des dichters, im ganzen gleicher art, ist dem plan dieser ausgaben gemäfs nur kurz charakterisiert. seltsam berührt es wenn unter den kennzeichen des alemannischen hier an erster stelle die reime von *an : ân* genannt werden. der dichter braucht sie übrigens nur selten, 14 von 20 fällen entfallen auf das verbum *hân*, beruhen also auf den bekannten formen mit kurzem *a*. unter den bindungen von *m : n* befremdet *kon* 'kam' (*: von*): ein versehen, es ist das participium *komen*; verschliffene formen dieser art, ähnlich wie die hl. Martina sie viel verwendet, begegnen mehrfach.

Zur frage nach dem dichter weist L. mit GustScher(r)er (St. Gallische handschriften. in auszügen hrsg., St. G. 1859, s. 92) auf den im jahre 1296 urkundlich bezeugten herrn *Cunraht von Hermstorf* hin, welchen Baechtold irrtümlich zum leutpriester von Bichelsee gemacht hat (Geschichte der deutschen literatur in der Schweiz s. 139). diesem nachweis fällt deshalb keine bedeutung zu, weil der name Konrad in der familie von Helmsdorf (Hermsdorf) häufig vorkommt (schon 1213 und 1244); vgl. Kindler v. Knobloch Oberbadisches geschlechterbuch 2, 30 ff. die dortigen angaben, leider ganz ohne belege, bedürfen jedoch mehrfacher berichtigung. im jahre 1292 ist *Cůnradus de Hermstorf*, *filius quondam Jacobi militis de Hermstorf,* in das kloster Salem eingetreten (Fürstenberg. ub. V nrr 260. 261) und hat ihm seine besitzungen übertragen, nachdem er sie eben erst von seinem vater geerbt hatte, der am 1. III. 1291 noch als zeuge genannt wird (Cod. dipl. Salemitanus II s. 407; erstes auftreten 1276, ebenda II 152). die abwicklung dieser schenkungen hatte noch mehrere urkunden aus den jahren 1292—1295 zur folge (Wartmann Ub. d. abtei St. Gallen III 718. IV 1032; Cod. Salem. II 437. 438. 451. 480). als mönch in Salem wird *C. de Hermstorf* noch mehrfach genannt, 1303. 1327 und 1328 (Cod. Salem. III. 48. 167), offenbar auch noch am 21. IV. 1335 (ebda III 255) sowie am 25. VII. 1324, freilich in Weingarten (ebda III 342).

dieser mönch kommt als verfasser in betracht und wird von K. v. Kn. auch dafür erklärt:[1] freilich kann er nicht chorherr in Bischofzell gewesen sein. er wird auch *C. de H. iunior* genannt (Wartmann III 718 und IV 1032, zu vergleichen mit Fürstenb. ub. V 261, Cod. Salem. II 437), vermutlich im unterschied von dem 1273 zusammen mit seinen brüdern *Nicolaus*, *Burkardus* und *Hainricus* (*dictus Eberhart*) genannten *Cûnradus* (Cod. Salem. II 103); dieser und sein bruder Nicolaus, etwa als vettern Jacobs anzusehen, treten noch 1296 als *milites* auf (Fürstenb. ub. V 242, 3, vgl. auch Cod. Salem. II 314. 352). ein laie *Cûnrat v. Hermenstorf* wird als *miles* oder *ritter* in der folgezeit noch öfter genannt: 1297. 1310. 1311. 1312 und 1314 (Urkb. d. stadt u. landschaft Zürich VII s. 13, Fürstenb. ub. VII 150, 1. 150, 1a. Cod. Salem. III 159. V 160). dann wider, vermutlich ein anderer, 1331 als vogt zu Immenstaad (Fürstenb. ub. V 415); nach dessen tode wird 1344 die vogtei seinem sohn *Cûnraten* übertragen (ebenda V 475), der sie noch 1352 hatte (ebenda VII 150, 2).

Muss es auch zweifelhaft bleiben, ob würklich der mönch in Salem der verfasser war, und nicht doch, in diesem fall wol später, ein nicht nachweisbarer chorherr in Bischofzell, so viel sehen wir: zuhause war die familie diesseits des Bodensees, wie schon vLassberg wuste (Liedersaal II s. XXVI), wiewol sie auch besitzungen auf der andern seite hatte; hier treten ihre glieder vorwiegend auf, und so werden wir auch die heimat, wo nicht der dichtung so doch des dichters, eher hier zu suchen haben als im Thurgau. auch die sprache deutet, wie ich glaube, darauf hin, und vielleicht sind auch Konrads litterarische vorbilder hier zu finden.

Noch eins zum schluß: es wäre einmal durch handschriftenvergleichung festzustellen, ob die angabe auf der innenseite des vorderdeckels, die den verfasser nennt, von Goldast herrührt oder nicht.

Göttingen. **Ludwig Wolff.**

[1] unter verdoppelung des dichters nimmt dieser freilich noch einen unbekannten *C. de H.*, chorherrn in Bischofzell, als minnesinger und dichter einer *Biblia abbreviata* an.

JMRLenz und die deutsche Romantik. ein kapitel aus der entwicklungsgeschichte romantischen wesens und schaffens von dr **Heinz Kindermann.** Wien und Leipzig, WBraumüller 1925. XVIII und 367 ss.

Ein reiches buch, aus dem ich manches gelernt habe, bei dem ich aber schon den titel beanstanden muss. nicht um den einfluss Lenzens auf die deutsche romantik handelt es sich, wie man zunächst glauben möchte, sondern um Lenz allein. dem

verf. dieser monographie ist bei seiner intimen beschäftigung mit Lenz dessen 'scharf ausgeprägte schaffenscurve auf die romantik zu' aufgegangen (vorw. s. VIII), und nun erscheint ihm selbst sein werk als eine vorarbeit für die entwicklungsgeschichte der romantik, ein stück 'synthetischer' litteraturgeschichte auf 'analytischer' grundlage. ich glaube, der wert des buchs ligt doch wesentlich in der kraft der analyse.

Ich bin weit entfernt, beziehungen zwischen Lenz und der romantik zu leugnen. sollte aber Lenz im ernst als vorläufer der deutschen romantik geschildert werden, so hätte zunächst einmal scharf unterschieden werden müssen zwischen gewissen zügen persönlicher anlage, die Lenz mit einzelnen romantikern gemeinsam hat, und spezifisch romantischen einsichten und überzeugungen, die er gewann und, sei es als denker, sei es als dichter, zuerst zum ausdruck brachte. an zügen seiner anlage die man 'romantisch' nennen kann, fehlt es nicht, und die darauf beruhende verwantschaft ist auch insofern etwas mehr als reiner zufall, als wenigstens einzelne dieser eigenschaften als zeitgebunden[1]) zu bewerten sind. wenn zb. Lenz mit manchen romantikern die eigenheit teilt, 'sich in tatsächlich stattgehabte erlebnisse mit gröfserer intensität und viel höherer leidenschaft hineinzuphantasieren, als ihnen würklich entsprochen hatte, und an diese erphantasierte intensität dann unbedingt zu glauben' (s. 94), so ist ohne weiteres zuzugeben, dass es einer gewissen gunst oder ungunst der zeitverhältnisse bedarf, um solche Tassonatur zur entfaltung zu bringen; in der mittagszeit der aufklärung vermögen wir sie uns kaum vorzustellen. aber anderseits muss doch betont werden, dass es sich dabei durchaus nicht um etwas specifisch 'romantisches' handelt, sondern um eine erscheinung die sich, wenn bestimmte hemmungen, die auch zeitgeschichtlicher art sein können, fortfallen, bei phantasiebegabten menschen verschiedener zeiten und gegenden widerholen wird. oder wenn Lenz mit FSchlegel, den K. über- überhaupt am häufigsten zur vergleichung heranzieht, die neigung zu 'rhapsodischer' (fragmentarischer) darstellungsweise teilt, so ligt auch darin eine gewisse zeitbedingtheit, ja der bestimmte litterarhistorische anlass den man durch die namen Hamann, Herder bezeichnen kann; aber anderseits ist das hier wie dort so ausgesprochen individuell bedingt, dass man das zusammentreffen letzten endes doch zufall nennen wird.

Ganz anders aber ligt es wenn K. zb. s. 45 ff aus der bemerkung, das leben sei ein trüber traum, ein mittagsschlummer, der tod ein unaussprechlich glück, in dem jugendgedicht auf den tod der pastorin Szibalski und die tödliche erkrankung von

[1] vgl. Goethe über Lenz DW. XIV (Weim. ausg. 28,246): *und so litt er im Allgemeinen von der Zeitgesinnung, welche durch die Schilderung Werthers abgeschlossen sein sollte.*



Lenzens schwester eine auf Novalis vordeutende erfassung des todesproblems herauslesen zu dürfen glaubt und FSchlegels wort '*Vielleicht bist du der erste Mensch in unserem Zeitalter, der Kunstsinn für den Tod hat*' auf Lenz anwenden will, wenn er s. 138 den dichter des 'Hofmeister' schon 'aus weiter ferne' (!) an jenem fundament bauen lässt, 'auf dem späterhin Schleiermachers ethik einer vollendung des freien individuellen willens entstand', oder wenn er in einigen theologischen bemerkungen s. 178 einen 'kühnen vorstoſs in der richtung auf Schleiermachers auffassung der religion' sieht. ich würde hierher auch die vorwegnahme romantischer darstellungsformen rechnen, sobald sich zeigen lieſse, dass sie mit bewustsein ergriffen und mit einiger consequenz festgehalten sind. auf diese weise wäre material zu einer würklichen synthese zu gewinnen. aber ich bin, wo K. derartige beobachtungen vorbringt, doch nur sehr selten würklich überzeugt worden, obwol ich gern zugesteh, dass K., indem er andauernd nach unterirdischen verbindungslinien zwischen Lenz und der romantik tiefer schürfend forschte, in vielen fällen schärfer gesehen und seinen helden innerlicher erfasst hat als seine vorgänger, die oft sehr an der oberfläche haften blieben.

Aber das eigentlich entscheidende, wird mir K. entgegenhalten, liege gar nicht in den einzelheiten, über die sich streiten lasse, sondern in der von ihm erkannten entwicklung unseres dichters. er baut sie in 6 capiteln auf: I. 'Pietistisches welt- und ich-erleben'; II. 'Befreiung des lebens und der kunst', III. 'Willkür der weltgestaltung'; IV. 'Kampf als schaffenswille'; V. 'Enthusiasmus der imagination'; VI. 'Ekstase'. K. zeigt zunächst recht gut, wie L.s subjectivismus aus pietistischen wurzeln herauswächst; hier wird man sogar noch schärfer betonen müssen, wie ein gewisses sich-immerwieder-mit-der-eigenen person-beschäftigen, von dem L. nicht loskommt, wie insbesondere eine ausgesprochene neigung zur askese durch die pietistischen jugendeinflüsse gefördert worden ist[1]. K. nimmt schon für die Königsberger zeit einfluss Hamanns an, wenn er auch einräumen muss, dass dieser zur zeit der 'Landplagen' noch nicht den einfluss eines führers gehabt habe (s. 27). die widmungsode der 'Landplagen' bringt er mit Herders 1765 gedruckten gedichten auf Katharina (Suphan 29, 16 und 24) und dessen Vaterlandsode (29, 26) zusammen. geht Lenzens uns lessingisch anmutende maxime '*Handeln und nicht genieſsen, nicht empfindeln, nicht spitzfindeln*' (üb. Götz in Lewys ausg. 4, 312),

[1] 'Die selbstanalyse ist sein eigentliches organ zur welt', bemerkt MSommerfeld Euph. 24, 95; 'man darf hiefür freilich keine parallele zur frühromantik ziehen. die Lenzsche selbstanalyse ist ganz aus dem geist des pietismus geboren — seine 'Lebensregeln' sind ein gegenstück zu Lavaters 'Geheimem Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst' —, und sie ist demgemäſs einzig religiös und moralisch bewegt und gerichtet'.

Handeln macht glücklicher als geniefsen (NMenoza II 6) mit auf kants vorlesungen zurück? vgl. den berühmten schluss (der Träume eines Geistersehers): *Ich schliefse mit demjenigen, was Voltaire seinen ehrlichen Candide nach so viel unnützen Schulstreitigkeiten zum Beschlusse sagen lässt: lasst uns unser Glück besorgen, in den Garten gehn und arbeiten.*

Den rationalistischen einschlag bei Lenz scheint K. mir zu unterschätzen. er lehnt zb. für die aufsätze der ersten Strafsburger zeit ('Entwurf eines Briefes an einen Freund, der auf Akademieen Theologie studiert', 'Versuch über das Principium der Moral') rationalistische tendenzen gegen Rosanow sehr entschieden ab (s. 83). aber anderwärts (s. 122) hebt er doch auch hervor, dass Lenz im 'Hofmeister' 'bei allem streben gegen die culturellen schäden der aufklärung dennoch bestrebt sei, das gesunde an ihren bestrebungen dadurch zu erhalten, dass er es über die einseitigkeit eines rücksichtslosen nivellierens hinausführt und es mit dem neuen menschheitsideal, dem leidenschaftlichen subjectivierungsstreben Rousseauscher herkunft vereinigt'. vgl. auch s. 170 f.

In den anfängen der Strafsburger zeit geht es dann unter Rousseaus und Herders einfluss um die befreiung des lebens und der kunst aus französelnder rococodecadenz mit den etappen: 'Amor vincit omnia'; Plautusübersetzungen; kunsttheoretische aufsätze, abhandlung über Götz, 'Anmerkungen übers Theater', diese wie keine andere schrift in Lenzens geistige structur hineinleuchtend und seinen dichterischen schaffensdrang klarmachend (s. 121). dabei erfreuen eine reihe hübscher beobachtungen, die am wege gefunden werden, so die über die umdichtung des *Plaudite* am schluss des 'Miles gloriosus' in Kalikuts *Klatscht ihr noch?* (s. 72), die zu einer betrachtung über die 'pathologische' und die 'ironische schlufsdynamik' im deutschen drama führt (s. 74), oder die über die eigenartige widergabe des *numquam sinam . . . in domo esse isthac quin ego te liberalem liberem* im 'Curculio' durch *Ich will dich so frei machen wie die Lerche, die vor Muthwillen über Wolken hinauszirkelt* (s. 80).

K.s fähigkeit zu analysieren erscheint alsbald im besten licht bei der besprechung der gedichte '*Wo bist du itzt, mein unvergesslich Mädchen?*' (s. 94 ff.) und '*Ach, bist du fort?*' (s. 99 ff.), an denen er recht anschaulich macht, wie bei aller nachwürkung anakreontischer elemente doch als ein neues 'der wahrhaftigkeitsgrad der erlebnisdarstellung' hervortritt und wie der neue gehalt auch eine neue form findet. Zu s. 101 ff ist zu bemerken, dass auch in 'Pyramus und Thisbe' 1, 3 mit fünf hebungen aus dem strophischem schema herausfällt; man muss also vorsichtig sein bei der entscheidung der frage, wo bei L. bewuste kunst, wo gleichgültigkeit gegen die form vorligt. einen höhepunct

bildet auch die analyse des 'Hofmeisters'. den einfluss Diderots stellt K. in frage (s. 136); der ist ihm erst bei dem 'familiengemälde' 'Die beiden Alten' (s. 203 f) sicher.

Nach dem 'Hofmeister' sieht dann K. eine art bruch oder richtiger einen sprung in L.s entwicklung. 'Solange Lenz in angemessnen grenzen um die befreiung von leben und kunst kämpfte', heifst es s. 157, 'lag diesem freiheitsstreben stets ein wirklichkeitserfassen zugrunde. . . an solcher positiven lebensverbundenheit aber vermochte Lenzens schwankende natur nicht festzuhalten'. Friederike Brion, die conflicte mit den baronen Kleist, Cleophe Fiebich hätten als verhängnisvolle erlebnisse ihm die kraft genommen, 'der leidenschaft seines draufgängertums einhalt zu tun': 'da schoss sein schaffen weit übers ziel hinaus — und endete in der willkür des gestaltens'. K. spricht nun mehrfach von Lenzens 'willkürepoche', als deren äufserster exponent ihm das 'Tagebuch' gilt (s. 200), gelegentlich im gegensatz zu der früheren 'gelassenheitsepoche' (s. 196). darauf folge dann wider ein rückschlag (s. 200). die gabe der selbstüberschauenden ironie sei L. auch in dieser entwicklungsphase treu geblieben; 'mehr noch: sie ist selbst anstofs zu solcher gestaltungswillkür geworden, sodass L.s schaffen auf dieser strecke seiner entwicklung im grofsen und ganzen zwei antriebursachen zugrunde liegen: undisciplinierte leidenschaft und ironischer skepticismus' (s. 157). diesen findet K. besonders im 'Neuen Menoza', den er als ein werk eindringender gesellschaftskritik und als vorläufer für die 'reihe geistsprühender romantischer spottdramen, die mit Tiecks Gestiefeltem Kater einsetzt', gewertet wissen will (s. 183). der wahl der handlung und ihren einzelnen Motiven habe L. selbst nicht die geringste wichtigkeit beigemessen. Tandis und Wilhelminens überschwängliche rousseauische gefühlsmäfsigkeit sei für ihn gewis problematisch.

Dass das 'Tagebuch' als dichtwerk behandelt wird, ist verdienstlich. frühere beurteiler waren gewis zu sehr geneigt, es nur als autobiographisches document zu nehmen. aber wenn es K. als 'das erste dichterische werk willkürlicher selbstbespiegelung' bezeichnet, 'in dem bewusst abgezielt wird auf eine realisierung der „schönsten situation“', wenn er es als einen vorläufer der 'Lucinde' behandelt, so werden damit doch die rätsel die uns dies sonderbare werk aufgibt nicht gelöst, sondern mit einer geistreichen redewendung beiseite geschoben. wer die bewusten künstlerischen absichten des 'Tagebuchs' würdigen will, kommt nicht um die banale frage herum, wieweit L. die seltsamen vorgänge die uns das 'Tagebuch' erzählt, in würklichkeit erlebt, wieweit er sie für den ich-roman erfunden hat. ich für meine person weifs nicht einmal sicher zu entscheiden, ob die aufzeichnungen, wie die vorbemerkung an Goethe behauptet, würklich noch während der erlebnisse nieder-

geschrieben, oder ob sie erst nachher entstanden sind. das erstere hat trotz der stilisierenden dekaden manches für sich; man scheint es allgemein anzunehmen, und auch K. leugnet es nicht geradezu ab. dann aber wird man auch annehmen müssen, dass sich L. täglich beim niederschreiben seines romans in ihn hineinphantasierte und seine phantasieen alsbald in würklich begangene torheiten umsetzte. von einem souveränen schweben über dem stofflichen, was ich in diesem falle als 'romantisch' empfinden würde, kann dabei aber doch nicht die rede sein.

'Misverständnis und ablehnung von seiten der zeitgenossen', so zeichnet K. s. 257, das entwicklungsbild weiter, 'trieb Lenz wider in sturm- und dranggrenzen zurück, aber dies ringen um geistige und seelische reinheit des eigenen volkes musste für seine aus der inbrust des heifsblütigen pietismus hervorgegangene begabung . . . zum mafslos fanatischen kampf werden'. das vierte capitel führt nun die überschrift 'Kampf als schaffenswille'. in ihm ist häufiger von Lenzens objectivierungswillen die rede. im mittelpunct stehn 'Die Soldaten', die polemik gegen Wieland und das 'Pandämonium germanicum'. da hier die linie von der romantik etwas abbiegt, will ich auf einzelheiten nicht eingehn. ich bemerke nur, dass es K. nicht unterlässt, etwa in 'Menalk und Mopsus' den 'romantischen sarkasmus' hervorzuheben und auf die 'stufenleiter bis zu Wilhelm Schlegels im Athenäum erschienenem Wettgesang der Dichter Voss, Matthisson und Schmidt von Werneuchen' hinzuweisen (s. 239), oder der journalistenscene des 'Pandämonium' 'eine völlig über die sturm- und drang-ausdrucksform emporragende symbolisierungskraft' zuzuschreiben, 'die in manchem zug geradezu an den romantisierenden teil des zweiten Faustteiles gemahnt' (s. 255). die aufserordentliche wandlungsfähigkeit Lenzens ist ihm 'ein vorbote der kaleidoskopartigkeit romantischer geistesentwickelung' (s. 247).

Tiefer werden wir wider im 5. capitel in die vergleiche mit der romantik hineingezogen. die überschrift 'Enthusiasmus der imagination' besagt folgendes. in seinen erst 1918 von Schmitz-Kallenberg veröffentlichen 'Briefen über die Moralität der Leiden des jungen Werthers' (jan./märz 1775) leitet Lenz Werthers verhalten ab aus seinem '*Enthusiasmus für wirkliche Vorzüge, für weiblichen Werth, . . . für ein Ideal*'; er erklärt, '*die Gleichgültigkeit gegen alles was schön und fürtrefflich ist*' für '*das einzige Laster der Welt*'. dieser 'ruf zum enthusiasmus', der schon im 'Pand. germ.' erklingt, bei dessen besprechung K. auch an FSchlegels Jenaer These '*Enthusiasmus est principium artis et scientiae*' und an Brentanos 'Philister vor, in und nach der Geschichte' erinnert (s. 255), verbinde sich hier zum erstenmal mit dem liebesproblem, und damit vollziehe sich eine neue wendung in L.s geistiger entwicklung. K. hat gut und scharf-

sichtig bemerkt, dass in den 'Moralischen Bekehrungen eines Poeten' etwas von der liebesauffassung der romantik aufblitzt, wie wir sie etwa in Schleiermachers 'Vertrauten Briefen über die Lucinde' antreffen (s. 275). 'Die Liebe auf dem Lande' (s. 289) und selbst die dramatische phantasey 'Der Engländer', die K. wol richtig in den winter 1775—6 verlegt (s. 294), schliefslich auch der trauerspielentwurf 'Zum Weinen' (s. 293; über die datierung vgl. Ballhof Euph. 22, 702 ff.) rücken dadurch in ein neues, aber doch einseitiges licht. denn es sind in wahrheit nicht würkliche einsichten, die das individuum L. über sich hinausheben und impulse einer höheren lebensführung werden, wie man es von erlebten einsichten erwartet. im gegenteil: wir sehen ihn nun immer mehr als das opfer sehr selbstischer sehnsüchte. das 'ahnen des unendlichen in den anschauungen' (vgl. s. 41) nimmt stellenweise recht irdische formen an. das hauptwerk dieser epoche 'Die Freunde machen den Philosophen' (s. 308) führt in 'ein land absoluter imagination' — in ein land wo ein Albert so ideal gesinnt ist, dass er der welt als gatte seiner Lotte gelten und einem Werther seine rechte einräumen will. wo bleibt der enthusiasmus? wenn man ihn nicht etwa in dem glauben sehen will, dass es neben sehr selbstsüchtigen freunden auch solche von phantastischem altruismus gebe. was Erich Schmidt 'schon stark pathologisch' nannte, bezeichnet K. als 'solipsistische einstellung', die nicht nur das einseitige verhältnis Strephons zu seinen mitmenschen, sondern auch seine andauernde selbstcontrolle zur folge habe; dass die vorgänge eine folge von selbstenthüllungen Strephons sind, findet er 'typisch romantisch'. mag sein dass es vergleichspuncte gibt, aber bewegt sich hier würklich L.s schaffenscurve auf die romantik zu, oder nimmt sie eine wendung, die man nur noch als ausgesprochen Lenzisch bezeichnen kann?

Als letztes stadium erscheint die 'Ekstase', oder wie deutlicher gesagt wird, die 'ekstatische dissonanz'. während in den werken jener entwicklungsstufe, die als 'enthusiasmus der imagination' charakterisiert wird, der glaube an eine mögliche erfüllung die basis für das imaginationserlebnis abgab, geht im zustand bewuster ekstase selbst diese letzte basis verloren: 'der mensch sucht seine glückseligkeit im selbstbetrug' [1]. wenn man würk-

[1] K. hätte Lenz an Lavater bei Freye-Stammler n. 176 (nach dem 24. 5. 76) citieren können: *Ich verlange nichts, fodere nichts als einen Schatten [die Silhouette Henriettens v Oberkirch] — einen Schatten, der mich allein an diese Welt binden kann, die mich in allen meinen Verhältnissen gepeinigt. Ich will nicht müssig gehen in meiner Einöde, aber ich muss etwas haben, das meine Kräfte aufrecht erhält, das mich dem grofsen Ziel entgegensport, um des willen ich nur lebe. Ich weiss sehr wohl, dass dies Schatten, dass es ein Traum, dass es Betrug ist, aber lass — wenn es nur seine Wirkung thut.*

lich diese letzte entwicklungsphase so scharf von der vorletzten scheiden kann, worin ligt das romantische? K. macht uns beiläufig auf die compositorische anlage des dieser epoche zugerechneten fragments 'Der Waldbruder' aufmerksam, mit seinem concentrisch verlaufenden vielerlei von briefen (s. 316). aufserdem aber, und das ist wol wichtiger, findet er in einer stelle des 'Waldbruder', wo von der andacht einer katholischen frau die rede ist, die von der ganzen lateinischen predigt in der kirche immer nur einen gewissen namen versteht, in ein paar lyrischen gedichten und in den entwürfen zur 'Katharina von Siena' den übergang zu mystischer religiosiät. die entwürfe der 'Katharina von Siena' bilden den schlusspunct bis zu dem K. die linie der Lenzischen geistesentwicklung führt. sie sind also sozusagen die probe aufs exempel. aber diese probe — versagt. K. hält das 'religiöse schauspiel', d. h. die fassung C der 'Katharina' für die späteste der drei von von Sivers und Weinhold mitgeteilten fassungen und lehnt eine auseinandersetzung mit Wesles ausführungen Zfdph. 46, 229 ff aus raummangel ab. Wesles resultat widerspräche der L.schen geistesentwicklung. ich glaube, bei den ausführlichen analysen die K. anderen L.schen dramen widmet, wäre gerade hier eine eingehnde behandlung am platze gewesen. die priorität von C hat mir Wesle hinlänglich wahrscheinlich gemacht, auch dass C mit ausnahme von C 2, 12, 8 nach Strafsburg, A und B nach Thüringen fallen [1]. ich nehme an, dass Lenz auf sein thema geführt wurde, weil er wuste dass Correggio das verlöbnis der hl. Katharina gemalt hat, vielleicht einen stich sah, und weil er damit die bekannte, allgemein dem Correggio zugeschriebene, heut ihm abgesprochne 'büfsende Magdalena' der Dresdener galerie combinierte. so kam er zu einem büfsenden höhlenleben der heiligen und zu der figur des malers Correggio, dessen namen er, wie Wesle richtig gesehen hat, später in Rosalbino umänderte, wol weil er kein historisches, sondern ein bürgerliches drama schreiben wollte. Wesle hat gewis recht wenn er annimmt, dass das bauernmädchen sehr unitalienisch zuerst Rik(e) nach Friderike Brion hiefs, dann in Nice (C 9. A 1 act II, 1), zuletzt in Aurilla umgetauft wurde und dass C 8 uns ganz deutlich verrät, woher das motiv Correggio-Rosalbino zwischen den beiden frauen Rike-Nice-Aurilla und Katharina stammt: die abhängigkeit, in der C 8 von Goethes 'Stella' steht, ist einfach schlagend. wenn nun aber Lenz aus einem tiefsinnig angelegten religiösen drama ein 'künstlerschauspiel' machte, indem er damit in ihm gewohnte gleise zurückbog, so ist das so unromantisch wie möglich. zu allem überfluss aber haben wir aus dieser periode doch auch den von K. mit stillschweigen

[1] Vgl. auch Ballhof Euph. 22, 709.

übergangenen 'Landprediger', der sicherlich erst nach dem 24. mai 1776, dem datum der ersten aufführung von 'Erwin und Elmire' entstand (vgl. brief an Lavater bei Freye-Stammler n. 176). er führt uns plötzlich in die nachbarschaft von Goldsmith, also recht weit ab von aller romantik.

Ich habe mich im wesentlichen negativ verhalten müssen und dadurch vielleicht ein zu ungünstiges gesamtbild gegeben. auf die vielen wertvollen einzelheiten, die auch in den anmerkungen stehn, kann ich nicht eingehn. gern weis ich daher zum schluss noch einmal darauf hin, dass doch jeder der sich eingehnder mit Lenz beschäftigt, das buch von K. auf schritt und tritt heranzuziehen und sich mit ihm auseinanderzusetzen hat [1].

Jena 12. 4. 25. **Victor Michels.**

[1] [Während der drucklegung geht mir von der redaction d. Anz. K.s Wiener antrittsvorlesung zu: 'Entwicklung der sturm- und drangbewegung. sonderabdr. aus Germanistische Forschungen, festschr. ... d. Wiener akad. Germanistenvereins. Wien, Österr. bundesverlag 1925. 20 ss.'. das schriftchen bietet in mancher beziehung eine ergänzung. K. fasst die sturm- und drangbewegung etwas weiter als andere; er scheidet 3 stufen: 1) 'Wegbereitung', a) aus der aufklärung: Kant—Lessing—Gerstenberg; b) aus dem pietismus: Hamann—Lavater; 2) 'Befreiung d. lebens u. der kunst' (s.o.): Herder—Rousseau—Goethe in Strafsburg (Lenz 2. periode); 3) 'Klärung': a) streben nach objectivierung des irrationalen: Goethes weg; b) subjectivierung: Lenz 3.—6. per.; weg z. romantik.]

LITTERATURNOTIZEN.

Jahresberichte des Literarischen Zentralblattes 1. jahrg. 1924. Leipzig, Börsenverein d. deutschen buchhändler 1925. 8°: 11. band, Germanische sprachen und literaturen (ausschliefsl. englisch) bearb. von **Wilhelm Frels.** 195 ss. 6 m.; 16. band, Volkskunde bearb. von **Eugen Mogk** und **Wilhelm Frels** 60 ss. 2 m. — Nachdem das Literarische Centralblatt die rolle und das ansehen als kritisches organ, die es unter Friedrich Zarncke lange jahre besafs, mehr und mehr eingebüfst hatte, ist es mit seinem übergang in den besitz des Buchhändler-börsenvereins eine ausgesprochene referieranstalt geworden und hat sich damit unzweifelhaft eine neue existenzberechtigung erworben. daraus hervorgegangen sind nun auch die zusammenfassenden jahresberichte für die einzelnen wissenschaftsgebiete, deren schon im april d. j. 24 für das jahr 1924 erschienen waren: als ganzes eine höchst achtungswerte leistung, die der arbeitskraft und dem organisationstalent des herausgebers dr W. Frels (bibliothekar an der Deutschen bücherei) ein glänzendes zeugnis ausstellt. F. selbst hat das 16. heft bearbeitet und nach dem frühen rücktritt von E. Mogk grofsenteils

auch das 16te. der hauptvorzug dieser bändchen ist ihr frühes erscheinen, auf vollständigkeit können und wollen sie keinen anspruch machen. der druck ist im allgemeinen sorgfältig, fehler wie 11, 26, wo mir eine notiz über 'Schildburg' (st. Schilbung) zugeschrieben wird, sind selten. E. S.

T a c i t u s' G e r m a n i a erläutert von **Heinrich Schweizer-Sidler,** erneuert von **Eduard Schwyzer.** 8. aufl. (3. der neubearbeitg). m. 6 abbildungen und 1 karte. Halle, Waisenhaus 1923. XIV u. 164 ss. 8⁰. 3 m. — Die altbewährte ausgabe seines grofsoheims und lehrers (sie erschien zuerst 1871) hat von der 6. auflage ab Ed. Schwyzer in seine gewissenhafte und unermüdliche obhut genommen und den sachcommentar, in dem von vornherein der hauptwert des buches lag, immer reicher ausgebaut: mit einer höchst respectabeln kenntnis der philologischen und historischen, linguistischen und archäologischen litteratur, sodass das werk nunmehr ganz als das seine erscheint. der ehrgeiz eigenes zu bieten ist Schwyzer freilich ebenso fremd als er Schweizer war: aber der kritik hat er sich selbstverständlich nicht begeben, und diese ist im allgemeinen eine gesunde, wenn auch nicht scharf genug, um so manche einfälle fernzuhalten die das verdienten. meinen beifall hat die grundsätzliche zurückhaltung in der deutung der völkernamen. einzelnes gute hätten GWilkes Archäologische erläuterungen zur Germania (Leipz. 1921) beisteuern können. von Schwyzer rührt die neugestaltung des commentars, die abtrennung der 'Litteraturnachweise und excurse' (anhang II) her und in der neusten auflage ein III anhang: 'Ausgewählte, besonders culturgeschichtliche stellen über Germanien und die Germanen aus andern antiken quellen': von Herodot und dem alten Periplus (Avien) bis auf Priscus (s. 139—164), also etwas ähnliches wie es Müllenhoff in der 'Germania antiqua' bot, aber doch mannigfaltiger. — Der nicht einfache druck verdient das lob der sauberkeit — weniger gutes ist von dem papier zu sagen, dafür aber der recht mäfsige preis anzuerkennen. E. S.

T h e H e l i a n d m a n u s c r i p t Cotton Caligula A. VII in the British museum. a study by **R. Priebsch.** Oxford, Clarendon press 1925. 5 taf. u. 49 ss. 8⁰. — Es ist gewis merkwürdig, dass, seit den tagen Schmellers, die herausgeber des Heliand, und auch diejenigen welche den Cottonianus selbst collationiert haben wie Sievers und Piper, der frage nach der heimat dieser hochinteressanten hs. gegenüber gleichgiltig geblieben sind; und da inzwischen andere gelehrte, die nie einen blick in den codex getan hatten, sich, wie es ihnen eben passte, bald für England, bald für Deutschland entschieden, war es höchste zeit, dass die sache von einem paläographisch geschulten germanisten an ort und stelle gründlich untersucht wurde. das ist nun durch Priebsch geschehen, und wir sind ihm dafür herzlich dankbar.

die genaue prüfung des paläographischen und orthographischen charakters der handschrift wie zuletzt der initial-ornamentik ergibt das zweifellose resultat, dass die handschrift in einer schreibstube des südlichen England in der zweiten hälfte, wahrscheinlich erst im letzten viertel des 10 jahrhunderts entstanden ist, in der hauptsache als das werk éines schreibers, dessen vorlage aber mehreren correctoren zugänglich blieb. die frage, ob es sich bei der eigenartigen durchsetzung der karolingischen minuskel mit insularen gepflogenheiten um einen Engländer handelt der lange zeit auf dem festlande geweilt hat, oder um einen Niederdeutschen (Niederländer?) der in England heimisch geworden ist, bleibt zunächst unentschieden. ihr tritt P. dann des weitern, anregungen von bischof Stubbs und neuern gelehrten folgend, näher, indem er einmal die copie des Heliand C in engen und durchaus plausibeln zusammenhang mit der entstehung der Genesis-interpolation bringt, deren datierung für dieselbe zeit gesichert erscheint, dann aber den englisch-niederländischen culturbeziehungen eben des ausgehnden 10 jh.s nachspürt. so gelangt er vermutungsweise zu einer ganz bestimmten persönlichkeit, von deren namen wir wenigstens den anfangsbuchstaben B kennen: es wäre der verfasser der ersten vita des hl. Dunstan, der unter dessen unmittelbarem nachfolger Aethelgar von Canterbury schrieb, ein Engländer der seine studien an der kathedralschule von Lüttich gemacht hat und nach dem tode des bischofs Everaker (971) heimgekehrt ist. so würden sich auch die niederfränkischen sprachspuren gut erklären, die s.z. Heyne veranlassten, den Cottonianus geradezu als niederfränkisch anzusprechen. — Die ganze abhandlung ist im hohen grade lesenswert: sie unterscheidet scharf die sicheren ergebnisse vom hypothetischen und stellt unsern codex wie die Genesis-interpolation einleuchtend hinein in eine bedeutungsvolle culturströmung des englischen Benedictinertumes. **E. S.**

Wilhelm Koch, Die Altmühl-fisch- und wasserverordnungen vom 14. bis 18. jahrhundert. Gunzenhausen, buchdruckerei d. Altmühl-Boten. 1925. 14 ss. kl. 8⁰. — Altbayrische fischereihandschriften. sa. aus d. Allgem. Fischerei-zeitung 1924. 25. 24 ss. gr. 8⁰. — Der verfasser, badischer landesfischereiinspector, hat seit jahren den alten fischerei-verordnungen und anderer einschlägiger litteratur eifrig nachgeforscht, und was er hier bietet ist zugleich von culturgeschichtlichem und sprachlichem interesse. die von den bischöfen von Eichstätt und den markgrafen von Brandenburg-Ansbach ausgehnden verordnungen für die fischerei in der Altmühl bringen aufser den namen der fische allerlei ausdrücke für die fischpflege, den fischfang und die fanggeräte sowie für die rechtsverhältnisse. — Noch viel reichhaltiger ist das zweite heft, das z.tl umfangreiche handschriftliche texte verschiedener art aus Tegernsee,

München und Salzburg (1500—1712) ausbeutet und insbesondere für angelsport und teichwirtschaft eine fülle wertvoller daten liefert. ganz besonders interessant ist was wir über die höchst manigfaltigen arten des köders und die verwendung künstlicher fliegen der allerverschiedensten zurichtung erfahren: übrigens ein sport der bis ins römische altertum zurückreicht. nebenbei fällt auch einiges zum commentar des Ruodlieb ab (s. 3): die verwendung der 'buglossa' z.b. bezeugt auch das Tegernseer Fischereibuch von 1500. **E. S.**

Grundzüge der deutschen volkskunde von **Hans Naumann.** Leipzig, Quelle & Meyer 1922 [Wissenschaft und bildung 181]. 158 ss. 8°. — N. will zeigen, auf welche weise die volkskunde über das stadium des sammelns und vergleichenden zusammenstellens hinaus zur wissenschaft erhoben werden kann. seine methode ist die von John Meier in der volksliedforschung gewonnene, von N. schon in seiner aufsatzsammlung 'Primitive gemeinschaftscultur' (1921) erfolgreich auf weitere stoffgebiete volkskundlicher forschung übertragene fragestellung: gemeinschaftserzeugnis oder 'gesunkenes' culturgut? deren anwendung auf den gesamten complex der deutschen volkskunde er in den 10 capiteln seines buches an ausgewählten beispielen durchführt. das bedeutet in der tat einen entscheidenden schritt vorwärts, und ich kann, trotz gewisser bedenken im einzelnen, nur wünschen, dass die volkskundliche forschung sich die hier gebotenen anregungen kräftig zu nutze machen möge. — Aber wir wollen uns doch nicht verhehlen, dass wir auch mit diesem schritt über eine ihrer methode und ihres zieles zwar bewustere, aber noch immer nur vorbereitende herrichtung des materials nicht hinauskommen. ich besorge dabei weniger, dass der forscher, durch die feststellung von 'gesunkenem culturgut' allzu leicht befriedigt, die schöpferischen kräfte aufser acht lassen könnte, die in aneignung und umformung des culturguts durch die primitiveren volksschichten, wenn auch unbewust, würksam sind; N. selber jedenfalls träfe ein solcher vorwurf nicht. wol aber denk ich an einen mangel in N.s ausführungen, für den mir die überschrift des 4. capitels symptomatisch zu sein scheint. in diesem capitel mit der überschrift 'Primitiver gemeinschaftsgeist' spricht N. über die bezeichnenden psychischen züge primitiven gemeinschaftslebens, wie sie sich auch im deutschen volke noch zeigen, über das nachbarschaftswesen, die spinnstuben und die burschenschaften, die primitiven charakterzüge und die prälogische denkweise mit ihren überall ähnlich widerkehrenden vorstellungen der 'niederen mythologie'. — warum aber heifst dies centralcapitel der deutschen volkskunde nicht 'deutscher gemeinschaftsgeist'? die antwort ligt nahe: weil wir noch nicht imstande sind, die unterscheidenden, deutsches von fremdem volkstum abhebenden züge wissenschaftlich aufzuzeigen. oder

leugnet N. etwa das vorhandensein solcher züge? ich habe vergeblich nach irgend einer äufserung darüber gesucht. dementsprechend fehlt auch jeder hinweis darauf, dass es neben der von N. geforderten methode volkskundlicher forschung noch eine andre gibt und notwendig geben muss: die der vergleichung über die volksgrenzen hinaus, uzw. einer vergleichung die nicht nur nach dem gleichen, dem allgemein menschlichen, primitiven, sondern daneben gerade auch nach dem unterscheidenden fragt. mit andern worten: N. scheint mir die doch auch von ihm vorgetragene erkenntnis, dass die an gesunkenem culturgut genährte deutsche volkscultur auch in ihren conservativsten teilen im langen lauf der deutschen geschichte doch über die stufe 'reiner' primitivität längst weit hinausgewachsen ist, nicht zu ihrer letzten folgerung entwickelt zu haben, zur forderung einer wissenschaft und methode der deutschen volkskunde, der gerade der begriff der deutschen sonderentwicklung auch in den nur langsam sich wandelnden bäuerlichen kreisen unserer volksgemeinschaft zum problem geworden ist. **F. Ranke.**

Volkstumskunde im unterricht der höheren lehranstalten von **Friedrich Lüers.** Frankfurt a. M., Diesterweg 1924. XII u. 154 ss. — Wer etwa noch nicht davon überzeugt war, dass eine solide volks- und heimatkundliche durchbildung des lehrers den unterricht in den meisten schulfächern, insbesondere in deutsch, geschichte und religion, aufs wertvollste zu bereichern, zu vertiefen und zu beleben vermag, der könnte es vielleicht aus den ausführungen dieses buches lernen, in dem der Münchener schulmann und volkskundler seine wünsche und forderungen nach dieser richtung aus praktischer lehrerfahrung, gründlicher sachkenntnis und echter liebe zur deutschen jugend heraus vorträgt und an instructiven beispielen erläutert. für die universitäten erhebt L. die sehr berechtigte forderung von lehrstühlen der volkskunde und instituten für heimatforschung (deren eines zb. Bonn seit einigen jahren besitzt, ein andres in Königsberg soeben begründet worden ist), die dem suchenden durch vorlesungen, sondercurse, arbeitsgemeinschaften und wissenschaftliche excursionen die grundlagen zu eigener weiterbildung vermitteln. — Dass der bisherige, eine gewisse zersplitterung der interessen begünstigende unterrichtsbetrieb an den höheren schulen in dem buche für mein empfinden unverdient schlecht wegkommt, sei dem eifrigen vorkämpfer berechtigter forderungen nachgesehen. wenn L. sich aber erst von den in seinem sinne zu 'einer tiefen und festen erkenntnis und kenntnis des eigenen volkstums' erzogenen schülern die zur verteidigung des vaterlandes erforderliche spannkraft verspricht, so fordert das doch zu der gegenfrage heraus: hat denn nach seiner ansicht die in der alten weise vorgebildete deutsche jugend von 1914 in heimatliebe und deutschheit würklich so arg versagt?

F. Ranke.

Volkskundliche bibliographie für das jahr 1920. im auftrage des Verbandes deutscher vereine für volkskunde herausgeg. von **E. Hoffmann-Krayer.** Berlin u. Leipzig, W. de Gruyter & co. 1924. XVIII u. 212 ss. geh. 6 m. — Das jahr 1920 der 'volkskundlichen bibliographie' steht unter dem zeichen beginnenden wideraufbaus: starkes anschwellen der deutschen publicationen, bessere erfassung der ausländischen litteratur, finanzielle und geistige unterstützung durch eine grofse anzahl ausländischer gelehrter (deren namen die ehrentafel und die vorreden nennen) deuten auf die sich anbahnende verfestigung der verhältnisse im innern und die ersten anfänge einer widererstehnden internationalen wissenschaftsgemeinschaft. die bibliographie verzeichnet 2768 nrr.: über 1000 nrr. mehr als die des vorjahrs. die einteilung ist die altbewährte, nur die unterabteilungen 'Heldensage' und 'Museen' sind mit recht fortgelassen (durch ein versehen sind die 'sagor' der nrr. 2252—2256 unter die 'sagen' geraten anstatt unter die märchen). John Meiers dank an den unermüdlichen und entsagungsvollen herausgeber der immer unentbehrlicher werdenden bibliographie, E. Hoffmann-Krayer in Basel, ist allen auf dem gebiet der volkskunde arbeitenden aus dem herzen gesprochen. **F. Ranke.**

Hávamál, tolket af **Finnur Jónsson.** København, Gad 1924. 170 ss. 8⁰. — Der vorliegende commentar der Havamal ist nach der absicht des verf.s nicht nur für studierende, sondern auch für weitere wissenschaftlich orientierte kreise bestimmt. der nachdruck ligt auf der wort- und sacherklärung. doch wird anders als bei Heinzel auch auf die höhere kritik des liedes eingegangen.

Die einrichtung ist folgende: die strophen stehn fortlaufend in handschriftlicher und kritisch hergestellter gestalt neben einander. dann folgt jedesmal eine mehr oder weniger ausführliche erläuterung und eine kritische begründung von des verf.s resultat, die in einer möglichst sinngetreuen prosaischen dänischen übertragung mündet.

Wort- und sachkritik sind der anlage des buches gemäfs praktisch und zweckmäfsig gestaltet. die kritischen auseinandersetzungen sind natürlich, da die erläuterung an sich vorwiegt, im einzelnen beschränkt. doch beeinträchtigt dies den wissenschaftlichen wert des buches nicht. abweichende ansichten kommen in guter und praktischer auswahl zur geltung, und es fehlt nicht an neuen, oft recht einleuchtenden erklärungen und besserungen des verf.s. in der tat also, wie es sich die alten Havamal selber wünschen, *allþǫrf ýta sonum.*

Wird man das gleiche urteil auch über die partieen des buches fällen, die sich mit der höheren kritik beschäftigen? ich glaube es kaum. es wird ganz gewis manche geben, die angesichts der so grofsen schwierigkeit einer solchen gerade einer

dichtart wie dieser gegenüber und angesichts der bisherigen zum teil fundamental einander widerstreitenden ergebnisse der forscher nachgerade überhaupt auf eine höhere kritik verzichten möchten. ihre bejahungsfreudigkeit einer solchen wird durch dieses buch kaum gestärkt werden.

Glücklich behandelt find ich die höhere kritik in diesem buche auf keinen fall. zunächst schon die äufsere anordnung. sie ist teils in dem laufenden commentar der einzelnen strophen untergebracht, teils in summarischen zusammenfassungen. übersichtlich hat der verf. dabei weder das ergebnis seiner eigenen forschung noch die der von ihm bekämpften gegner gemacht. dass letzten endes Müllenhoffs grundlegende arbeit im V bande der Deutschen Altertumskunde es ist, auf welcher und im gegensatz zu der noch heute sich mit wenigen ausnahmen die forschung aufbaut, tritt nicht mit der wünschenswerten deutlichkeit hervor.

Als besonders seltsam ist mir die behandlung von Heuslers akademischer abhandlung über die beiden gröfseren sittengedichte der Havamal aufgefallen. man mag sich zu dieser schrift stellen wie man will, unbestritten ist doch wol, dass hier eine ungewöhnlich feinsinnige und bis in alle einzelheiten tiefdurchdachte betrachtung vorligt. jedenfalls ist es die seelisch erschöpfendste behandlung die diese gedichte bisher erfahren haben. gerade für die die in diese studien eintreten, haben sie m.e. einen eminent erziehlichen wert. Finnur Jónsson streift sie mit wenigen flüchtigen bemerkungen, die gar keinen begriff von ihrem inhalt und ihrer wesenheit geben. und doch kann ich ein äquivalent in Jónssons eigenen ergebnissen beim besten willen nicht finden.

Die radicalen eingriffe Jónssons, namentlich bei den Loddfafnismal, halt ich nicht für geeignet, die wahrscheinlichkeit von Heuslers umstellungstheorie zu erschüttern. will man die hoffnung nicht ganz aufgeben, hier zu einem ursprünglichen bestand vorzudringen, fährt man immer mit seiner methode noch am besten. ich habe wenigstens nur hier der überlieferung gegenüber den eindruck eines zugleich wolgeordneten ganzen und eines trotz aller einzelschattierungen merkwürdig einheitlichen culturhintergrundes der alten dichtung empfangen. **F. Niedner.**

Die oben s. 152 angesagte notiz über **Levison** folgt in heft 4.

MISCELLEN.

Zu Zs. 58, 159. Strecker hat versucht, im Dolopathos zwei Archipoeta-citate nachzuweisen. für das erste ist der versuch geglückt; im zweiten fall freilich bin ich nicht überzeugt: hier reicht der verweis auf Luc. 16, 3 durchaus zur erklärung der übereinstimmung aus.

Ich möchte im anschluss daran auf ein zweifelloses Archipoeta-citat bei Andreas Capellanus, dem scholastiker der liebe hinweisen. es ist umso wertvoller, als es an alter dem citat des Dolopathos nur wenig nachsteht. Andreas legt einer frau die worte in den mund (De amore rec. Trojel s. 184): '*Monstruosum namque iudicatur a cunctis, si quis in igne positus non uratur*'. in der form des ausdrucks ligt schon ein hinweis darauf, dass wir es mit einem citat zu tun haben. also auch Andreas hat die beichte gekannt, von der wenig nach ihm Giraldus Cambrensis die 11. und 12. strophe citiert (Opera ed. Brewer IV s. 293 in Speculum ecclesiae c. XV dist. IV). noch viele solcher citate werden sich bei systematischer forschung finden lassen; sie sind für textgeschichte und textrecension unter umständen wichtig. einige bemerkungen zu text und verständnis des Archipoeta behalte ich einem gröſseren aufsatz vor. gegenwärtig mach ich nur noch darauf aufmerksam, dass nr 2 des Archipoeta (in der folge bei Manitius) auch in einer sammelhandschrift von SEmmeran (jetzt Staatsbibl. München) überliefert ist. die handschrift, auf 1351 datiert, ist benutzt bei Dreves-Blume Lat. hymnendichtung II (Leipzig) 1909 s. 429 ff.

Jena. **Hennig Brinkmann.**

Nochmals die abfassungszeit der Judith. Schröders besprechung von Palgens Judithausgabe oben s. 31 ff hat mich veranlasst, die frage der abfassungszeit nochmals zu erwägen. ich bin mit Sch. darüber einig dass 1254 unmöglich ist, selbstverständlich auch aus inneren gründen, wie ich PBBeitr. 43, 168 schon andeutete, wenn ich dort vom 'ganzen charakter' des werkes sprach. die erklärung der zahlenangabe 1254 als entgleisung 1354 ist an sich natürlich durchaus denkbar. trotzdem bin ich nicht überzeugt. mir scheint Wiener Oswald 49 mit der verschreibung *zwenzic* für *sibenzic* eine schlagendere parallele zu dem an der Judithstelle anzunehmenden fehler zu bieten, als der fehler in der urkunde von 1321 auf den Sch. verweist. ferner ist zu beachten: mit allen anderen gereimten bibelübertragungen des ordens kommen wir zeitlich nicht weiter herab als in das ende des vierten jahrzehnts des 14 jahrhunderts, auch mit dem Esra. um die mitte des jahrhunderts hat man im orden offenbar den übergang zur prosaübertragung der bibel vollzogen (s. Zeitschr. f. d. d. unterricht 30, 368 f). die Judith stünde mit 1354 doch zu weit auſserhalb der litterarischen bewegung. ich möchte deshalb an 1304 festhalten, was ja auch noch etwas früh, aber doch auch nach dem stilcharakter des werkes nicht zu früh ist.

Marburg. **Karl Helm.**

Zu Ulrich von Zatzikhoven. Die von OHannink 1912 in Wien selbst vergeblich gesuchten und dann von WRichter (vgl. Zs. 55, 296) glücklich aufgespürten Goldhahnschen frag-

mente des Lanzelet (Hahns G, s. XIX) sind 1919 in den besitz des Wiener antiquars dr ISchwarz übergegangen und von ihm, nachdem die Berliner Staatsbibliothek sie anscheinend abgelehnt hatte, an den buchhändler RJaschke in London verkauft worden, von dem ich sie unlängst erworben habe. ich habe dem herrn herausgeber der Zeitschrift wolgelungene bromsilber-aufnahmen der vier seiten übersandt und bin gern bereit, solche auch andern die sich dafür interessieren kostenlos zu liefern.

Philadelphia. **John L. Campion.**

PERSONALNOTIZEN.

Am 16. mai starb 66 jährig in Münster und wurde dann in seiner heimat Glandorf beerdigt FRANZ JOSTES, der den redacteuren der Zs. durch alte freundschaft verbunden war. seine arbeiten haben der altsächsischen und der spätern niederdeutschen litteratur sowie der sagenkunde wichtige quellen eröffnet, wertvolle aufschlüsse und anregungen gebracht.

Im anfang juni starb zu Paris 72 jährig ARTHUR CHUQUET, ein feinsinniger kenner unserer classischen litteratur, der von seinen umfassenden arbeiten über die kriege der revolutionszeit aus auch zu selbständigen studien u.a. über Goethes 'Campagne in Frankreich' geführt wurde.

Am 13. juni verschied in Stockholm ADOLF NOREEN im 72 lebensjahre: neben seinen zahlreichen und umfänglichen werken über die grammatik der nordischen sprachen hat er als lehrer und organisator auf dem gesamtgebiete der schwedischen philologie und volkskunde die fruchtbarste würksamkeit entfaltet.

Am 18. juni starb zu Berlin 65 jährig der studienrat a. d. dr HERMAN BRANDES, dem die niederdeutsche philologie einige wertvolle arbeiten verdankt.

Der Frankfurter privatdocent dr KARL VIËTOR erhielt einen ruf als ordentlicher professor insbes. für neuere deutsche litteraturgeschichte nach Gieſsen in nachfolge Korffs. — Als nachfolger Röttekens wurde der frühere Freiburger professor ROMAN WÖRNER zum professor für neuere deutsche litteraturgeschichte in Würzburg ernannt. — Prof. ALBERT DEBRUNNER von Bern folgt einem rufe als ord. prof. d. vgl. sprachwissenschaft nach Jena. — Auf die ord. professur der englischen philologie in Bonn wurde der privatdocent dr WALTER SCHIRMER von Freiburg i. Br. berufen, die abweichende nachricht oben s. 101 war irrtümlich.

An der universität Hamburg hat sich dr ERNST BEUTLER als privatdocent für deutsche philologie und neuere deutsche litteraturgeschichte habilitiert; an der universität Jena dr HENNIG BRINKMANN für deutsche philologie und mittellatein.

EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle (wo möglich mit preisangabe) alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) zugesandten schriften, mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

Vom 15 märz bis 30 juni 1925 sind eingegangen:

I. Aasen, Norsk maalbunad. Oslo, Norske samlaget 1925. XVI u. 231 ss. 8°.

Th. Bieder, Geschichte der Germanenforschung, 3 teile. Leipzig, Th. Weicher 1920: 114 ss., 1922: 179 ss., 1925: 248 ss. 8°. — zus. 9,50 m.

H. Brinkmann, Geschichte der lateinischen liebesdichtung im mittelalter. Halle, Niemeyer 1925. VII u. 110 ss. 8°.

John Brinkmann, Vagel Grip [J. B.s Plattdeutsche werke hrsg. v. d. arbeitsgruppe der Plattdeutschen Gilde zu Rostock I band]. Wolgast, Christiansen 1924. 238 ss. 8°.

V. Brøndal, Vore stednavne med særligt hensyn til Holbæks amt. [Grundrids ved folkelig universitetsundervisning nr 309.] København, Pio in comm. 1922. 16 ss. 8°.

W. Golther, Parzival und der Gral in der dichtung des mittelalters u. d. neuzeit. Stuttgart, Metzler 1925. VII u. 372 ss. 8°.

F. Gundlach, Das älteste urteilbuch d. holstein. vierstädtegerichts [Quellen u. forschungen z. gesch. Schleswig-Holsteins bd 10]. Kiel, Gesellschaft f. schleswig-holstein. geschichte 1925. LVI u. 622 ss. 8°.

H. Hungerland, Über spuren altgerman. götterdienstes in u. um Osnabrück. VIII u. s. 151—375. 8 m. — Die sage von der Ankumer totenmette im lichte der volkskunde und die weihnachten als indogerman. allerseelenfest. s. 387—419. 4 m. — Die verschollene Osnabrücker mäusesage im lichte der vergleich. volkskundlichen forschung. s. 354—388. 4 m.; alle drei saa. aus den Mitteilgn d. ver. f. gesch. u. landeskunde von Osnabrück. Osnabrück, Wunsch 1924.

G. Jachmann, Die geschichte des Terenztextes im altertum [Rektoratsprogr. d. univ. Basel f. 1923/24]. Basel 1924. 152 ss. 8°.

Jahrbuch der Kleistgesellschaft 1923 und 1924 herausgegeben von Georg Minde-Pouet und Julius Petersen [Schriften der Kleist-gesellschaft bd 3 und 4]. Berlin, Weidmann 1925. 230 ss. 8°.

T. E. Karsten, Germanerna, en indledning till studiet av deras språk och kultur [Natur och Kultur 42]. Helsingfors, Söderström & cie (1925). 205 ss. 8°.

M. Kleiner, Zur entwickelung der futur-umschreibung *werden* m. d. infinitiv. Berkeley, Univ. of California press 1924. VIII u. 101 ss.

Language. journal of the Linguistic society of America ed. by G. M. Bolling, A. M. Espinosa, E. Sapir. vol. I n. 1. Baltimore, Waverley press 1925.

E. Lehmann, Hölderlins idylle 'Emilie vor ihrem brauttag'. Reichenberg, Fz. Kraus 1925. VI u. 54 ss. 8°.

A. Leitzmann, Briefwechsel der brüder Jacob und Wilh. Grimm mit Karl Lachmann im auftr. u. m. unterstützg d. Preufs. Akademie d. wiss. herausgegeben. 1 liefg. Jena, Frommannsche buchhandlung (W. Biedermann) 1925. 144 ss. lex.-8°. — 8 m.

W. Michalitschke, Hebbels tragödie 'Gyges u. s. ring' [Prager Deutsche studien h. 33]. Reichenberg, Kraus 1925. 52 ss. 8°.

G. Müller, Geschichte des deutschen liedes vom zeitalter des barock bis zur gegenwart [Geschichte d. dtschen literatur nach gattungen IV]. München, Dreimasken-verlag 1925. 5 bll. 335 + 48 ss. 8°.
W. Pessler, Der niedersächsische kulturkreis. m. 8 karten u. 7 bildertafeln. Hannover, Niedersächs. verlagsgesellschaft 1925. 70 ss.
R. Petsch, Gestalt und form. gesammelte abhandlungen zur literaturwissenschaft u. zur allgem. geistesgeschichte [Hamburg. Texte u. untersuchungen II 1]. Dortmund, Ruhfus 1925. 572 ss. 8°.
A. Pfalz, XII bericht d. kommission f. d. Bayer.-Österreich. wörterbuch m. e. anhang: Dialektgeograph. proben. Wien 1925. 24 ss. 8°.
K. Polheim, Die lateinische reimprosa. Berlin, Weidmann 1925. XX u. 529 ss. 8°. — 27 m.
J. H. Schlender, Germanische mythologie. religion u. leben unserer urväter. 4 aufl. Dresden, M. Köhler 1925. 275 ss. 8°. hlwd 12 m.
H. Schulhof, Spanische prosadichtung des mittelalters in deutscher übersetzung. Reichenberg, Frz. Kraus 1925. 64 ss.
A. Senn, Germanische lehnwortstudien [dissertation von Freiburg i. Schw.]. Heidelberg, Winter 1925. 64 ss.
E. Sievers, Die altslawischen verstexte von Kiew und Freising im verein mit Georg Gerullis und Max Vasmer herausgegeben. Leipzig, Hirzel 1925. 59 ss. 8°. 2 m. — S. findet in der accentsetzung der Kiewer blätter eine bemerkenswerte ähnlichkeit mit deutschen hss., speciell der Bamberger beichte (s. 15f), und in dem einen Freisinger texte den gleichen wechsel zwischen *p* und *b* wie wir ihn aus bairischen hss. kennen (s. 29f) und wie ihn S. selbst aufgehellt zu haben glaubt: *b* vor falltonvocal, *p* vor steigton.
K. Strecker, Codex epistolarum Tegernseensium (Froumund). Die Tegernseer briefsammlung [Mon. Germ. hist. Epistolae selectae tom. III]. Berlin, Weidmann 1925. XXIX u. 170 ss. 8°.
Nysvenska Studier V aarg. 1. 2 häftet. Uppsala, Appelberg 1925. 92 ss. 8°.
H. Urbach, Familiennamen der deutschen kalkindustrie. Berlin, Kalkverlag 1925. 95 ss. 8°. 3,50 m. Eine curiose auswahl! bei der deutung der namen benutzt der verf. aufser den bekannten hilfsmitteln handschriftliche beisteuer von dr H. Klenz. es finden sich neben den üblichen manche neue fehldeutungen, die beweisen, dass hrn U. die alte sprache ein gefährliches fremdland ist.
K. Voretzsch, Einführung in das studium der altfranzösischen literatur 3 aufl. Halle, Niemeyer 1925. XIX u. 552 ff. 8°. — 12 m.
F. Wagner, La saga du scalde Egil Skallagrimsson. Bruxelles, Office de publicité (Rue neuve 36) 1925. XVIII u. 266 ss. 8°.
G. Webers Lehr- und handbuch der weltgeschichte, 23. aufl. IV band: Neueste zeit, vollst. umgearb. u. bis auf die gegenwart fortgeführt v. **H. Schmidt-Breitung.** Leipzig, Engelmann 1925. XVII u. 1042 ss. 8°. — 20 m.
F. K. Whipple, Martial and the english epigram from Wyatt to Ben Jonson. Berkeley, Univ. of California press. 1925 p. 279—414.
H. Wocke, Briefe Rud. Hildebrands, hrsg. u. m. e. einleitg u. ausführl. erläuterungen versehen. Halle, Waisenhaus 1925. VIII u. 240 ss. 8°.
Zeitschrift für deutsche bildung hrsg. von **U. Peters** I jahrg. heft 1. Frankfurt, Diesterweg 1925. 56 ss. 8°. jahrg. 8 m.

Ferner die im vorliegenden heft besprochenen schriften: **Gereke** (s. 125), Jahresberichte des Zentralblattes I (1924) 11. 16 (s. 142), **Kindermann** (s. 142), **Koch** (s. 144).

Druckfehler: oben s. 91 z. 15 v.u. lis Wagner st. 'Werner'.

Dieterichsche Universitäts-Buchdruckerei W. Fr. Kaestner, in Göttingen.

ANZEIGER
FÜR
DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR
XLIV, 4. december 1925

Erik Wellander, Studien zum bedeutungswandel im deutschen, 1. u. 2. teil [Uppsala Universitets Årsskrift 1917 u. 1923]. Uppsala. IV u. 204 ss.; VII u. 186 ss. 8°.

Hans Sperber, Einführung in die bedeutungslehre. Bonn u. Leipzig, K. Schröder 1923. IV u. 95 ss. 8°.

Gustav Bally, Psychologische phänomene im bedeutungswandel [Sprache u. Dichtung, hrsgb. von Harry Maync u. S. Singer, heft 30]. Bern, Franke 1924. 85 ss. 8°.

Es bedarf keiner besonderen begründung, die untersuchungen der beiden sprachwissenschaftler Wellander und Sperber[1] mit der des psychologen Bally gemeinsam zu nennen. denn alle drei gehn nicht nur ähnlichen oder gleichen problemen nach und stehn daher in unmittelbarer beziehung zu einander, sondern sie fuſsen auch auf dem nämlichen elementarpsychologischen grunde, wie er vor allem in HPauls Principien und KOErdmanns Bedeutung des worts gelegt wurde: dass die eigentliche wortbedeutung sich auf die mit einem wort verbundene vorstellung gründe, dass sich zu dem bedeutungskern, der begrifflichen componente, associativ verbundene nebenvorstellungen und gefühlsmäſsige factoren gesellen, die im wort miteinander verknüpft seien. die zerlegung in bedeutungselemente als selbständige gegebenheiten wird auf dem wege von Wellander zu Bally immer differenzierter, und gerade in den nebenelementen erkennt man die treibenden motive des bedeutungswandels. für Wundt sind es die associativen beziehungen, für Wellander der gefühlsbetonte associationsgehalt, für Sperber der affect, für Bally ebenfalls der gefühlston, aber nicht nur dem object sondern auch der collectivität gegenüber.

Gemeinsam ist ihnen auch das streben nach gesetzlichkeit des wandels. aus dieser forderung wird W.s kriterium des unbewusten verständlich, wodurch er den bedeutungswandel auf den mechanisierungsprocess von occasioneller zu usueller verwendung oder auf die adäquation von wort und sache bis zu ihrer völligen identificierung einschränkt. für Sp., der auch im usuellen wandel nur das ergebnis einer anzahl individueller entschlüsse sieht und gesetzmäſsigkeit über die grenzen der

[1] dessen buch in den litteraturnotizen unten noch einmal von anderer seite besprochen wird.

bedeutungsmechanisierung ausdehnt, ist nicht die frage nach willkür oder unbewustheit entscheidend, sondern das jeweilige sprachgefühl, das gleiche lautbilder von verschiedener bedeutung als identitäten gleicher herkunft empfindet. so wenig ich Sp.s ansicht, die auch B. (s. 16) befremdet, von seinem elementarpsychologischen standpunct zu deuten vermag, zumal gerade er (s. 56) von gesundem einfluss der naturwissenschaften auf sprachgesetzlichkeit spricht, in den folgerungen seiner im einzelnen anfechtbaren theoretischen erörterungen steh ich ihm näher als W., insofern auch mir sprachliche reproduction als reactivität und der unterschied individueller neuerung von usuellem wandel nur graduell erscheint.

Aber diese von einander abweichenden theoretischen erwägungen liegen so sehr an der peripherie, dass die empirische ausführung kaum dadurch berührt wird. sind es doch die nämlichen fragen die hier wie dort im vordergrund stehn und denselben praktischen lösungen zustreben. es ist in würklichkeit gleichgültig, ob die hauptabschnitte über bedeutungsunterschiebung, bedeutungsentlehnung und namengebung durch W. vom 'eigentlichen' bedeutungswandel ausgeschlossen oder durch Sp. einbezogen werden. es bleibt nur ein terminologisches curiosum der gliederung, dass W. dem eigentlichen wandel nur fünf seiten seines buches (I 64 ff) widmet und auch hier nur an solchen beispielen exemplificiert, die wir von seinem standpunct ebensogut den andern abschnitten einfügen könnten. seine genetische betrachtungsweise, der das constante schema der mechanisierung gleichgültig ist, geht von individueller schöpfung aus und glaubt die richtung, den 'fixierenden' punct vom moment der entstehung aus deuten zu können.

Dem wortwandel, der zum s a c h w a n d e l in 'ursächliche' beziehung gebracht wird, hält W. (I 89 ff) gewichtige kritische bedenken entgegen, wie sie ihm vorurteilsfrei aus seinen sammlungen m o d e r n e n sprachguts erwuchsen. mit nachdruck betont er das hypothetische aller aus der vergangenheit auf das verhältnis von wort und sache gezogenen schlüsse, die solche ursächlichkeit erweisen sollen. es ist eine völlig unbewiesene behauptung, dass zb. die wendung *den Tisch* (*die Tafel*) *aufheben* ihre übertragene bedeutung 'vom tisch aufstehen', 'das mahl beschliefsen' erst erhalten habe, nachdem an festen, unaufhebbaren tischen gespeist wurde, oder dass sich die bedeutung von *Uhr aufziehen* erst gewandelt habe, als man auch uhren ohne gewichtstück aufzuziehen hatte. vielmehr scheint hier umgekehrt die neue wortbedeutung älter als die veränderung der sache. noch als an fortzunehmenden kleinen tischen gespeist wurde, konnte *den Tisch aufheben* metaphorischen sinn haben, da es nicht nur von den dienern die die tische tatsächlich wegräumten, sondern auch von den speisenden selbst gesagt wurde.

Die verwechslung des etymologisch erschlossenen wortsinns mit tatsächlicher urbedeutung hat über den von allem anfang an zeichenhaften charakter der sprache künstlich hinweggetäuscht. das gilt ebenso für die einheitliche redewendung als für ein compositum oder simplex. trotz etymologischer zusammengehörigkeit von *valhǫll* und *valr* ist es also methodisch nicht berechtigt, in das compositum die volle bedeutung des simplex *valr* hineinzulegen und etwa mit Neckel als tatsächliche urbedeutung von *valhǫll* unter zuhilfenahme poetischer ausdrucksweise die vorstellung eines 'stilisierten schlachtfeldes' zu erschliefsen. derjenige, der das compositum schuf, gab ihm in diesem spontanen act auch einen willkürlichen sinn, der nicht durch begriffliche zergliederung der wortelemente erschlossen werden kann. auch die urbedeutung des simplex *praetor* war nicht 'ein mann, der vorausgeht' ebensowenig wie die von *kuning* 'ein mann von (vornehmem) geschlecht'. das wort *Schneider* liegt in historischem licht vor uns, es bezeichnete nie einen mann, der irgend etwas schneidet, sondern von vornherein den gewandschneider, als es — wol nach dem muster von frz. *tailleor* — das ältere *nâtære* verdrängte (s. Edw. Schröder, Verh. d. 52. vers. deutscher philologen s. 25). es ist darum eitel spielerei, hier einen bedeutungswandel zu construieren und etwa zu sagen, durch bedeutungsverengung sei 'schneider' zum 'gewandschneider' geworden, und weil ein schneider auch nähe, sei nachträglich auf diese seite seiner tätigkeit der hauptaccent gelegt. was an diesem historisch durchsichtigen beispiel einleuchtet, sollte unsern blicken die unfruchtbaren taschenspielerkünste enthüllen, die in zahlreichen, durch keine litterarische überlieferung controllierbaren fällen tagtäglich weiter geübt werden.

Aber mir scheinen gegen erklärung des wortbedeutungswandels aus sachwandel weit grundsätzlichere und schwerwiegendere bedenken erhoben werden zu müssen. die übliche erklärung setzt stillschweigend voraus, dass bedeutung an der vorstellung äufserer merkmale hafte, dass veränderung der form ohne weiteres auf wandel der bedeutung schliefsen lasse: das wort *Wochenblock* habe seine bedeutung gewandelt, seitdem gutscheine nicht mehr in block- sondern in kartenform ausgegeben wurden, das wort *Telephon*, seitdem an stelle des wandtelephons das tischtelephon trat, das wort *Feder*, seitdem die vogelfeder von einem künstlichen schreibwerkzeug verdrängt wurde (s. Sperber s. 18 ff). alles das ist irrig, weil diese gegenstände im gewöhnlichen leben nicht als formgebilde sondern als geräte geltung erlangen, weil über ihrer function ihre äufsere erscheinung zurücktritt und daher von keinem bedeutungswandel die rede sein kann, so lange der functionelle sinn constant bleibt. ein einfacher structurversuch in biologischer sphäre zeigt eindrucksvoll, was gemeint ist: ein affe der gelernt hat eine ihm sonst un-

erreichbare frucht mit einem stock zu sich heranzuholen, greift in ermanglung eines solchen unbedenklich zu irgend einem andern zur hand liegenden gegenstand, um damit die frucht in seinen bereich zu ziehen: 'ein stück draht, die krempe eines alten strohhuts, strohhalme, kurz alles was beweglich und womöglich langgestreckt aussieht, wird in der situation zum stock in der rein functionellen bedeutung von greifwerkzeug, ein tier holt sogar einmal aus dem schlafraum seine decke, zwängt sie durch das gitter hindurch und peitscht damit die frucht heran' (s. Koffka Grundlagen der psychischen entwicklung s. 137). trotz all diesen verschiedenen äufseren erscheinungsformen hat sich die bedeutung des geräts nicht gewandelt.

Für die bedeutung von *telephonieren* (s. Sp. s. 19) ist die veränderte technik eine verbindung herzustellen, ebenso belanglos wie für *eine Fahrt nach Berlin* (s. W. I 95) die verdränguug der postkutsche durch einen D-zugwagen: mit der wendung *nach Berlin fahren* will man gemeinhin nur absicht und ziel seiner reise zum ausdruck bringen und kann dafür ebenso gut *nach Berlin gehn* sagen. — Anderseits kann wortbedeutung an gleichbleibender anschauung haften und trotz vorhandenem besserwissen unverändert fortbestehn: aller zoologischen einsicht entgegen bleibt *Walfisch* für mich ein gewaltiger fisch, der wie andere fische im meere schwimmt und sie an gröfse überragt. und wo ich das wort *Sonnenuntergang* nicht nur als zeitbestimmung verwende, da denke ich noch heute, über vier jahrhunderte nach Kopernikus, an den sonnenball, der tatsächlich am horizont untertaucht. also kein bedeutungswandel, der gewandelte weltanschauung spiegelt, sondern ein unveränderter sinn des worts, der von sich aus zu erweisen vermag, von wie geringer weltanschaulicher kraft wissenschaftliche erkenntnisse sind, wenn sie nicht in religiöse tiefen dringen!

Sach- und bedeutungswandel lässt sich nicht als ursächliche folge begreifen, da bedeutung nicht vom bezeichneten object, sondern vom benennenden subject her bestimmt wird. äufsere merkmale des objects als bedeutsam hinzunehmen, setzt eine seelische einstellung des subjects voraus die erst erwiesen werden muss, und zb. für primitive völker, deren geistesart von mystischen participationen beherscht wird, schon apriori unwahrscheinlich ist. trotzdem bleibt sachkunde von grofser sprachwissenschaftlicher bedeutung, unmittelbar für die etymologie, die auf dieser basis lautlich verwantes zusammenhält, mittelbar für die bedeutungslehre, um über die sinnqualität der jeweiligen bedeutungsdominante zu entscheiden.

Auch bedeutungsentlehnung lässt sich nicht aus äufserer einwürkung, etwa aus zweisprachigkeit oder übersetzertätigkeit verstehn. primär ist auch hier die seelische lage, die zeitweilig in ganz bestimmter richtung nach reicheren ausdrucks-

mitteln drängt und ihre ausdrucksnot durch bedeutungsübertragungen nach fremdsprachigem muster zu lindern sucht. wie W. (I 113 ff) wahrscheinlich macht, erhält das simplex die neue bedeutung des fremdworts nicht unmittelbar, sondern über den weg eines zu diesem zweck geschaffenen mehrgliedrigen ausdrucks, eines compositums oder einer ganzen redewendung, die nachträglich auf die stufe eines simplex oder einzelworts reduciert wird. die tragweite semasiologischer, aus gemeinsamer antik orientalischer wurzel oder gegenseitiger beeinflussung der völker zu erklärender analogieen für die culturgemeinschaft des abendlandes wuste Fr. Mauthner (Wb. d. philosophie, einleitung) durch hinweis auf den breiten unterstrom gemeineuropäischer sprichwörter, fabeln und erzählungen eindrucksvoll darzustellen. es gibt kein gebiet das grundsätzlich aus dieser cultureinheit auszuschliefsen wäre, so dass die vorfrage der bedeutungsentlehnung nie entbehrt werden kann, um genetischer erklärung den rechten zeitlichen und culturellen ausgangspunct zu sichern. so lässt sich nicht der bedeutungswandel des deutschen wortes *Kreuz*, wie es Sperber (s. 22 f) im anschluss an das DWb. annimmt, sondern der von griech. *σταυρός* oder lat. *crux* bis zur sicher bestimmbaren keimzelle von Marc. 8, 34 zurückführen. denn als übersetzung von lat. *crux* konnte das wort *Kreuz* auch an vielen andern puncten geistlicher litteratur und predigt die bedeutung 'unglück, leiden' übernehmen.

Parallele bedeutungsentwicklungen wie die von *legere* und *lesen*, die sich früher auf grund ihrer vermeintlichen spontaneität stützen sollten, weisen nunmehr auf bedeutungsentlehnung. es ist darum unmethodisch, wenn Sp. (s. 29 ff) eine spontane bedeutungsveränderung von mhd. *kopf* zu eruieren sucht, ohne vorher die abhängigkeit von lat. *testa* oder einem analogon als gemeinsamer grundlage zu prüfen. wie die bildlichkeit anderer körperteile, so wird auch die von roman. *testa, teste*, mhd. *kopf* auf die terminologie antiker oder arabischer mediciner zurückgehn, wohin die aus späterer zeit überlieferten ausdrücke: *testa, theca* oder *olla cerebri* und ihre übersetzungen *Hirnschädel* und *-kasten* mit sicherheit weisen. und es wäre also eine secundäre phase der entwicklung, in der sich der medicinische fachausdruck als kraftwort zunächst der kriegerischen sphäre einbürgerte.

Gleich bedeutungsentlehnung schöpft auch namengebung aus heimischem sprachgut, aber ohne sich an fremdsprachige muster zu kehren. der begriff des metaphorischen, von W. auf poetische stilfigur zu unrecht eingeengt, entscheidet über das gesamtgebiet. metapher setzt bewustheit der übertragung voraus, lässt sich nur als willkürlicher schöpfungsact deuten und kann, weil sie bis zu unmittelbarer beziehung auf gemeintes unaufhörlich an kraft verliert, nur im entstehungspunct voll er-

kannt werden. ob synästhetische ausdrucksweise als metapher oder als unbildlicher hinweis auf einzelsymptome complexer sinnesreize zu erklären ist, darf nicht mit Bally[1] (s. 22 ff) vom standpunct einer differenzierten cultur allgemeingültig beantwortet werden. und ob setzung von körperempfindungen für seelische gefühle metaphorisch gemeint ist, lässt sich nur aus der seelischen haltung des erlebenden selbst entscheiden. dass die bedeutung von *niederschlagen* oder eines ihm vorausgehnden synonymons von vornherein nicht nur die körperliche schmerzempfindung des getroffenen und zu boden geworfenen, sondern gleichzeitig die seelische demütigung des unterliegenden als einheitlichen erlebniscomplex umspannte, wird von B. völlig verkannt und statt dessen ein unfruchtbar analysierendes räsonnement auf elementarpsychologischer grundlage vorgezogen.

Relativität metaphorischer bewustheit wird zum litterarhistorischen kernproblem für die terminologie der vasallität im minnesang oder die des gefolgschaftswesens im Heliand usw. galten diese ausdrücke dem dichter als wort-sach-identitäten oder als metaphern? und in welchem sinne wurden sie vom publicum verstanden?[2] die schwierigkeit solcher problematik steigert sich zum unlösbaren, sobald die frage nach mythischer identificierung oder metaphorischer bildlichkeit an beispielen wie *der Fluss läuft* oder *der Baum steht* ganz allgemein gestellt wird, denn ursprüngliche identificationen können von späterem sprachbewustsein metaphorisch gedeutet werden und analoge neubildungen aus einem heute noch lebendigen mythischen grundgefühl geschaffen sein.

Das wesen der hyperbel als eindimensionaler metapher scheint mir durch W. (I 174 ff) aus beispielen gefühlsbetonter umgangssprache wesentlich geklärt. auch in der hyperbolischen ausdrucksweise des mhd. volksepos seh ich nicht nur traditionell epischen stil, sondern spiegelung zeitgenössischer kriegerrodomontaden, wie sie auch für das frz. volksepos anzunehmen ist. — Steigerung durch gegensätzlichkeit spielt ebenfalls in mündlicher rede eine grofse rolle, und W. (I 183) hat sicherlich recht, in diesem zusammenhang den wandel von *sêre* aus analogen verbindungen wie *sich tot lachen, sich arg freuen* etc. zu deuten: *sêre* konnte auch in der bedeutung 'schmerzlich' ausdrücke freudiger gemütserregung verstärken und wird erst aus solcher verwendung als neutrales steigerungsadverb hervorgegangen sein.

Eine tiefere einsicht in die genesis der metapher, die W. vom modernen sprachmaterial aus verborgen blieb, würde die

[1] Ballys unsicherheit in einfachen philologischen fragen zeigt sich nicht nur in der beurteilung von *grell* als ursprünglich dem optischen gebiet angehörend (s. 23), sondern auch in der seltsamen vermengung von euphemismen und hyperbeln (s. 65).

[2] s. AHeusler Altgerm. dichtung s. 183 f.

fälschlich errichteten schranken dem euphemismus gegenüber (I 190) niedergerissen haben. denn die ursprüngliche zwiespältigkeit der euphemistischen tendenz, das zu offenbarende aus tabuistischer scheu zu verhüllen, spiegelt sich noch in der metaphorischen ausdrucksweise fortgeschrittener dichtung, die sich als standespoesie oder auch als liebes- und gemeinschaftslyrik im magischen helldunkel nur an eingeweihte wendet, um ihnen mehr und in gedrängterer fülle zu sagen, als von andern je verstanden würde. statt dessen wird euphemismus nur vom blickpunct der sprache als mitteilung, metapher nur als ausdruck behandelt, als existierten diese grundfunctionen der sprache unabhängig von einander. dass das wesen der sprache gerade darin besteht dass sich mitteilung, ausdruck und zeichen überall durchdringen und nirgends ausschliefsen, auch dort wo die eine seite auf ein maximum erhoben, die andere auf ein minimum herabgedrückt ist, wird grundsätzlich verleugnet, um sprachwandel auf ein 'einheitsmotiv' zurückführen zu können. Sperbers affecttheorie der expansion und attraction fasst sprache nur als ausdruck (s. 37), während Bally die socialen momente der sprache lediglich vom gesichtspunct der mitteilung sieht, um sogar die metapher aus beabsichtigter würkung auf den hörer abzuleiten.

Neben psychologischen motiven greift man zu satzmorphologischen, gleitet unruhig hin und her und verzichtet ausdrücklich auf systematische gliederung. ungeklärtheit der grundbegriffe und unsicherheit der fragestellung fliefsen aus jener psychologischen theorie, die wortbedeutung in selbständige elemente zerlegt und sie durch associationen äufserlich zusammenhält: mit der bedeutungsnorm des begrifflichen kerns sollen sich associative elemente verschiedenster art verbinden, um lexikalischer abstraction erst zur existenz eines wortindividuums zu verhelfen. H. Pauls classification schwankt unsicher zwischen logischem und psychologischem einteilungsprincip. die kategorieen der erweiterung und verengung bleiben psychologisch undeutbar, so lange sie auf den nämlichen mechanisierungsprocess gewöhnlicher sprechtätigkeit zurückgeführt werden. denn nur der hintergrund bewuster sprachlicher leistung kann das wechselspiel entgegengesetzten flutens verständlich machen: die unaufhörliche tendenz zur bedeutungserweiterung als fortschreitende objectivierung, deren erster schritt im übergang von der greif- zur deutegebärde vollzogen wird, der entgegengesetzte zug concretisierender verengung durch metaphorische bildlichkeit, der die sprache vor intellectualisierter erstarrung zu mathematisch eindeutiger zeichenhaftigkeit bewahrt und sie als ausdrucksmittel aller seelischen kräfte fähig erhält. Sp.s hinweis (s. 42f), dass verengung zunächst erweiterung sei, vermag genetischer betrachtungsweise, die vorübergehnde erscheinung nur im licht einer bewegungs-

richtung sieht, nicht einzuleuchten. dass dieser weg zur specialisierung oft über ein mehrgliedriges compositum geht, dessen reduction sich homonym neben das simplex stellt, dafür hat W.s zweite, allzu differenziert angelegte arbeit reiches material beigebracht. und in der tat scheinen *Schirm* in der bedeutung 'regenschirm' und *Feder* in der bedeutung 'schreibfeder' nicht unmittelbare verengungen der allgemeinbegriffe schirm oder feder sondern ellipsen der zweigliedrigen composita *Regenschirm* und *Schreibfeder*. aber wir müssen uns hüten, mit W. syntaktische begleiterscheinungen 'unbewuster' sprechtätigkeit als ursache semasiologischer vorgänge zu nehmen. Sp. hat recht wenn er auf das sprachgefühl, das homonyme nachträglich als identitäten setzt, als entscheidend hinweist. denn dies bewustsein metaphorischer zugehörigkeit war auch in demjenigen lebendig der zum ersten mal auf bedeutungsarme wortelemente verzichtend das compositum auf die form des simplex reducierte.

Auch hier ist also durch einen spontanen act plötzlich eine neue bedeutung neben die alte gestellt, im grunde genommen nicht anders wie bei jeder namengebung oder bedeutungsentlehnung. denn auch hier entwickelt sich nie die neue bedeutung aus der älteren, sondern wird durch einen eventuell durch äufsere factoren bedingten willküract von vornherein fertig daneben gestellt. das wörtlich genommene bild der entwicklung hat die semasiologie zu der verhängnisvollen construction eines zwischen alter und neuer bedeutung liegenden mechanisierungsprocesses verleitet.

Vom standpunct der associationstheorie ist bedeutungswandel veränderung der associativen beziehungen, der die begriffliche componente oder hauptvorstellung unterworfen wird. mündliche associationsversuche sollen durch feststellung sogenannter consociationen ersetzt werden, wo wir auf schriftliche überlieferung angewiesen sind. Sp. bebaut dies vermeintliche feld psychoanalytischer affectentladungen mit besonderer vorliebe. wie es um die consociation von *kopf* mit begriffen des zerschlagens bestellt ist, wurde schon berührt. der consociation von *kunft* mit *fröude* lässt sich, wie Sp. selbst zugibt, eine solche mit leidvoller gemütserregung gegenüberstellen. und die beziehungen von *herze* und *ouge* beruhen nicht auf associationen elementarpsychologischer färbung, sondern auf ihrem sinnzusammenhang, der im mal. glauben und wissen gründet.

In diesem gegenständlichen sinngehalt ruht die bedeutung, die sich keineswegs, wie die associationstheorie verkündet, auf den begriff der vorstellung beschränkt, sondern auch willens- und gefühlserlebnisse in gleicher weise mit umfasst. bedeutung ist sinngehalt, dessen wesen nicht durch 'rückführung' auf physische gegebenheiten ergründet, sondern nur aus actgemäfser erlebnisstructur wie ein kunstwerk aus seiner nur ihm eignen

norm verstanden werden kann. mit der sinnsphäre des erlebnisses wechselt die bedeutung des wortes, das also grundsätzlich jedem sinnbereich angehören kann. selbst ein wort wie *Tisch*, das Sp. (s. 2) zu den wenigst gefühlsbetonten von geringerer wandlungsfähigkeit rechnet, hat teil an den verschiedensten sinngebieten:

Als ökonomisches zweckgerät ist *Tisch* zunächst speisetisch, der seiner ursprünglichen function als speiseanbieter oder -träger treu bleibt, mag er lediglich speiseplatte von runder oder viereckiger form oder bereits ein mit traggestell fest verbundenes möbel sein. für den ökonomischen sinn des speiseträgers spielt die form keine dominierende rolle. bedeutsam ist dass bei fortschreitender cultur die allgemeine bezeichnung *Tisch* nicht mehr genügt, dass man sie durch das compositum *Esstisch* differenziert, weil es jetzt einen arbeitstisch, schreibtisch, wechseltisch, nähtisch, anrichtetisch, waschtisch, spieltisch etc. gibt. der esstisch wird mit speisen besetzt, er wird gedeckt oder gerichtet, man ruft, bittet, ladet zu diesem tisch, man geht und setzt sich zu tisch, hebt den tisch oder die tafel auf. dieser tisch, der metaphorisch für die mahlzeit selbst gesetzt werden kann, vereint mann und frau, die familie oder die genossen und gäste zu gemeinsamem mahl.

Mit der tischgenossenschaft verbindet sich bereits ein socialer sinn, der so sehr überwiegen kann, dass darüber der genuss von speise und trank nebensache wird. man versammelt gäste um diesen tisch, plaudert mit seinem tischnachbar und ist selbst ein glied der tischordnung. die genannten wendungen des versammelns um den tisch und der tischgenossenschaft gehören in diesen bereich, sobald in ihnen die sociale bedeutung überwiegt. der familientisch steht zur ökonomischen zweckhaftigkeit des esstisches sogar in gewissem gegensatz. und wenn dieser tisch, den ich den socialen nennen möchte, die eckige tischplatte widerum durch eine runde ersetzt, um so die menschen näher zu rücken, ligt ein dem wortbedeutungswandel paralleler sachwandel vor, der jedoch für den socialen sinngehalt des wortes selbst irrelevant ist.

Wo die form des tisches als solche interessiert, da befinden wir uns eben in einer andern sinnsphäre, in der der tisch ästhetisch erlebt wird. sobald der gesichtspunct der form als form dominiert, kann in der tat sachkunde der bedeutungslehre überaus wertvolle dienste leisten, insofern die litterarischen belege für den so und so geformten, für den aus kostbarem material gefertigten und geschmückten, möglicherweise sogar nach einem kunsttischler oder kunststil benannten tisch durch archäologisches material wesentlich ergänzt werden, vor allem auch um die historische frage zu entscheiden, wann und in welcher gesellschaftssphäre man dem tisch zum ersten mal eine künst-

lerische form, gab und welche tischart zuerst mit dieser form bedacht wurde, ob der noch undifferenzierte tisch oder eine der gesonderten specialformen.

Von sonstigen tischbedeutungen will ich noch den religiösen tisch herausgreifen, den altar- und opfertisch, den *Tisch des Herrn*, ags. *weofod* (< **wih-béod*), der im griechischen τράπεζα schlechthin genannt wird. dieser tisch trägt reliquien oder auch das allerheiligste, an diesem tisch wird das sacramentale gemeinschaftsmahl gefeiert, an diesem tisch wird gesegnet und geopfert. es ist wol der am meisten entmaterialisierte tisch, dessen form so sehr hinter der religiösen bedeutung zurücktritt, dass die vorstellung von ihm auch an einem in die altarplatte eingelassenen, verhältnismäſsig kleinen consecrierten stein wie zb. dem gralstein haften kann.

Wir könnten auf diesem wege weiter gliedern und schichten nach sinn- und erlebnissphären, wir könnten zb. noch von einem gemeindetisch, von einem grünen tisch des politischen bereichs usw. sprechen. aber überall würde uns das in historischer perspective angeordnete material bewust werden lassen, dass mit der jeweilig dominierenden sinnrichtung doch irgendwie auch eine andere mitschwingt, und dass erst in dieser durchkreuzung und durchdringung das volle ganze leben flutet: wie der sigmaförmige abendmahlstisch über den weg des klösterlichen refectoriumstisches auf den festtisch des bulgarischen bauern ausstrahlt, hat Murkos schöne untersuchung über das grab als tisch (Wörter u. Sachen 2, 125) gezeigt. aber weiht der religiöse tisch nicht ebenso den esstisch des täglichen lebens, wenn der bauer im kreis seiner familie und seines gesindes in patriarchalischer form das mahl durch gebet segnet und wie ein stellvertretender priester göttliche gabe spendet? — Mit solcher gliederung würden wir auch das aufkommen und absterben der benennungen, wie in unserem falle got. *biuþs* und *mês*, ahd. *tisc*, dem gesichtspunct der sinnrichtung unterstellen, um so die gröſsere oder geringere lebenskraft eines wortes aus der ihm eigentümlichen sinn- und erlebnissphäre verständlich zu machen.

Ich bin überzeugt, dass ein derartiges system, dessen heuristischer wert verglichen mit dem dürftigen systemlosen geripp unserer wörterbücher von vornherein einleuchten muss, auch für lexikalische arbeit fruchtbar zu machen ist, und ich schrecke nicht vor der gefahr zurück, dass sich einzelne wortartikel bei dieser behandlung zu förmlichen monographieen auswachsen könnten. entscheidend ist doch nur, dass geschichtliches leben weit unmittelbarer als bisher und nicht über den umweg begrifflicher zergliederung, wie es die unselige verquickung mit etymologischer fragestellung zu fordern schien, aufgefangen und verstanden wird. sind innerhalb der sinngruppen die belege chronologisch geordnet, so wird ein gleichmäſsig flieſsendes

material schon durch die art der anordnung einzelne epochen durch das vorherschen einer specifischen sinnrichtung oder doch durch den kampf um eine solche charakterisieren. auch die bedeutungscomplexe Sperbers werden in dieser richtung verwertbar, sobald wir sie aus ihren einfachen unzerlegbaren structuren zu begreifen suchen. stellen wir den 'belagerungscomplex' des 16 u. 17 jh.s in seinen weiteren kriegstechnischen oder technischen zusammenhang und fassen wir technik ihrerseits als eigentümliche durchkreuzung theoretischer und ökonomischer structuren, so dringen wir tatsächlich in die geistige structur der zeit weit tiefer, als wenn wir nur bekannte geschichtliche facten sich im sprachschatz spiegeln lassen. die von Sp. (s. 45 f) angeführten kriegstechnischen ausdrücke moderner zeit erweisen umgekehrt, dass expansion und attraction dieser termini auf die sondersprache des soldaten beschränkt bleiben und dass wir den weltkrieg in einen umfassenderen sinnzusammenhang rücken müssen, um auch sein specifisches erlebnis aus dem allgemeinen sprachschatz deuten zu können. — Die dynamik mystischer ausdrucksweise (Sp. s. 77 f) ist aus religiöser und die musikalischer (s. 65 f) aus ästhetischer sinnrichtung zu deuten.

'Expansion' und 'attraction' sind also aus dem dominieren einer sinnrichtung und nicht aus affecten oder gefühlsbetonten associationen abzuleiten. der religiösen sinnrichtung als höchster menschlicher wertbezogenheit gelingt die unterordnung anderer sinnrichtungen am vollkommensten, woraus wir die beispiellose einwürkung der in der mal. mystik zum ersten mal volkstümlich gewordenen christlichen religion auf sprachliche bedeutung zu verstehn haben.

Wo der sinngehalt des lebens eindeutig bestimmt ist, wo das leben stil hat, da siegt es im weitesten umfang über den sinngehalt objectiv geistiger form, da wandelt es allerorts die nicht mehr gemäſse bedeutung eines wortes. bleibt jedoch wesensfremder geltungsanspruch formgewordenen sinngehalts bestehn, gibt es keinen angriffspunct, ein wort in die sinnrichtung des wandelnden lebens hineinzuziehen, so mag es noch eine zeit lang von der tradition mitgeschleppt werden, bis es völlig sinnentleert eines tages über bord fällt. — Im absterben und neuerstehn der worte seh ich daher ein semasiologisches centralproblem, das die geistige strömung der zeit wie kaum ein anderes kund tut.

Aber um fragen dieser art zu beantworten, muss ein völliger bruch mit der associationspsychologie vorausgehn, auf der alle bisherigen semasiologischen untersuchungen aufgebaut sind. erst dann lässt sich bedeutungslehre auf eine würklich wissenschaftliche basis mit eigengesetzlicher, im wesen der bedeutung gründender fragestellung erheben.

Leipzig. **Julius Schwietering.**



Altnordische grammatik I, Altisländische und altnorwegische grammatik (laut- und flexionslehre) unter berücksichtigung des urnordischen von Adolf Noreen [= Sammlung kurzer grammatiken altgermanischer dialekte hg. von W. Braune, IV]. 4. vollständ. umgearb. aufl. Halle, Niemeyer 1923. XVI u. 466 ss.

Das erscheinen der 4. auflage dieses allgemein hochgeschätzten und bewunderten werkes hat, besonders seitdem die 3. auflage (1903) vergriffen war, eine schmerzlich empfundene lücke der altnordischen philologie und sprachwissenschaft ausgefüllt. im grundsätzlichen aufbau und in der anordnung des stoffes unterscheidet sich die 4. aufl. von ihrer vorgängerin nur unwesentlich, in der flexionslehre überhaupt nicht. im einzelnen aber, sowol in der heranziehung wie in der beurteilung des materials, ist vieles verändert und bereichert. mit grofser sorgfalt ist dazu die wissenschaftliche litteratur der letzten zwanzig jahre benutzt worden. besonders der darstellung der altnorwegischen spracheigentümlichkeiten ist das zu nutze gekommen; hier sind die wichtigen und umfangreichen arbeiten von Marius Hægstad (Vestnorske maalføre fyre 1350, Krist. 1906 ff) ausgeschöpft. bei der besprechung der umlauts- und brechungserscheinungen ist — oft in gegensätzlicher meinung — A. Kocks wichtige abhandlung Umlaut und brechung im altschwedischen citiert. erhöhte aufmerksamkeit wendet die neue aufl. ferner den nordischen lehnwörtern einerseits in den finnisch-lappischen sprachen, anderseits im altirischen zu. zumal diese werden, hauptsächlich auf grund von Marstranders Bidrag til det norske sprogs historie i Irland (Krist. 1916), für die geschichte der altwestnordischen laute und zur feststellnng der aussprache ergiebig herangezogen, und zwar im allgemeinen mit bestem erfolge; nur hier und da sind die verhältnisse nicht ganz richtig beurteilt worden. der norrönist der auf dem gebiete einerseits des finnisch-lappischen, anderseits des irischen nicht zu hause ist, bewegt sich bei der behandlung der lehnwörter naturgemäfs auf dem an sich schwierigen gelände mit einiger unsicherheit. mit recht gibt N. in der 4. aufl. (§ 53 anm. 1) die in der 3. noch bezweifelte tatsache zu, dass die vorstufe des nordischen *ā* (: got. *ē*) in einer reihe finnischer und lappischer wörter noch erhalten sei. er setzt — in übereinstimmung mit den meisten forschern — diese vorstufe als einen offenen *ē*-laut (*ǣ*) an. inzwischen hat Wiklund in der Streitberg-festgabe (Lpz. 1924 s. 420, vgl. Le Monde oriental 5, 226) nachgewiesen, dass der vocalismus der diesbezüglichen finnischen und lappischen wörter mit sicherheit auf ein geschlossenes *ē* hinweist: ein *ǣ* hätte im finn. zu *ää*, nicht zu *ie* führen müssen. aber selbstverständlich muss es in urnordischer zeit einmal ein *ǣ* als zwischenstufe zwischen dem älteren *ē* und dem jüngeren *ā* gegeben haben.

einen deutlichen reflex davon sieht Wiklund in enare-lapp. *meänō*, gen. *meännuđ* 'mond', dessen *-eä-* auf urlapp. *ā̈* weist. es ist m.e. auch sehr wol möglich, dass noch zur zeit der ältesten runeninschriften ein *ā̈* gesprochen wurde. N.s angabe (§ 53), dass schon zu dieser zeit in starktonigen silben *ǣ* > *ā* geworden sei, halt ich durch den hinweis auf die schreibung des betr. lautes mit der *ā*-rune (schon auf der zwinge von Vi ca. 250) nicht für unbedingt erwiesen: dies *a* kann auch der graphische ausdruck für einen laut *ā̈* sein; ich erinnere an die urn. schreibung *-a* in der endung der männlichen *n*-stämme, zb. *harja* (oder *hærina*) auf dem kamm von Vi (ca. 250). dies *-a* entspricht, wie fast allgemein angenommen wird, einem *ä*-laut.

Auch das material das die nordischen lehnwörter im alt- und mitteliriscben der nordischen grammatik liefern, muss mit gröster vorsicht geprüft werden. vor allem muss man sich auf diesem gebiete vor augen halten, dass ein und derselbe laut der gebenden sprache keineswegs immer mit ein und demselben laut in der entleihenden sprache widergegeben wird, zumal ja auch die aussprache auf der gebenden seite gewis nicht durchaus einheitlich ist, sondern dialektisch und selbst im munde der individuen schwankt. — In § 80 werden die drei perioden des *u*-umlauts behandelt. unter den beweisen dass der *u*-umlaut in kurzer stammsilbe (mit *u* in der endsilbe) vor ca. 900 im allgemeinen noch nicht deutlich ausgeprägt war, werden auch air. lehnwörter wie *lagor* ∾ an. *lǫgr* (unter den runennamen im buch von Ballymote[1]) angeführt. dagegen spricht: erstens dass auch in solchen altnord. wörtern, in denen nach N. der *u*-umlaut schon zwischen 700 und 900 eintritt, dem *ǫ* ein ir. *a* entspricht, wie in air. *halla* ∾ *hǫll*, *narr* ∾ *knǫrr*, *marg* ∾ *mǫrk*, *Badbarr* ∾ *Bǫđvarr*; zweitens kann die ir. schreibung *a* recht wol ein sehr offenes *o* (*ǫ*) bezeichnen, da ir. *a* unter gewissen bedingungen wie offenes *o* ausgesprochen wurde (vgl. Marstrander Bidrag 74). das *-o-* in ir. *lagor* kann als anaptyktischer vocal gut erst im ir. entwickelt sein, sodass diese ir. form sehr wol genau einem nord. *lǫgr* entspräche. das einzige sichere lehnwort in dem dem nord. *ǫ* ein ir. *o* entspricht, scheint *ol* = *ǫl* zu sein (belegt an einer interpolierten stelle von Cormacs glossar, Marstrander 75). hier ligt zweifellos anlehnung an das echt air. wort *ól* 'trinken' vor. — Mit vorbehalt bringt N. (§ 114) ir. *lifting* (11 jh.) ∾ an. *lypting* m. mnorw. assimilationserscheinungen von *y* > *i* vor *i*, *j* in der folgenden silbe in verbindung. neben *lifting* ist es nur noch ir. *scuird*, *scuirt* ∾ an. *skyrta*, in dem ein an. *y* < *u* reflectiert wird; es kann sich sehr wol nur um verschiedene widergabe éines lautes handeln.

Neu ist in der 4. aufl. der abschnitt über den urnordischen *a*-umlaut ('verschiebung durch velarisierung' §§ 59—61). er be-

[1] die handschrift hat irrtümlich *lāgor* = *langor*.

trifft den übergang von starktonigem *i* und *u* zu *e* bzw. *o*, der in der früheren auflage als urgermanisch angesehen wurde (3. aufl. § 154). so wird jetzt dem urgerm. ein *o* in starktonigen silben abgesprochen, vielleicht mit recht. wieweit man freilich den belegen in den urn. runeninschriften trauen darf, ist schwer zu entscheiden. es ist doch auffallend, dass zb. der bracteat von Tjurkö (Schweden), dessen inschrift man für den anfang des 6 jh.s ansetzt, *wurte* und *kurne* bietet, während das reichlich 100 jahre ältere horn von Gallehus (Dänemark) bereits die umgelautete form *horna* kennt. haben wir es hier mit frühen dialektunterschieden zu tun? eher möcht ich an uneinheitliche widergabe desselben lautes denken. historische orthographie ist bei der Pjurköer-inschrift wol kaum anzunehmen. leider ist hier auch das zeugnis der lehnwörter im finnischen und lappischen zweideutig: zweifellos aufserordentlich alte lehnwörter wie lapp. *soames* (< **somas* ∾ ält. dän. *som*, schw. ntr. *somt* : an. *sumr*) und lapp. *muoldda* (∾ an. *mold*) mit den altertümlichen endungen *-as* (lapp. *-es*) bzw. *-a* (= *-ā*?) scheinen auf germ. *o* zu deuten. dann wäre der sogen. *a*-umlaut bereits in vorurnordischer zeit eingetreten. daneben aber haben wir eine ganze reihe finnisch-lappischer wörter mit *u* = nord. *o*. neben lapp. *muoldda* (*uo* < *o*) haben wir finn. *multa*, eine doublette, der freilich auch im aschw. die doppelform *mold* und *muld* entspricht. dagegen steht dem *u* von finn. *hurskas* (∾ an. *horskr*) im nord. nur ein *o* gegenüber. haben wir in dem finn. *u* die vorstufe des nord. *o* zu sehen? man wird unsicher wenn man diesem finn. *u* = nord. *o* auch in zweifellos sehr jungen lehnwörtern begegnet, wie zb. finn. *pusa* ∾ an. *posi*, man muss mit der möglichkeit rechnen, dass derselbe laut im finn. und lapp. bald mit *o*, bald mit *u* widergegeben wurde. gerade das genannte lapp. *soames* gibt zu denken: die endung *-es* (< *-as*) weist auf sehr alte entlehnung; aber vor *m* scheint der *a*-umlaut erst in spät-urnord. zeit eingetreten zu sein! (Noreen § 61, 1); also würde das lapp. *oa* hier nur scheinbar auf nord. *o* deuten!

Im gegensatz zur 3. auflage wird jetzt auch der übergang von starktonigem *e* zu *i* vor *i*, *j* der folgenden silbe nicht mehr in urgermanische, sondern erst in urnordische zeit verlegt und zusammen mit den übrigen formen des *i*, *j*-umlauts behandelt[1]. die keime zu diesem übergang liegen doch vielleicht schon in früherer zeit, da sich genau dieselbe erscheinung ja auch im wgerm. findet, während die übrigen fälle des *i*-umlauts auf wgerm. gebiet in gröfserer beschränktheit auftreten. schreibungen noch mit *e* in runeninschriften (*erilaʀ*), bei Jordanes (*fervir*, *bergio*) und — auf wgerm. boden — in deutschen eigennamen bei Strabo und Tacitus (*Segimerus*, *Segimundus*, aber doch auch

[1] so müste es in § 530 anm. 4 'urnordisch' statt 'urgermanisch' heifsen.

schon *Sigimerus* bei Velleius Paterculus) dürften einen laut widerspiegeln, der immerhin schon geschlossener war als das unumgelautete *e*; vgl. Karsten Germanisch-finnische lehnwortstudien (Acta soc. sc. Fennicae tom. 45) s. 138.

Wir haben bereits mehrfach das oft schwierige verhältnis von laut und buchstaben berührt. gelegentlich begeht auch die Noreensche grammatik den fehler so vieler grammatischer darstellungen, dieses verhältnis nicht genügend hervorzuheben oder es gar zu verkennen. in § 239 werden zb. die bedingungen angegeben unter denen (spirantisches) *g* zu *k* wird. unter 1 b) heifst es da: 'häufig auch vor *s*, *t*', und am ende des abschnittes: 'dass man häufiger *g* als *k* findet, beruht auf association'. in der gesprochenen sprache trat doch unter diesen bedingungen zweifellos stets *k* ein, und die von N. angenommene association ist nur eine association in der schrift. also zb. *heilakt* und *heilagt* sind nur graphisch verschieden; ein stimmhaftes *g* (*γ*) ist vor dem *t* phonetisch unmöglich. vgl. etwa dtsch. *sorge* (mit [*g*] oder [*j*]): *sorgte* (mit [*k*] oder [*χ*']).

In § 465, 1 und 2 wird das sogen. bragarmál behandelt, die enklitische suffigierung von *ek* (*-k*, *-g*) und *þú*, besonders in der älteren poesie. dieser unterschied zwischen poesie und prosa ist zum grofsen teil wol nur ein unterschied der orthographie: gesprochen hat man zb. *emk* 'bin ich' gewis auch in prosaischer rede viel häufiger als die schrift es erkennen lässt. bei metrischen texten wurde auch in der schrift das bragarmál gern angewant, um metrum und rhythmus auch schon für das auge möglichst erkennbar zu machen, etwa so wie wir im deutschen beim aufzeichnen poetischer texte die synkope oder apokope unbetonter vocale öfter auch in der orthographie zum ausdruck bringen (*flög' ich, zählt' er* usw.).

In der altnordischen grammatik, und zumal in einer so ungeheuer stoffreichen darstellung wie der von Noreen, begegnen wir vielen erscheinungen, die uns der junggrammatischen these von der ausnahmslosigkeit der lautgesetze mit gröster vorsicht und skepsis begegnen lassen. da ist zb. der in § 119 behandelte, gelegentliche übergang von *ø* > *e*, der sich durchaus in keine lautgesetzlichen regeln pressen lassen will, wie Noreen selbst mit recht (z.t. gegen Kock) hervorhebt. wir haben es hier mit einer sprachlichen neigung zu tun, die sich nicht bis zum 'lautgesetz' verhärtete, dh. die nicht allgemein durchdrang. bemerkt sei bei dieser gelegenheit, dass gleich in diesem paragraphen 119 das beispiel *Edda* hätte genannt werden sollen: *Edda* < *Ødda* abgeleitet von *Oddi*, so wie *Vatnshyrna* (eine berühmte sagahandschrift) von *Vatnshorn*. in § 127, 7 wird *Edda*, wenn auch zweifelnd, von *óðr* abgeleitet nach einer von Arni Magnússon aufgebrachten hypothese. richtig ist allein die oben genannte erklärung, die letztlich auf den alten Björn á

Skarðsá zurückgeht und von Eiríkr Magnússon und Sijmons aufs trefflichste begründet worden ist.

Eine andere, wichtige erscheinung, die die möglichkeit einer bloſsen neigung zur lautveränderung beleuchtet, scheint mir der *u* (nicht *w*!)-umlaut von *ĕ* und *ĭ* zu sein, dessen vorhandensein zb. von Heusler ebenso energisch geleugnet wie von Noreen behauptet wird. mit vollem recht weist Heusler Aisl. elb.[2] § 68 auf gegensätze wie *land* — *londǫm*, aber *þing* — *þingom* uä. hin. Noreen dagegen behandelt den *u*-umlaut von *ĕ*, *ĭ* auf éiner linie mit dem von *ă*, sicher mit unrecht. die belege die er vorbringt erklären sich einerseits zt. mit annahme von *w*-umlaut (*røkkr*, *døkkr*), in anderen fällen spielt gewis der vorangehnde consonant (labial) eine rolle (Heuslers 'combinierter labialumlaut'); hierher gehören fälle wie *kyrr* (< **kwirruʀ*), *systir*, *myklo*. wider in anderen fällen findet sich die erscheinung nur in nicht haupttonigen silben: *Hallfrøþr* (nie simplex *frøþr*!), *tvítøgr*, *Óláfsmøssa* (nach dem obliquus) u.ä.m. oft sind die umgelauteten formen ganz vereinzelt neben der masse der nicht umgelauteten, so etwa *fø* statt *fé* (einmal bei Larsson Ordförrådet i de älsta isländska handskrifterna 104 belegt). aus *u*-umlaut in nicht haupttoniger silbe möcht ich auch die reduplicierten präterita *røra*, *snøra* usw. erklären (nach dem plural *rørum* usw.), ebenso *møga* nach **møgum* (einmal bei Larsson), anorw. *løsum*. das verbum finitum war ja im hauptsatz meistens schwachtonig! in all diesen fällen handelt es sich eben nur um eine neigung, nicht um ein durchgeführtes lautgesetz. man darf annehmen, dass in der gesprochenen sprache derartige fälle etwas häufiger waren.

Mit einem bloſsen ansatz zur lautregel haben wir es auch bei der in § 124, 2 behandelten sporadischen vocaldehnung vor *lh*, *rh* zu tun: *váler* 'welschen' (gewöhnlich *valer*), *fýre* 'föhrenholz' (gew. *fyre*) usw.

Auf einen bemerkenswerten fall paralleler lautentwicklung stoſsen wir in § 125: dort wird die dehnung jedes kurzen starktonigen vocals vor einfachem consonanten sowol im späteren isländischen (etwa seit 1400) wie im späteren norwegisch (seit dem 14 jh. belegt) behandelt — eine parallele zur nhd. vocaldehnung.

Bei der behandlung der altnordischen synkope hätten die synkopierungserscheinungen in der compositionsfuge eine genauere untersuchung verdient. in § 153, 4 heiſst es, dass synkope früher vor starktoniger als vor schwachtoniger silbe eingetreten sei. daher erkläre sich das unterbleiben des umlauts in fällen wie *kvánlauss*, *kattbelgr*: schon vor den umlautserscheinungen sei die synkope eingetreten. damit verträgt sich schlecht dass wir zb. noch in der inschrift von Björketorp (gegen 700) eine form mit erhaltenem compositionsvocal nach langer silbe haben: *wēlaðauðe* (aber in *haiðʀruno* und *mālausʀ* derselben in-

schrift ist die synkope zwischen den gleichen oder ähnlichen consonanten *l—l*, *ʀ—r* bereits eingetreten). um diese zeit muss aber der *i*-umlaut bereits vollzogen gewesen sein, vgl. *barutʀ* = *brýtr* derselben inschrift. gehn vielleicht *kvánlauss, kattbelgr* usw. auf **kvānalausaʀ*, **kattabalgiʀ* zurück mit verallgemeinertem compositionsvocal *a*? jedenfalls zeigt *wēlađauđe* gegenüber *barūtʀ*, dass sich in der compositionsfuge der unbetonte vocal gerade länger erhielt als sonst. dass in den oben genannten sonderfällen *mālausʀ, haiđʀruno* synkope schon früh eintrat, ist verständlich; vgl. a. sg. *einn, heiþenn* usw. mit synkope zwischen gleichen consonanten. — Besondere, von Noreen nicht berücksichtigte synkopierungserscheinungen liegen vor in fällen wie *Ísfirđingar, Esphœlingar, Laxdœlir* usw. gegenüber *Ísafjǫrđr, Espihól, Laxárdalr* (vgl. Anz. XLIII 7 f).

Die darstellung der f o r m e n l e h r e in Noreens werk scheint mir teilweise etwas zu descriptiv, den historischen verhältnissen zu wenig gerecht zu werden. besonders tritt das in den abschnitten über die weiblichen *ō*- und *i*-stämme hervor. dass die verteilung des stoffes auf die eine oder die andere dieser beiden declinationen ganz äufserlich nach dem aussehen der endung des n. a. pl. (*-ar* oder *-er*) bemessen wird, ist an sich durchaus zu billigen; nur so ist eine sichere verteilung möglich. es hätte aber daneben doch darauf hingewiesen werden müssen, dass durch diese descriptive verteilung die historischen verhältnisse wesentlich verschoben werden, weil sich beide declinationen gegenseitig beeinflusst haben. dagegen ist es selbst vom standpunct der rein beschreibenden grammatik aus kaum geboten, *fé* unter den vocalisch auslautenden neutren der *a*-stämme aufzuführen (§ 363) und nur in der anmerkung dies wort als ursprünglichen *u*-stamm zu kennzeichnen: durch den für ein neutrum singulären genetiv auf *-ar* weist es sich auch äufserlich als zur *u*-declination gehörig aus. — Ähnliche bedenken erheben sich gegen die registrierung von *spýja, spió* in der 2. classe der starken verba (§ 488) statt in der ersten.

Das verhältnis der ostgermanischen reduplicierten präterita zu den entsprechenden nord- und westgermanischen formen erhält eine neue beleuchtung durch merkwürdig parallele erscheinungen im tocharischen; vgl. WSchulze BSB. 1924, 166 ff. — Dass die präterito-präsentia ihr neues präteritum am ehesten nach art der 4. schwachen classe (*vaka, hafa*) bilden (§ 521), stimmt nicht: nur *munþa* 'erinnerte mich' lässt sich damit vergleichen; alle übrigen fügen das dentalsuffix unmittelbar an die wurzel nach art von *sótta, orta, þátta, þótta*.

Schliefslich sei es mir noch gestattet, zu § 320 zu bemerken, dass der übergang von *t, d, þ, đ* + *t* > *ss* nicht schon urindogermanisch ist.

'Ausstellungen' zu machen, ligt leider im wesen jeder

kritischen besprechung. ich möchte aber diese mitteilungen mit der angenehmen pflicht schliefsen, dem staunen und der bewunderung ausdruck zu verleihen, womit mich die lectüre dieses an stoff wie an gedanken schier überwältigend reichen werkes erfüllt hat.

Göttingen. **Wolfgang Krause.**

Notationes Norrœnæ. Anteckningar till Edda och skaldediktning av **Ernst A. Kock** [Lunds universitets' Årsskrift n. f. avd. I bd. 19, nr 2, 107 ss.; nr 8, 68 ss,; bd. 20, nr 1, 126 ss, nr 2, 59 ss.]. Lund, Gleerup; Leipzig, Harrassowitz 1923—1924. 8⁰.

Kocks arbeit in diesen vier heften gilt vor allem der skaldendichtung. weiter gemeingermanisch orientierter blick, klarheit in aufstellung und behandlung der probleme, saubere und gewissenhafte einzelkritik, lebendige und geschmackvolle darstellung und ein, wie namentlich die wollautenden schwedischen übertragungen zeigen, feines und künstlerisches nachempfinden der alten dichtung, wie sie sich ihm darstellt, das alles sind vorzüge, wie man sie über diesen spröden gegenstand so leicht nicht wider in éinem werke wie hier zusammenfindet.

Ich schicke dies voraus. denn ich möchte durch die folgenden grundsätzlichen einwendungen nicht den eindruck hervorrufen, als ob nicht auch mir die weiterführung dieser Notationes Norrœnæ — schon um der vielseitigen anregung und des ästhetischen genusses willen, die ich dauernd bei ihrer lectüre und durcharbeitung empfand — in hohem grade wünschenswert und willkommen wäre. was mich bei mancher bejahung ihrer einzelergebnisse doch in der hauptsache oft zu stark anzweifelndem, wenn nicht ablehnendem urteil führt, sind zwei grundeinstellungen des verfassers der skaldendichtung als ganzem gegenüber, die seine ausführungen weitgehend und mafsgebend beeinflussen, die ich aber weder als schlechthin gültig noch nach meiner wertung des bisherigen standes der forschung als historisch vollbegründet ansehen kann.

Zunächst: der verfasser betont stark, dass, was uns in der überlieferten und bisher kritisch hergestellten fassung der skaldengedichte gedanklich nicht voll anspricht oder dichterisch nicht rein nachempfindbar erscheint, leicht den verdacht erwecke, falsch überliefert oder durch die bisherige kritik misverstanden zu sein. er setzt weitgehend eine übereinstimmung unseres werturteils mit dem der skaldenzeit als dem gesunden zustand voraus. einen solchen standpunct halt ich schon jeder früheren litteraturperiode gegenüber für bedenklich. unhaltbar scheint er mir bei der skaldendichtung. bei dieser in hohem mafse unlitterarischen dichtgattung sind wir, scheint mir, nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, die grenzen bis zu denen sie den zeitgenossen verständlich und annehmbar war, denkbar weit und elastisch zu

ziehen. wir können nur von dem schriftlich überlieferten strophenbild ausgehn. jene hörten diese lieder in älterer zeit immer, später, bis tief in die litterarische zeit des alten Island hinein, fast stets im mündlichen vortrag. wie diese recitation im einzelnen war, wissen wir durch sichere zeugnisse nicht, müssen aber (vgl. Zs. 57, 121. 59, 230) andeutungen entnehmen, dass bei ihrer aufsagung nicht nur individueller wortaccent, stimmklang und tonfall, sondern auch geste und mienenspiel des vortragenden dichters mit eine entscheidende rolle für deren verständnis gespielt haben. diese dichtung war von vornherein auf den vortrag berechnet. daher war die regel dass der skalde sie selbst recitierte, und die fälle wo er sie vortragen liefs, waren gewis unliebsame ausnahmen. bei der mündlichen tradition berühmter skaldenlieder wurde jedenfalls nicht nur ihr text, sondern auch die art ihres vortrages weitervererbt. grundsätzlich, darf man sagen, galt das skaldenlied, auch die inprovisation, erst für gelungen, wenn sie durch aufsagung vor kunstverständigen hörern ihre feuerprobe bestanden hatten.

Schon angesichts dieser tatsache erscheint mir ein grofser teil der beanstandungen, die Kock gegenüber den strophenbildern, namentlich bei der dróttkvættvísa, in FJónssons Skjaldedigtning erhebt, viel zu weitgehend. die sehr freie wortstellung, die, meist wolbedacht, betonte worte und wendungen vorwegnimmt oder an besonders prägnante stellen der strophe schiebt, ist in der regel durchaus einwandfrei. ihre unstimmigkeit mit der landläufigen syntax fand offenbar im mündlichen vortrag durch dessen eigenart ihre naturgemäfse ausgleichung. sie ist als bewuste kunstmanier eben der skaldendichtung eigentümlich. gewis kann zugegeben werden, dass in manchen, vielleicht vielen fällen ein von Kock aus der überlieferung gewonnenes strophenbild das ursprüngliche sein kann oder auch ist. aber grundsätzlich fallen die künstlichen strophenbilder, die K. bei FJónsson bekämpft, nicht diesem, sondern der alten dichtung selbst zur last. generell glaub ich weder an die in dem buch für das auge in tabellen veranschaulichte angebliche unnatur und künstelei in Jónssons satzbildungen (§ 303. 318 uö.), noch leuchten mir die von Kock gelegentlich als zulässig bezeichneten strophenbilder (§ 336. 408 uö.) als bindende muster ein. in den meisten fällen wo der verfasser die tmesis verwirft (auch § 480), kann ich ihm nicht folgen, auch eine so weitgehnde rettung der variation und anderer altgermanischer stileinflüsse nicht mitmachen. die fälle wo K. ein einfaches wort oder eine freie verbindung statt der kenning einsetzen will (vgl. § 116), erscheinen mir mindestens sehr zu beschränken. vollends in den fällen wo er vertauschung von compositionsgliedern innerhalb der kenning beanstandet oder statt umfangreicherer kenningar einfachere vorschlägt, steh ich doch letzten endes fast immer auf seiten FJónssons, weil er

mir dem würklichen alten skaldenstil näher gekommen zu sein scheint.

Ich bin damit schon zu der zweiten grundeinstellung Kocks gekommen die ich nicht mitmachen kann. ich kann sie von meinem standpunct aus nur als seine kenningarfeindlichkeit bezeichnen. mitveranlasst hat diese seine sonst sehr anerkennungswerte gemeingermanische einstellung, auf die ich am schluss noch zurückkomme. aber doch keineswegs allein. vorwiegend ligt ihr doch bei K. die annahme zu grunde, dass die künstliche umschreibung in dem umfange wie sie die bisherige forschung annahm, nicht zu rechtfertigen und im wesentlichen durch misverständnisse und falsche erklärungen in alter und neuer zeit verschuldet sei. K.s bestrebungen, einfachere, seiner ansicht nach dem ursprünglichen näher kommende strophenbilder zu gewinnen, führt oft praktisch auch dazu, bei seiner textgestaltung die kenning, die ja zum grösten teil die verschränkte wortstellung mitbedingt, in ihrer souveränen künstlerischen freiheit und mannigfaltigkeit einzudämmen. das verträgt sich aber nicht, wol auch nicht nur nach meiner auffassung, mit der am greifbarsten noch neuerdings in Meifsners buch über die kenningar erhärteten tatsache, dass die kenningar eben die seele der ganzen skaldendichtung sind, das eigentlich neue charakteristische, das uns zunächst eigenartig berührt, das aber in der hauptsache die skaldenpoesie von dem ältern, in den Eddaliedern noch vorwiegend bewahrten gemeingermanischen dichterstil unterscheidet. ich kann daher im allgemeinen die aufgabe nicht darin sehen, durch zurückdrängung oder beiseiteschiebung dieses sachverhalts auf gewinnung einfacherer, unsern ohren wolklingenderer strophenbilder auszugehn, die an sich noch so ansprechend und auch sonst wolbegründet sein mögen — wie sie es bei dem verfasser tatsächlich häufig sind —, vielmehr in erster linie darin, der eigenartigen neuen erscheinungsform, wie sie die kenningar in ihrer gesamtheit bieten, bis an die äufserste grenze des möglichen nachzuspüren, und letzten endes eher einmal an ein uns nicht mehr begreifliches imponderabile der skaldenzeit zu glauben (so zb. § 194. 195), als zu erklärungen und besserungen zu schreiten, die in ästhetischer form unserer geschmacksrichtung genüge tun. was ich meine, find ich in eingehnder und vorbildlicher weise in Meifsners buche verwürklicht, auf das ich hier im einzelnen nicht eingehn kann. der weg, wie weit wir an das ursprüngliche herankommen, scheint mir durch dieses werk am besten vorgezeichnet.

Die sehr künstliche kenning war von anfang an, bis wohin wir die skaldendichtung controllieren können, da. am stärksten und würkungsvollsten gerade in der ältesten zeit. sie blieb aber bis in die litterarische zeit urwüchsig und ungebrochen. noch schöpfungen wie Thiodolfs Thor-Sigurd-weisen, wie Einars

Axtlied, wie Sturlas herrliches Rabenlied sind dafür glänzende beispiele. keine modeströmung, keine dichterindividualität hat die kenning in späterer zeit dauernd aus ihrer beherschenden stellung verdrängen können. grofser dichter werke, die sie einschränken oder ganz aufser acht lassen, wie Sigvats Freimutsweisen oder Eysteins Lilie haben ihre bedeutung nicht als skaldenpoesie. ihr hoher wert ligt in ganz anderer richtung. sie bestätigen als ausnahme nur die regel, dass die kenning das tiefste wesen der skaldendichtung enthüllt. auch die grenze ihrer verständiichkeit und ertragfähigkeit kann man sich daher bei den zeitgenossen nicht weit genug gezogen denken. ein gedicht wie die Thorsdrapa von Eilif Gudrunarson, in dessen erklärung ich wie in der der Ragnarsdrapa und Haustlöng Finnur Jónsson fast durchweg beistimme, war aus den voraussetzungen ihrer zeit heraus stofflich wie formell durchaus verständlich, keineswegs ein curiosum (§ 442). auch wir müssen sie in ihrem üppigen kenningarschmuck als eine hohe blüte, vielleicht die höchste, dieser ältesten skaldenkunst fassen.

In eine detaillierte betrachtung von Kocks einzelkritik einzutreten, muss ich mir hier, schon des raumes wegen, leider versagen. hervorheben aber möcht ich noch einmal im anschluss an das im eingang gesagte, dass meine einwände den hohen wert seines werkes nicht in zweifel ziehen sollen. denn einmal: auch die bisherige art der skaldenkritik, die der verfasser in Finnur Jónsson als einem typischen vertreter bekämpft, hat natürlich in manchem einzelfall abgeirrt und ist öfter zu weit gegangen. Kock hat durch seine gründliche nachprüfung nicht nur widerholt misverständnisse beseitigt, sondern auch durch neue sinnvolle einfälle anregung zu weiterer kritischer durchmusterung gegeben. namentlich bei strophen Gislis, Kormaks, Einar skalaglamms und Thord Kolbeinssons ist das in gröfserem umfang der fall. sodann: einleuchtender als K.s theoretische bemängelungen der ältern forschungsrichtung auf dem gebiete der skaldenpoesie ist manche überzeugende und geistreiche besserung, die unabhängig von der allgemeinen einstellung spontan auf den leser würkt. bei seiner intuitiven erfassung skaldischer strophenbilder hat der verfasser gerade bei verderbten texten, wie in den strophen von Tind (§ 429 ff) und Havard (§ 536 ff), glückliche würfe herausgeholt.

Die meiste zustimmung wird, glaub ich, der teil der ausführungen Kocks finden, bei denen die gemeingermanische einstellung den wesentlichen und entscheidenden kern seiner textgestaltungen bildet. sie ist in diesen heften keineswegs blofs der Eddadichtung zu gute gekommen, wo er mich in zahlreichen fällen überzeugt hat, sondern auch der skaldendichtung. so einleuchtenden erklärungen zb. wie in § 150. 245 kann auch ich mich von meinem standpunct schwer verschliefsen. nicht

nur syntaktisch und wortgeschichtlich hat Kock hier überall manche bereicherung unseres wissens durch seine reiche belesenheit beigesteuert: auch altgermanischer formelschatz und altgermanische verstechnik sind nach seinen ergebnissen neben dem durch die kenning neugeschaffenen doch vielleicht reicher und länger würksam gewesen, als man bisher angenommen hat. das wäre an sich ja auch keineswegs wunderbar, wenn man in betracht zieht, wie in so manchem sachlichen und ethischen die skaldendichtung noch bis in ihre spätere zeit auf ältere gemeingermanische culturzustände zurückgeht. eine abhandlung: die altgermanischen stil- und culturelemente in der skaldendichtung muss ja doch einmal geschrieben werden. für sie würden Kocks reichhaltige beobachtungen schon in den vorliegenden vier heften von grundlegender bedeutung sein.

Eberswalde. **Felix Niedner.**

---

1. Die Brünhildsage in Russland von **August von Löwis of Menar** [= Palästra 142]. Leipzig, Mayer & Müller 1923. 110 ss. 8°.
2. Märchen und Sage, bemerkungen über ihr gegenseitiges verhältnis, mit bes. rücksicht auf die Sigfridsagen, von dr **H. W. Rutgers.** Groningen u. Haag, Wolters 1923. 90 ss.

1. August von Löwis of Menar, dessen name im kreise der deutschen märchenforscher schon lange einen guten klang hat, greift in seinem neuen, Andreas Heusler gewidmeten buch über die grenzen seines bisherigen arbeitsgebietes kräftig hinaus. die glückliche, in Deutschland leider so seltene vereinigung von gründlicher germanistischer bildung und umfassender kenntnis der russischen überlieferungen lässt ihn die in letzter zeit mehrfach erörterte frage nach dem verhältnis des russischen 'Brautwerbermärchens' zum Brünhildstoff m.e. im wesentlichen abschliefsend beantworten: das märchen ist, wie das schon Heusler (Jiriczek, vdLeyen, FRSchröder) gegen Panzer (wider anders Neckel) annahm, ein seitenspross der deutschen Brünhilddichtung, genauer des 'jüngeren Bhliedes', der vorstufe von Þss. und Nl. was vL. vor allen die sich bisher zu der frage äufserten voraus hat, ist die genauere kenntnis des russischen materials: statt der 12 nrr. Panzers stehn ihm 34 fassungen des Bwm. zu gebot. eine sorgfältige analyse der zu Panzers material neu hinzugekommenen 22 nrr. ergibt (in verbindung mit den analysen P.s), dass sämtlichen 34 fassungen ein festumreifsbares grundthema eignet. wol sind in den einzelnen märchen immer wider motive erblindet, vergessen, umgeformt, wol sind in die meisten von ihnen stücke aus fremden stoffen, vor allem aus dem m. vom 'Dankbaren toten' und vom 'Traum von künftiger herrlichkeit (vgl. Bolte-Polívka I 324) eingedrungen, aber all diese veränderungen sind deutlich secundär, sie bleiben ein leicht er-

kennbarer äufserer anflug, der den kern des märchens, die stellvertretung in freierproben und brautnacht, nicht verdunkelt: nur der schlussteil des märchens ist durch die parabel vom 'Lahmen und blinden' (in einer der fassung des Pancatantra nahestehnden gestalt) so gründlich verändert, dass sich zwar der zwischen ihm und dem hauptteil klaffende riss noch deutlich erkennen lässt, nicht aber, wie das märchen vor der aufnahme des parabelmotivs zu ende gegangen ist.

Nachdem vL. die aus den erhaltenen fassungen zu erschliefsende grundform des märchens (er bezeichnet sie mit berechtigter vorsicht nur als 'die normalform des 19 jahrhunderts') in ihrem inhaltsverlauf nachgezeichnet und als ihre mutmafsliche heimat das nordöstliche Grofsrussland (die gouvernements Nowgorod, Orenburg, Perm) festgestellt hat, sieht er sich in der übrigen russischen überlieferung nach parallelen zum kernmotiv des märchens, der doppelten stellvertretung um. die ausbeute ist gering: was die bylinen von Michael Potyk und von Kostruk an entsprechenden zügen bieten, erweist sich als später anwuchs aus dem märchen; die altrussische geschichtslegende kennt nichts ähnliches. damit ist der annahme der boden bereitet, dass die stellvertreterformel aus nichtrussischer quelle stammt. — Ein letztes capitel der in vorbildlich behutsamer methode geführten untersuchung leitet dann einwandfrei zu dem oben formulierten ergebnis. nach einem schnellen umblick über die bisherige russische und deutsche forschung, die dem märchen- und sagenforscher noch einmal schmerzlich bewust werden lässt, wie wichtig, ja unentbehrlich die kenntnis nicht nur des russischen materials, sondern auch der neueren wissenschaftlichen russischen litteratur für ihn wäre, führt vL. den vergleich des m. mit den verschiedenen fassungen des Bh.stoffes im einzelnen durch: nächste beziehungen zu Þs. und Nl., dagegen nicht zu den nordischen fassungen; der ansatz Nl. > m. oder Þs. > m. wird überzeugend abgelehnt, bleibt j. Bhl. > m. (wobei nur der verlust zweier so einprägsamen züge der quelle wie Gunthers aufhängung an den nagel und die entwendung des erinnerungszeichens durch Sigfrid auffallend und im grunde unerklärt bleibt); daneben, vom verf. nur vorsichtig angedeutet aber recht wahrscheinlich, übernahme des motivs von der rosswahl aus einem deutschen Jungsigfridlied in die russische erzählung; zeit der übernahme etwa die wende des 12/13 jh.s; vermittlung durch hansische kauffahrer an die 'skomorochi', die russischen spielleute, die den stoff kaum mehr als lied, sondern wol bereits als prosaerzählung vortrugen (wenigstens ist die existenz einer stellvertreterbyline von der russischen überlieferung aus nicht zu beweisen und eher unwahrscheinlich); wesentlich später, vielleicht erst im 16/17 jh., übergang des stoffs in die bäuerliche welt der märchenerzähler, durch die ihm die heldischen elemente fast restlos abgestreift wurden. eine rückläufige ein-

würkung der russischen erzählung auf die niederdeutsche überlieferung (þs.) lassen die gestalt der Brünhild als einer rossbesitzerin und einzelheiten in der ausmalung des eindringens in ihre burg und des rossfangs vermuten; sehr viel deutlicher zeigt die Hvensche chronik in ihrer schilderung der brautnacht (rutenschlagen), dass ihre balladenquelle (13 jh.?) kenntnis vom russischen brautwerbermärchen besafs.

In allem wesentlichen scheinen mir diese ergebnisse und ansätze vL.s gesichert, zum mindesten sehr einleuchtend. jedenfalls fühlt sich der leser die ganze untersuchung hindurch an der hand eines sicheren und zuverlässigen führers und scheidet mit dem gefühl des bedauerns darüber, dass ein die grundsätzlichen probleme behandelndes schlusscapitel des buchs der not der zeit zum opfer fallen muste, und mit dem wunsche, der verf. möge die verheifsene gröfsere arbeit über die russischen heldensagen recht bald vorlegen können!

2. Weniger gutes ist von der Groninger dr-dissertation von Rutgers zu berichten. zwar dass sie zu einem guten drittel (in ihrem capitel II 'Sigfrids brautwerbung und das märchen vom brautwerber') durch die im gleichen jahre erschienenen untersuchungen vL.s völlig überholt und damit wertlos geworden ist, kann man ein unglückliches zusammentreffen nennen; aber auch ihr capitel I, das kritische referat über die verschiedenen auffassungen des verhältnisses zwischen märchen und (deutscher) heldendichtung kommt nicht über eine recht allgemein gehaltene ablehnung von Wundt und Panzer und eine ähnlich matte zustimmung zu Heuslers these hinaus, und ebenso bleibt das letzte capitel (III) 'Die erweckungssage und das märchen vom Dornröschen' im kritischen referieren fremder meinungen und in allgemeinem räsonnement stecken, ohne zur lösung der vielerörterten frage einen neuen gedanken oder gar neues material herbeizubringen.

Königsberg. **Friedrich Ranke.**

Beiträge zur geschichte der visionenliteratur im mittelalter. I. II. von dr **Max Voigt** [Palaestra 146]. Leipzig, Mayer & Müller 1924. VIII u. 245 ss. 8°.

I. Visio Lazari. Im historischen rahmen des weltheilsplanes ist die Visio Lazari die früheste aller christlichen höllenreisen. Lazari tod, niederfahrt zur hölle und auferweckung ligt — als 'historisch' letzter typologischer hinweis auf das unmittelbar bevorstehnde sterben, zur hölle fahren und auferstehn des herrn — vor Christi erlösungswerk an den erzvätern. daher findet Lazarus die frommen väter und propheten noch im Limbus versammelt, zwar nicht unmittelbarer qual ausgesetzt, aber in ihrer gottferne am dunklen orte schwer duldend und seit viel

tausend jahren nach dem versprochenen erlöser sich mit wehklagen sehnend. dass diese reinen, weisen, frommen (v. 653) an den ort der trübsal gebannt sind, macht einen erschütternden eindruck auf den besucher, und unser dichter, ein Bayer der um 1400 schreibt, lässt es stellenweise zu vorwürfen gegen Gott kommen, der so unverständliche bestrafung gewollt hat. in dieser gesinnung der auflehnung und des nicht verstehnden trotzes lagen häretische gefahren; und randbemerkungen eines lesers in einer der hss. zeigen, wie ernst solche gefahren genommen werden musten. von hier aus wird verständlich, warum es dem spürsinn Voigts nicht gelingen mochte, die unmittelbare lat. vorlage des bayrischen gedichtes aufzutreiben. dass er eine solche vorlage benutzt hat, sagt der Bayer selbst ausdrücklich v. 731 ff. aber es war eben ein text der zu dicht am rand häretischen abgrunds seinen weg suchte, als dass er in vielen hss. hätte verbreitet sein können. auch nach seiner reinigung vom anstöfsigsten blieb er noch gefährlich genug. dem Bayern lag schon diese beschnittene, nicht mehr crass ketzerische, wenn auch noch immer bedenkliche und dem schwachen laien möglicherweise gefährliche fassung vor:

v. 737 *Jeronimus hat si bewärt,*
Gregorius hats auch ervärt,
der die zeit ist papst gewesen:
der hat sį verpoten nicht gar ze lesen.
davon han ich sį nicht gar geticht
und vand ir auch latein nicht
mer dann ir hie geschriben stat.

— Als ersatz für die nicht beizubringende unmittelbare vorlage gibt Voigt eine feine und aufschlussreiche untersuchung der näheren und weiteren verwantschaft des bayrischen gedichts in lateinischer, französischer, englischer litteratur. dabei muste gleichzeitig die verworrene geschichte des merkwürdigen stoffes klargelegt werden. hier nur das wichtigste: es wird gezeigt, wie die noch in der Visio SPauli locker gereihten und ohne beziehung auf bestimmte sünden dastehnden 11 strafen sich unter dem einfluss der siebenzahl der hauptsünden (Gregor, Hugo von SVictor, Petrus Lombardus) auf sieben reducieren und fest an bestimmte sünden binden. die verbindung dieser siebengliedrigen höllenvision mit der Lazaruslegende ist für das 14 jh. und für die diöcese Marseille, das hauptcultgebiet des hl. Lazarus, durch eine stelle in den visionen des Georg von Ungarn (denen der zweite beitrag Voigts gilt) sicher bezeugt; sie tritt uns im 'Calendrier et compost des bergiers' von 1493 wider vor augen. hingegen haftet die anonyme Passio Lazari einer Brüsseler hs. des 14 jh.s und einer Chigi-hs. vom ende des 13 jh.s noch an der lockereren und gleichsam amoralischen ordnung der höllenstrafen, wie sie aus der Visio SPauli bekannt ist. diese dinge

werden scharfsinnig geklärt und auf grund einer belesenheit und kenntnis des materials dargestellt, der gegenüber rec. sich durchaus dankbar lernend zu verhalten hat. das bayr. gedicht kennt die bindung der strafen an bestimmte sünden noch nicht, hat also auch keine heptadeneinteilung. anderseits folgt es merkwürdigerweise auch nicht dem elfgliedrigen schema der Visio SPauli, sondern nimmt 5 strafstufen an, die eine auswahl aus unzählbaren und unerzählbaren weiteren furchtbarkeiten darstellen sollen. V. hält die bayr. fassung für eine reduction der neungliedrigen ordnung des Elucidariums (Honorius Augustodunensis). in der plastischen ausgestaltung der qualen und des infernalen peinigungsapparates steht der Bayer weit hinter dem Calendrier et compost des bergiers zurück, dem — möcht ich glauben — bildliche darstellungen vor augen standen, wie wir sie etwa aus Vérard: 'Art de bien vivre et de bien mourir', aus den fresken der kirche Saint-Dézert zu Chalons-sur-Saone, aus den Très riches heures du duc de Berry kennen.

Das werk des Bayern scheint sich nie weiterer verbreitung erfreut zu haben: Mauerbach, Regensburg, Salzburg sind die heimatorte der drei aus dem 15 jh. stammenden hss., auf denen V. seine ausgabe des textes (s. 86—113) aufbaut. viele zwischenstufen zwischen überlieferung und original brauchen nicht angenommen zu werden. die Regensburger und die Salzburger hs. hängen durch gemeinsame vorlage mit dem archetypus zusammen, während die Mauerbacher hs. (heute Berlin, Staatsbibliothek ms. lat. quarto 374) unmittelbar auf den — gegenüber dem original freilich schon getrübten — archetypus zurückgeht. die sprachlichen und metrischen eigentümlichkeiten werden s. 49—86 untersucht: die sprache ist nordbayrisch im sinne Lessiaks und Pauls.

II. Visionen des ritters Georg aus Ungarn. der zweite beitrag bringt untersuchungen zur geschichte des irischen wallfahrtsortes Purgatorium Sancti Patricii und der litteratur die sich um die dort gespendeten visionen gruppiert hat. das stoffliche ist schon von haus aus womöglich noch krauser als in der Visio Lazari, und eine weitere verzwickte brechung des inhalts der hier genossenen visionen entsteht aus der dogmatischen notwendigkeit, die geschauten räume und phänomene nicht als tatsächliches himmlisch-höllisches jenseits, sondern als eine eigens zur erbauung und läuterung des tollkühn-frommen pilgers veranstaltete spiegelung jenseitiger dinge auf ein irdisches und leiblichen augen zugängliches niveau aufzufassen und ausdrücklich zu erklären. denn nicht wie Lazarus als ein würklich gestorbener, dem das jenseits naturgemäfs zugänglich ist, sondern als lebender — antiken Hadesfahrern verwant — steigt der Purgatoriumspilger nach mannigfacher geistlicher vorbereitung und langem fasten in die höhle auf der insel des Lough

Derg (grafschaft Donegal) hinab, und was er mit seinen menschlichen, lebendigen augen zu sehen bekommt, sind zwar den jenseitigen wesen durchaus entsprechende abbilder, aber eben doch nur abbilder. um 1190 erzählt zuerst der Cistercienser H. von Saltrey von dieser erstaunlichen, auf das gebet des Irenapostels eingerichteten möglichkeit, kenntnis jenseitiger welt zu erlangen, und sein bericht gewinnt bald eine verbreitung die derjenigen der etwa gleichzeitigen Tundalusvisionen kaum nachgestanden haben wird. Hippolyte Delehaye (Analecta Bollandiana XXVI, 1907) hat die sicher belegbaren wallfahrten zu diesem läuterungsort zusammengestellt, und es ergibt sich, dass sie um die mitte des 14 jh.s häufiger sind. auf die mannigfachen interessanten einzelheiten einzugehn die Voigt für die verschiedenen pilgerfahrten anführt — auch frühe skepsis kommt vor —, ist hier leider nicht möglich. V. ergänzt und berichtigt auf grund einer erstaunlichen belesenheit die angaben Wrights, Delehayes und anderer aufs glücklichste.

Der visionsbericht des Georg aus Ungarn, des dritten pilgers in der reihe Delehayes, 1353, hat bisher wenig beachtung gefunden. Toldy hat 1871 textproben gegeben. in seiner gesamtheit ist der lat. text nirgends veröffentlicht, und auch V. muss sich einstweilen mit einer — allerdings vorzüglichen, auch stil und haltung des verfassers zur darstellung bringenden — inhaltsangabe begnügen. er stützt sich dabei auf 9 hss. des 14 und 15 jh.s., die in ihrer überwiegenden mehrzahl aus Österreich stammen. da V. es zur sicherheit erhebt, dass der verfasser ein provençalischer Augustinereremit war, der den bericht nach der rückkehr Georgs aufs festland vielleicht in Avignon (ob im auftrag des pilgers?) schrieb, ist das überwiegen Österreichs in der überlieferung auffallend. den spuren Konrad Burdachs folgend teilt V. den Augustinereremiten eine vermittlerrolle zwischen Provence und Österreich zu, und das muss umsomehr einleuchten, als für die deutsche bearbeitung A, die gleichfalls österreichisch ist, herkunft aus demselben orden wahrscheinlich gemacht werden kann. zu beginn des textes werden die amtlichen geistlichen zeugnisse über die fahrt Georgs und seine jenseitigen erlebnisse mitgeteilt, zeugnisse und protokolle, die sich denn freilich erheblich vorsichtiger ausdrücken, als es die dann folgende schilderung des Provençalen tut. es ist V. gelungen, die in diesen zeugnissen auftretenden persönlichkeiten mit bewundernswerter kenntnis auch fernstliegender orts- und klostergeschichte historisch festzulegen. er sieht daher in diesen schriftstücken urkunden, denen man durchaus vertrauen schenken könne, wenn auch die bestimmung des eigentlichen frommen helden Georg nicht gelungen sei. ich muss es mir versagen, auf den inhalt der fahrtbeschreibung und auf die erlebnisse Georgs hier einzugehn. für die geschichte der visionenlitteratur

sind sie von höchster wichtigkeit, und Voigt hat weit mehr als bloſse inhaltsangabe zu geben vermocht. recht bedeutsam ist zb. der excurs zum motiv des ritters in der kapelle (s. 155 ff).

Seltsamerweise scheint der zweck des ganzen werkes weder der eines litterarischen erinnerungsblattes für Georg, noch der einer propagandaschrift für das Purgatorium und die es hütenden Augustiner gewesen zu sein. vielmehr läuft alles auf dogmatische belehrung hinaus, die in übermäſsiger fülle das gegenständliche umhüllt und verbrämt. also ein popular-theologisches werk, das als einkleidung einen visionsbericht verwendet und zu höherer autorisierung das urkundliche material zur reise des gewährsmannes vorausschickt!

Es existieren 4 deutsche bearbeitungen (A—D) in 15 hss., deren mehrzahl bayr.-österr. mundart zeigt. A, die wichtigste und einzige nicht anonyme, stammt nach ausweis ihrer hs. a, Wien, cod. ms. 2875 (rec. 3029) von Nicolaus von der Astau, der sie um 1400 verfasst haben muss. er war, wie V. s. 204 ff wahrscheinlich macht, Augustiner, und sein name weist entweder ins land ob der Enns, bezirksgericht Weyr, oder nach Salzburg, bezirksgericht Abtenau. in ihm haben wir einen bisher unbekannten verdeutscher theologischer prosa anzuerkennen, 'einen genossen also zb. des Augustiner lesemeisters Leopold von Wien ..... oder des priesters Simon von Kukkersberg'. — wortgeschichtlich wichtig ist das s. 206 ff über sw. f. *wîze* bemerkte.

Über aller gelehrsamkeit und treue zum kleinsten leuchtet in diesem buche ein ganz leiser und verhaltener humor, und in der darlegung des abstrusen stoffes vermeint man hie und da den autor zwischen den zeilen lächeln zu sehen. man begreift die warmherzige bewegtheit, mit der Gustav Roethe im vorwort die gestalt des verfassers zeichnet, der das erscheinen seines ersten und letzten buches nicht mehr erlebt hat.

Marburg. **Jost Trier.**

J. P. Eckermann, Sein Leben für Goethe. nach seinen neuaufgefundenen tagebüchern und briefen dargestellt von **H. H. Houben.** Leipzig, Haessel 1925. 635 ss. kl. 8°.

In der vorrede bemerkt der vf., dass er seit jahren ein selbständiges werk über Eckermann geplant habe. nun gelang es seiner oft bewährten findigkeit, eine reihe für verschollen gehaltener niederschriften aus dessen nachlass: briefe, briefconcepte, vorarbeiten zu den 'Gesprächen mit Goethe' und vor allem einen teil seiner tagebuchmanuscripte aufzustöbern. auf grund dieser documente und unter gewissenhafter benutzung der über Eckermann vorhandenen litteratur verfasste er diese monographie. ausdrücklich betont er, dass das schon recht umfäng-

liche buch keine ins einzelne gehnde biographie sei. auch schildert er E.s leben für Goethe nur bis zum tode des dichters, also das persönliche verhältnis des 'treuen jüngers zum meister'. die spätere zeit, in die seine würksamkeit als herausgeber der werke Goethes fällt, und die weiteren schicksale E.s bis zu seinem eigenen hinscheiden behält er einem zweiten bande vor. dieser soll auch die entstehung, niederschrift, herausgabe, art und technik der 'Gespräche mit Goethe' behandeln.

Diese disposition ist insofern nicht glücklich, als H., wie es wol nicht zu vermeiden war, schon in diesem bande zu den dank Petersens scharfsinniger untersuchung über die entstehung der Gespräche und ihre glaubwürdigkeit (Abh. der Preufs. ak. d. wiss. 1924 phil.-hist. kl. nr 2) jetzt actuell gewordenen fragen nach der wahren bedeutung des E.schen lebenswerkes öfters stellung nimmt. H. geht den spuren des E.schen daseins schritt für schritt mit der liebevollsten hingabe nach, indem er seine eigene darstellung durch autobiographische mitteilungen und briefe E.s unterbricht. es kommt ihm dabei nicht auf eine kritische würdigung der selbständigen leistungen des Goethe-jüngers an. dessen 'Beyträge zur Poesie', dasjenige werk mit dem er sich zutritt zu dem dichter verschaffte, charakterisiert er nicht näher und versucht nicht, ihnen ihre stellung innerhalb der entsprechenden productionen der zeit anzuweisen. hier erreicht er bei weitem nicht Richard Mor. Meyers darlegungen in dem aufsatz 'J. P. Eckermann' (Gestalten und Probleme [1905] s. 131 ff). auch über den dichter E. fallen nur spärliche bemerkungen. dagegen schildert H., wie gesagt, E.s lebenslauf in allen einzelheiten. seine findigkeit bewährt er dabei auch durch heranziehen anderer papiere als E.scher. so wuste er sich die acten der universität Jena über die von Goethe veranlasste promotion E.s zum ehrendoctor zu verschaffen und berichtet allerlei pikantes über den widerstand einzelner mitglieder der facultät gegen die ernennung (s. 228 ff). seine bemühungen den über den zwiespalt entstandenen schriftwechsel des decans mit dem curator der universität aufzustöbern waren allerdings erfolglos. ich glaube, man braucht sich über diesen defect nicht sonderlich aufzuregen. für die erkenntnis der E.schen individualität und die beurteilung seiner beziehungen zu Goethe erscheint mir dieser umstand recht unwesentlich. 'vollständigkeit ist der tod der wissenschaft' hat Wilamowitz einmal geäufsert. so erfahren wir denn so ziemlich alles was E. in Weimar bis zum jahre 1832 erlebt hat. seine ganze existenz entrollt sich vor unsern augen. wichtig ist darin was H. über seinen verkehr mit Goethe besonders unter benutzung von dessen tagebüchern (s. 236 ff) zusammenstellt. dass dabei kleine übertreibungen zu gunsten E.s unterlaufen, soll ihm nicht weiter verargt werden. H. kommt zu dem ergebnis, dass 'sich

in den jahren 1828—29 die verwandlung des ursprünglichen E. in den Goethe-Eckermann vollendete'.

Im ganzen strebt H. in der darstellung von E.s entwicklung nach objectivität. er überschätzt seinen helden im allgemeinen nicht. nur dass er nach meiner ansicht die 'Beyträge', über die er, wenn auch eine zusammenhängende würdigung fehlt, hin und wider bemerkungen fallen lässt, zu hoch stellt. sie erscheinen uns heute doch recht armselig. wenn E. über das thema 'Natur und kunst in der poesie' ganze fünf seiten in kl. 8^0 zu sagen hat, so beweist das nicht gerade ein tiefes eindringen in das wesen der dichtkunst. was er (s. 44—59) über stil und manier sagt, ist nur eine umschreibung des Goethischen so aufschluss-reichen aufsatzes 'Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil'. vieles wie der abschnitt 'Flacher tadel poetischer charaktere wird gerügt' (s. 73—79) ist trivial. auch Richard M. Meyers bemerkung, dass E. Goethes lehren selbständig fortgeführt habe, kann ich nicht für zutreffend halten. im ganzen kann das büchlein den beifall Goethes lediglich wegen der guten gesinnung die aus ihm spricht gefunden haben. — Über E.s poetische fähigkeiten urteilt H. richtig. wenn er (s. 188) seine dürftige production mit dem schwachen auftrieb seines talentes erklärt und es belächelt, dass sich E. zeitlebens für einen verkannten dichter hielt. s. 339 spricht er von seiner poetischen begabung 'als nicht mehr als einem ganz bescheidenen rinnsal'. er hätte auch hinzufügen können, dass E. das dichterische temperament völlig versagt war.

Also H. bemüht sich objectiv zu sein, und zwar nicht blofs hinsichtlich der bedeutung E.s als dichterischer oder litterarischer persönlichkeit, sondern auch hinsichtlich der ja auch zum gegenstand eines dramas gewordenen frage, ob sein tragisches schicksal allein durch sein naturell bewürkt wurde, oder ob Goethe durch eine allzu eigennützige ausnutzung seines schützlings anteil daran habe. allein bei allem streben nach gerechtigkeit entschlüpfen ihm doch auch bedenkliche wendungen. so wenn er (s. 148) sagt, dass 'Goethes offenkundliches bestreben dahin gieng, E. zu ilosieren'. oder wenn er gar (s. 150 f) dem dichter offenbaren eigennutz vorwirft und bemerkt, dass er E.s mehrfache versuche, anderwärts fufs zu fassen, um sich eine gesicherte existenz zu gründen, durch seine völlige teilnahmslosigkeit vereitelt habe'. eine solche behauptung müste doch wol erst bewiesen werden. wie gefährlich derartige äufserungen sind, fühlt H. selbst. so mildert er an der ersten stelle die schärfe seines dictums, indem er von einem offenkundigen berechtigten bestreben Goethes spricht. und an der zweiten bemerkt er, dass, wenn E.s bemühungen um eine beschäftigung aufserhalb Weimars geglückt wären, seine gespräche 'ungesprochen, ungeschrieben' geblieben wären. so bläst er kalt und warm aus éinem munde und be-

weist mit diesem nicht hott nicht hü eine nicht zu verkennende unsicherheit des urteils. übrigens übersieht er bei diesen übertreibungen, dass Goethe E.s individualität natürlich völlig durchschaute und zur überzeugung gelangt war, dass er nirgends besser aufgehoben war als in Weimar. ich kann dafür wider ihn selbst zum zeugen aufrufen. bei gelegenheit der ersten bemerkenswerten unterredung E.s mit Goethe (am 17. sept. 1823) spricht H. 'von seiner eindringlichen warnung vor jeder gröfseren poetischen arbeit', einer warnung 'die zweifellos einen tiefen blick in E.s verschleierte seele voraussetzte und grausam sein würde, wenn sie nicht in diesem falle durchaus berechtigt gewesen wäre' (s. 143). ebenso war Goethe klar, dass sein jünger zum recensenten moderner litteratur nicht taugte. E. selbst hat in dem gespräch vom 3. dec. 1824 eingehend die gründe mitgeteilt, die den meister zu dieser überzeugung führten. auch besafs E., was bei seiner autodidaktischen und spät begonnenen ausbildung natürlich war, nur geringe kenntnisse auf dem gebiete der litteratur. wie richtig ihn aber Goethe beurteilte, beweist E.s existenz nach dem tode des dichters. in den jahren von 1832—1854 erschien von ihm aufser den Gesprächen nur ein band 'Gedichte' (1838), der zu einem guten teile schon früher in der sammlung vom jahre 1821 gedruckte enthielt, und meist solche gelegenheitsschöpfungen die noch unter den augen Goethes entstanden waren. eine kritische tätigkeit E.s blieb so gut wie völlig aus.

Zu den unbilligkeiten im urteil rechn ich auch die äufserung H.s (s. 112): 'und auch hier wider ein dumpfes vorausahnen der zukunft, dass ihn Goethe über sein würkliches können dauernd im unklaren lassen werde'. das klingt wie ein vorwurf, dem ich ebenfalls keine berechtigung zugestehn kann. gerade dadurch dass Goethe stets bedacht war, E. für seine zwecke zu beschäftigen, bewies er genügend, dass ihm das vertrauen zu eigenen poetischen arbeiten fehlte. auch die art der dichterischen aufgaben, die er seinem jünger, wie die Gespräche beweisen, gelegentlich stellte, lässt deutlich erkennen, dass er seine poetische gabe gering anschlug. endlich pflegt man im allgemeinen einem menschen nicht unfähigkeit ins gesicht zu schleudern, am wenigsten einem den man lieb hat. worin H. also eine schuld Goethes erblickt, seh ich nur die äufserung von zartgefühl.

Mit diesen bemerkungen denk ich den geist des buches hinreichend bezeichnet zu haben und kann es mir ersparen die darstellung bis zum ende hin mit meinen einwänden zu begleiten. wichtiger scheint es mir über das wissenschaftliche problem, das E.s hauptwerk, die 'Gespräche mit Goethe', bieten, noch einiges zu sagen was H.s stellung dazu charakterisiert. dass er sich die auseinandersetzung mit Petersen für den zweiten band aufspart, deutete ich schon an. einiges wird er, wie er durchblicken

lässt, auch schon in seiner bevorstehnden neuen ausgabe der Gespräche erörtern. indessen wird bereits in dem vorliegenden buche vieles zu dem thema gehörige berührt. gelang es doch H. von mehr als dreifsig gesprächen niederschriften in E.s tagebüchern zu finden, die unmittelbar oder jedenfalls eine geringe zeit nach den unterhaltungen zu papier gebracht wurden. die frage nach der glaubwürdigkeit des E.schen werkes wird dadurch nicht wenig geklärt. da sich aber, wie ich höre, eine neue ausgabe der Petersenschen abhandlung, in der der verfasser zu den H.schen funden stellung nimmt, im drucke befindet, muss ich es mir versagen, seine ergebnisse mit den E.schen tagebuchaufzeichnungen zu vergleichen. dagegen scheint es mir angebracht, H.s allgemeine ansicht über die entstehung der Gespräche, die in der monographie an vielen stellen zum ausdruck kommt, mit einem blick zu streifen.

S. 255 bemerkt er von ihnen: 'Innere wahrheit und zusammenfassung des bedeutendsten waren das hauptziel. liefs es sich im rahmen der äufseren tatsachen erreichen, gut. wenn nicht, wurde dieser rahmen ohne bedenken durchbrochen'. s. 274 f und s. 447 f betont H., dass E. im notfalle mit den daten ganz willkürlich schaltete. s. 374 rühmt er E.s geschicklichkeit in der composition und seine bewuste absicht gleichartiges zu vereinen, um nicht gefahr zu laufen sich zu widerholen. also ganz deutlich ein verfahren das wir contamination nennen. s. 416 heifst es, dass 'E. die fetzen zahlreicher gespräche und äufserungen, bei den verschiedensten gelegenheiten durch jahre hindurch gefallen, zu abgerundeten, den gegenstand möglichst erschöpfenden gebilden zusammenzusticken bestrebt war, also bewust künstlerisch componierte'. s. 448 gibt H. zu, dass E. für vier decembergespräche des jahres 1829 wol nur kurze notizen besafs. und doch sind zwei davon ziemlich lang ausgesponnene unterredungen.

Wenn er nun selbst so viele momente zugibt, durch die die authenticität der gespräche auf alle fälle beeinträchtigt wird, kann er sich da wundern, dass Petersen es unternimmt das problem das sich daraus ergibt mit den mitteln litterarischer kritik zu behandeln? ich kann darin nur ein verdienst erblicken. der bedeutung des E.schen buches tritt man damit nicht zu nahe. seine leistung bleibt erstaunlich und einzig. als lebensvolle, im höchsten grade anschauliche schilderung der persönlichkeit des dichters und wegen des unerschöpflichen gehaltes, der ihm durch die widergabe Goethischer gedanken über unendlich weite gebiete der welt innewohnt, wird es immer seinen wert behalten. jene äufserungen der beiden concurrenten E.s, Riemers und des kanzlers vMüller, die die wahrheit seiner darstellung bezeugen, behalten ihr recht, auch wenn man an ihr einseitigkeit, unzulänglichkeiten, unrichtigkeiten und selbst willkürlichkeiten nach-

weist. besonders die worte Riemers, eines gewis scharfen und bissigen beurteilers, sind von gewicht, die worte, dass 'die Gespräche, wenn auch mit einiger kunst geordnet — dergleichen jede redaction mit sich bringt — doch, in sinn und ausdruck vollkommen wahr und zuverlässig, für authentisch gelten dürfen' (Mitteilungen über Goethe s. XI). selbst Nietzsches viel citierten satz vom besten deutschen buch mag man hinnehmen, abgesehen natürlich vom superlativ, der wie immer falsch ist, und dem womöglich noch schieferen zusatz, dass die Gespräche mehr noch als Goethes eigene schriften wider und wider gelesen zu werden verdienen. die pflicht der forschung aber muss es bleiben zu prüfen, wie kunstwerke entstehn. ich brauche H. nur auf das gespräch Goethes mit E. vom 20. februar 1831 zu verweisen, aus dem er ersehen kann, dass die frage nach dem wie die grundlage jeder wissenschaft ist. so wenig wie ich es trotz H.s ironischen worten (s. 413) für ein sacrileg halte, die zuverlässigkeit der Goethischen Tagebücher anzuzweifeln, so wenig erscheinen mir E.s Gespräche als ein tabu.

Berlin. **Otto Pniower.**

LITTERATURNOTIZEN

Innere sprachform. eine einführung in A. Martys sprachphilosophie von **O Funke** [= Prager Deutsche Studien h. 32]. Reichenberg i. B., Kraus 1924. XII u. 135 ss. 8^0. geh. 4,50 m. — Wundts zweibändiges werk über die sprache hat s.z. in weiten kreisen, besonders unter den sprachforschern, aufsehen erregt. es wird kaum einen namhaften sprachforscher jener zeit geben, der es nicht mehr oder weniger genau kennen gelernt hätte. weithin sind seine gedanken bekannt geworden besonders durch Delbrücks kritik, die er in den 'Grundfragen der sprachforschung' niedergelegt hat. Delbrück hat aber auch die frage aufgeworfen, ob der sprachforscher, der bis dahin gewohnt gewesen sei, nach der Herbartschen psychologie zu arbeiten, nun bei Wundt umlernen müsse, und hat darauf geantwortet, dass sich für den praktiker mit beiden theorieen leben lasse. mit diesem urteil hat der grofse syntaktiker recht behalten. die sprachforscher haben aus Wundt zwar allerlei gelernt, sie haben sich auch oft auf ihn berufen; aber eine eigentlich tiefgreifende würkung hat Wundt auf die sprachwissenschaft nicht ausgeübt.

Während aber Wundts gedanken den sprachforschern geläufig geworden sind, haben sie sich um die sprachphilosophie eines andern, der mit weit gröfserer selbständigkeit und tiefe gearbeitet hat, ja der sein ganzes leben an eine eigene sprachphilosophie gesetzt hat, sehr wenig bekümmert: um die bedeutsamen werke Anton Martys. nun ist ihm endlich in Funke ein

herold erstanden, der in seinem buch über die innere sprachform in vorbildlicher klarheit die grundlegenden gedanken Martys den sprachforschern vorträgt und so ein gegenstück zu Delbrücks Grundfragen geschaffen hat. er zeigt, wie Marty schon von seinen jugendwerken an die bedeutung der inneren sprachform erkannt hat, der nach ihm die function zukommt, das verständnis der durch unsere worte ausgedrückten gedanken associativ zu vermitteln. während die äufsere sprachform an unserer rede alles ist was äufserlich oder sinnlich wahrnehmbar ist: das klangliche, die gebärden, in weiterem belang auch die eine sprache vermittelnde schrift, liefert die innere sprachform die mit der äufseren sprachform verbundenen begleiterscheinungen, die auf die bedeutung hinführen, sie zum teil vorbereiten, vermitteln helfen oder leichter verständlich machen können, die aber nicht die bedeutung selbst ausmachen. äufsere wie innere form sind descriptiv und genetisch zu betrachten (was kürzlich von Porzig IF XLI unrichtig widergegeben worden ist). Marty unterscheidet eine figürliche und eine constructive innere sprachform. wenn ich zb. *Gepflügtes* für *Erde* sage, so dient das wort *Gepflügtes* dazu, den begriff *Erde* beim hören ins bewustsein zu rufen. diese bedeutungsvermittlung ist die figürliche inn. sprachform. dagegen besteht die constructive innere sprachform in den als folge und begleiterscheinung der äufseren sprachform auftretenden nebenvorstellungen, die eine gewisse erwartung in bezug auf die bedeutung des ganzen erwecken, diese vorbereiten, aber mitunter auch sinnstörend für das verständnis würken können. so zb. die erwartung wenn ich beginne: *es gibt*, um dann fortzufahren *einzellige Organismen* oder *keine Zentauren*. die innere sprachform erweist sich als besonders wichtig für die entwicklung der sprache; sie ermöglicht es, mit einer relativ beschränkten zahl durch sich verständlicher oder durch ungesuchte gewohnheit verständlich gewordener zeichen eine weit gröfsere fülle von inhalten zu umspannen. scharf scheidet Marty wie zwischen innerer sprachform und bedeutung, so zwischen denken als dem primären und dem sprechen als dem secundären. die sprachform ist dem gedanken darum nicht adäquat. verschiedenheit der sprachformen in den sprachen beruht auch nicht auf denkverschiedenheiten (sondern, wie ich glaube, auf der einstellung des fühlens und wollens). Funke setzt auseinander, wie Marty die innere sprachform vom ursprung der sprache bis hinein in die grammatischen kategorieen durchgeführt hat.

Bei besprechung dieses buches ist es nicht angebracht, an der Martyschen sprachphilosophie selber im einzelnen kritik zu üben. ich möchte daher nur ganz kurz auf folgende puncte hinweisen. so bedeutsam Martys gedanken für die sprachwissenschaft sind — ich schätze sie aufserordentlich hoch ein — die sprachphilosophie hat uns Marty nicht geliefert. dazu ist er

doch wider zu einseitig eingestellt; im besonderen beton ich das fehlen der logischen betrachtungsweise gegenüber der nur psychologischen. des weiteren scheint mir seine lehre von den autosemantika und den synsemantika ebenso der genaueren nachprüfung zu bedürfen, wie das verhältnis von logischem urteil zum grammatischen satz und der entstehung mehrgliedriger sätze. als unrichtig muss ich es ohne weiteres bezeichnen, wenn die associationen nach analogie und contiguität als treibende psychische kräfte hingestellt werden, während doch erst nach den treibenden kräften für die vorgenommenen associationen zu suchen ist. ich verzichte auf weiteres, da nur eine ganz eingehnde auseinandersetzung mit Marty fruchtbar sein kann. dieser wird sich die sprachwissenschaft allerdings nicht entziehen dürfen.

Pflicht des berichterstatters aber scheint es mir zu sein, dem verfasser auszusprechen, dass er durch seine schrift die Martysche sprachphilosophie aus dem dornröschenschlaf, in den sie unverdientermafsen bei den sprachforschern versunken war, aufgeweckt und dass er sich damit ein sehr hohes verdienst um die sprachwissenschaft erworben hat. mögen nun die sprachforscher von germanistischer seite wie von allen andern herbeiströmen und sich mit den gedanken Martys vertraut machen, damit das dauernd wertvolle aus seiner sprachphilosophie herausgeschält werden kann!

Göttingen. **Eduard Hermann.**

Einführung in die bedeutungslehre von **Hans Sperber.** Bonn u. Leipzig, Kurt Schroeder 1923. IV u. 96 ss. 8^{0}. — Wer Sperbers ansichten über die bedeutung des affects noch nicht kennt, greife zu dem vorliegenden büchlein; er wird es nicht ohne belehrung erfahren zu haben, aus der hand legen. eine einführung in die bedeutungslehre ist die schrift allerdings nicht. dazu fehlt in erster linie die sprachphilosophische grundlage. verf. führt nur in die bedeutungsgeschichte ein. aber auch nicht so dass die bedingungen und triebkräfte für die bedeutungsveränderungen ihren platz angewiesen bekämen, sondern vielmehr so, dass der leser erfährt, wie der verf. sich die forschung des bedeutungswandels denkt, indem er neben der sehr berechtigten forderung, an hand von philologischer und culturgeschichtlicher kleinarbeit die mit dem je in frage stehnden wort begrifflich associierten wörter und damit seinen nebensinn und stimmungsgehalt festzustellen, einseitig die affectbetontheit als voraussetzung für jeden bedeutungswandel hinstellt. verf. glaubt folgendes gesetz aufstellen zu können: 'Wenn zu einer bestimmten zeit ein vorstellungscomplex so stark affectbetont ist, dass er éin wort aus den grenzen seiner ursprünglichen bedeutung hinaustreibt und es veranlasst eine neue bedeutung anzunehmen, so ist mit bestimmtheit zu erwarten, dass derselbe vorstellungscomplex auch andere ihm angehörige ausdrücke zur überschreitung

ihrer verwendungssphäre und damit zur entwicklung neuer bedeutungen treiben wird'. das ist eine übertreibung. verf. sagt selbst, dass so ausgedehnt wie er sich die untersuchung denkt, nur an ganz wenig wörtern der bedeutungswandel durchforscht worden ist; es ist also zum mindesten voreilig, jeden bedeutungswandel unter dieses sogenannte gesetz zu bringen. auch die bezeichnung 'affectbetont' für einen vorstellungscomplex der sich eines allgemeinen interesses erfreut, der actuell ist, scheint mir nicht gerade glücklich zu sein. die hauptsache aber dürfte doch wol die sein, dass wer nach dem recept des verf.s die durchforschung des bedeutungswandels betreibt, zweifellos aussicht auf guten erfolg haben wird. darum verdient die schrift von jedem sprachforscher gelesen zu werden; für seine energischen forderungen gebührt ihm entschieden dank. Sp. hält auch ausblick, in welchen andern gebieten der sprachwissenschaft dieselbe methode früchte verspricht, und glaubt da in erster linie die wortbildungslehre nennen zu müssen. ich will dem nicht widersprechen; ich möchte aber bei dieser gelegenheit wider einmal das gebiet der analogiebildung anmelden, das erforschung auf grund breitester philologischer kleinarbeit verlangt. die Paulsche proportionsformel, die in früheren jahren einmal gute dienste geleistet hat, ist in ihrer mechanischen anwendung mit zum totengräber des allgemeineren interesses an den arbeiten der sprachforscher geworden. das leben der sprache gilt es zu belauschen, wenn die sprachforschung nicht ganz aufs tote geleise geraten will. hier kann des verf.s büchlein stark mitwürken.

Göttingen. **Eduard Hermann.**

Ernst W. Selmer, Sylterfriesische studien. (Videnskapsselskapets skrifter. II. hist.-filos. kl. 1921, nr 1.) Kristiania, Dybwad in comm. 1921. XII u. 158 ss. 8°. — Eine fast unerlaubt bescheidene aufgabe hat sich der verf. gestellt: er will eine lautlehre (lautsystem und historische lautlehre) der Sylter mundart lediglich auf grund von BPMöllers wörterbuch geben. diese einschränkung ist nicht gerechtfertigt angesichts der ziemlich umfangreichen sylterfriesischen litteratur — in dem auch sonst nicht vollständigen litteraturverzeichnis fehlt Mungards wörterbuch — und macht sich besonders empfindlich geltend bei der phonetischen beschreibung der laute, der Möller nicht gewachsen war, und für die auch Saxild und Siebs, die beide mit herangezogen werden, nicht genügen. in Hamburg, wo der verf. als wissenschaftlicher hilfsarbeiter am Deutschen seminar tätig war, wäre es nicht schwer gewesen, Sylter aufzutreiben, um die lebendige aussprache zu beobachten, und aufserdem gibt es in Hamburg m.w. (irre ich nicht, sogar im Deutschen seminar) phonographenwalzen in Sylter mundart. ich bedaure die einschränkung auf das material Möllers umsomehr, als es dem verf. weder an schulung noch an kenntnissen fehlt. er bietet

eine gute, grundlegende wissenschaftliche darstellung der Sylter lautlehre, wenn sie auch aus den genannten gründen nicht abschliefsend sein kann. abschliefsend leider auch dadurch nicht, dass selbst Möllers material nicht vollständig ausgeschöpft ist. ich vermisse zb. beim germ. *þ* die wörter *daumen, donnerstag, dorf, dreschen, darm, dicht, dünn, dienen,* (strick zusammen)*drehen*; *vater* (mit anglofrs. *þ*), *anderer, beide, froh, heide, leiden, bruder*; *wild, werden; zahn, brunnen, schmied, mund.* das ist etwas reichlich. ganz ausgezeichnet ist der anhang (s. 144—155) über die zahlreichen fremd- und lehnwörter, die eingeteilt werden in einfache, bildungslehnwörter (ausdrücke) und bedeutungslehnwörter. es werden dänische, niederdeutsche, hochdeutsche und niederländische entlehnungen unterschieden, zu denen noch 4 englische hinzukommen. besonders überraschend ist die grofse zahl der dänischen entlehnungen. diese aufgedeckt zu haben, ist das bleibende verdienst der arbeit. der dänische einfluss ist, nach der zahl der wörter zu schliefsen, gröfser gewesen, als es jetzt der deutsche ist. das gilt für ganz Nordfriesland. im ausgehnden mittelalter müssen die Nordfriesen geradezu zweisprachig gewesen sein; haben sie doch, mit ausnahme der Sylter und Helgolander, sogar die erweichung der inlautenden tenues mitgemacht.

Otto Bremer.

Konrad Hentrich, Experimentalphonetische studien zum baltischen deutsch [Abhandlungen des Herder-instituts zu Riga, bd I, nr 3] Riga, Löffler 1925. 20 ss. 8⁰. — Hentrich legt hier den ersten teil seiner experimentalphonetischen untersuchungen des baltischen deutsch vor. seine absicht ist es, auf grund exacter beobachtung, wie sie die experimentalphonetik ermöglicht, einerseits in das wesen des baltischen deutsch einblick zu gewinnen, anderseits die ursachen der besonderheiten dieses östlichen zweiges der deutschen sprache aufzuhellen. die methode die er anwendet ist für die lösung der probleme durchaus zweckmäfsig und einwandfrei. kymograph und grammophon dienten dazu, das verhältnis der dauer zwischen vocal und folgendem stimmlosen verschlusslaut zahlenmäfsig genau festzustellen. aus den aufnahmen, für die ungefähr 25 versuchspersonen zu gebote standen, wurden die mittelwerte berechnet und dadurch individuelle fehlerquellen ausgeglichen. es ergab sich ua.: nach kurzem tonvocal ist der stimmlose verschlusslaut ungefähr 3 mal so lang als jener; nach langem tonvocal ist der stimmlose verschlusslaut ungefähr ebenso lang wie jener. dabei ist zu beachten dass unter sonst gleichen bedingungen *t* die gröste, *k* die geringste dauer hat, die quantität des *p* zwischen der des *t* und *k* ligt, was keineswegs in allen sprachen der fall ist. dialektischen lauteigentümlichkeiten darf also, wie H. m. r. bemerkt, der wert von ‘gesetzmäfsigkeiten allgemeiner natur’ nicht gegeben werden. H. zieht dann zum vergleich von

ihm selbst untersuchte niederdeutsche und lettische verhältnisse heran. da zeigt sich nun, dass die niederdeutschen verhältniszahlen zu den baltisch-deutschen durchaus nicht stimmen, dagegen die aus dem lettischen gewonnenen ziffern den baltischen sehr nahe kommen. die verhältnisse sind zb.: baltisch-deutsch: vocalkürze (a): stimml. verschlussfortis (b) = 1:2·90, vocallänge (c): stimml. verschlussfortis (b) = 1:0·93; niederdeutsch: a:b = 1:1·20, c:b = 1:0·75; lettisch: a:b = 1:3·04, c:b = 1:0·77. diese zahlen gelten für das isoliert gesprochene wort. im satz der fließenden affectlosen rede ist, wie zu erwarten und wie H. zeigt, die consonantendauer abhängig vom accent den das wort im kolon trägt. der cons. des stark accentuierten wortes ist länger als der des schwach accentuierten. auch wird die consonantendauer des isolierten worttypus durch den satzaccent gesteigert, bzw. vermindert.

Nicht neu aber doch beachtenswert sind (s. 16 f) die bemerkungen über silbe und silbengrenze. nicht zustimmen kann ich der ansicht (s. 17), dass es echte geminaten normalerweise nicht gebe. zu den darauf sich beziehenden ausführungen möcht ich hier nur auf WSteinhausers bericht über ein experimentelles verfahren zur feststellung der drucksilbengrenzen im 32 band der zs. Die Neueren Sprachen s. 239 ff hinweisen.

Erfreulich ist die bescheidene zurückhaltung des verfassers bei der beantwortung der sich aufdrängenden frage nach dem ursprung dieser baltischen consonantenlängen, die viel mehr zum lettischen als zum heutigen niederdeutschen consonantismus stimmen. seine vermutung, dass es sich da um eine angleichung an die lettische umgebung handelt, nicht aber um bewahrung alter ndd. verhältnisse, trifft wahrscheinlich das richtige. es ist bedauerlich, dass aus dem oberdeutschen sprachgebiet noch keine exacten untersuchungen vorliegen, mit denen man H.s resultate vergleichen könnte. soweit ich meinen ohren trauen darf, erscheinen mir die bairischen, insbes. südbair. consonanten beträchtlich länger als die mittel- und norddeutschen.

Der wert der Hentrichschen untersuchungen, deren fortsetzung wir erwarten, wird so recht zu tage treten, wenn erst ein reicheres vergleichsmaterial vorhanden sein wird. hoffen wir, dass seine studien dazu beitragen, dass wenigstens jede größere universität über ein phonetisches laboratorium verfügt, das ungestörte forschung ermöglicht. in Wien sind bereits verheißende anfänge (Phonogrammarchiv der Acad. d. wissenschaften und seit 1923 das laboratorium des honorarprofessors E. W. Scripture) zu verzeichnen, deren weiterer ausbau unser sehnlicher wunsch ist.

Wien. **A. Pfalz.**

Germanische Religionsgeschichte und Mythologie von **Eugen Mogk.** 2. aufl. [Sammlung Göschen nr 15].

Berlin u. Leipzig, Ver. wiss. verleger 1921. 144 ss. kl. 8⁰. — In der umarbeitung und der titeländerung des rühmlichst bekannten büchleins kommt zum ausdruck, wie sehr die religionsgeschichtliche betrachtungsweise seit dem erscheinen der ersten auflage auch auf dem gebiet des germanischen an bedeutung gewonnen hat. in geringerem mafse zeigt es sich in der von den göttern und dem göttercult handelnden zweiten hälfte des buches. ganz fehlte die historische betrachtung hier auch früher schon nicht — man hat sich ja längst gewöhnt bei den einzelgestalten der germanischen religion nach der vergangenheit zu fragen —, sie ist jetzt da und dort, dem kundigen leicht kenntlich, stärker zur geltung gekommen. in der hauptsache aber ist dieser teil eine darstellung der altgermanischen götter, besonders in der nordischen mythologischen dichtung geblieben.

Anders die erste hälfte des buches. hier ist nun der versuch gemacht, die ganze entwicklung der primitiven stufen der germanischen religion unter einheitlichem gesichtspunct zu betrachten: als ausfluss der vorstellung von einer in den dingen würkenden geheimnisvollen kraft, verwant mit dem Mana der Polynesier. Mogk hat hier und an anderen orten dafür die bezeichnung 'Macht' gewählt. ob das bei dem eignen gefühlswert den das wort im nhd. hat glücklich ist, mag man bezweifeln. aber ich weifs kein besseres, und vergessen wir nicht: name ist schall und rauch — in der sache wird ihm jeder zustimmen.

Möge das kleine buch auch in der neuen gestalt weite verbreitung finden und mitwürken an der ach so notwendigen zuverlässigen aufklärung auch weiterer kreise über die tatsachen unserer germanischen religion.

Marburg. **Karl Helm.**

Vom fëgfûr. a treatise on purgatory by Tschudi. edited from the original manuscript in the abbey archives of St. Gall with a grammatical commentary, notes and a glossary by **Isabel A. Knowles,** m. a. Heidelberg, Paul Brans 1925. XIV u. 254 ss. 8⁰. — Der bekannte historiograph Ägidius Tschudi war wie sein vater nicht nur zeitlebens ein treuer anhänger der alten kirche, er hat schon in frühen jahren litterarisch für sie gekämpft und gegen ende seines lebens, sicher nach 1560, die bisher ungedruckte kampfschrift Vom Fegfeuer geschrieben, deren titel den inhalt nicht erschöpft. wol dient ein grofser teil der schrift bis bl. 91 direct der lehre vom fegfeuer und der widerlegung der von den protestanten vertretenen einwände. dann aber erweitert sich die aufgabe, sodass die schrift schliefslich eine verteidigung der kirchlichen lehre ist, dass — entgegen der protestantischen auffassung von der alleinseligmachenden kraft des glaubens — gute werke, gottesdienst und fürbitte für die erlösung notwendig sind.

Erhalten ist die schrift nur etwa zur hälfte. die vorliegende

arbeit gibt einen genauen abdruck der handschrift: fast zu genau, wenn die seitenüberschriften jeweils auch mitten im text, ja mitten im satz mit abgedruckt werden. die einleitung von vier seiten gibt nur die allernotwendigste orientierung und verzichtet auf jedes weitere eindringen. auf den text folgt s. 230—247 eine knappe skizze von Tschudis sprache, sprachgeschichtlich keineswegs einwandfrei, selbst elementare fehler enthaltend. völlig misverstanden ist bl. 27, 26. verf. sagt dazu s. 245: '*den selben* is used for the demonstrative pronoun in: *der selben wurm*. it corresponds to the m.h.g. *ich han den selben man gesehen*'. in der quelle steht natürlich: *vermis eorum non morietur*.

Marburg. **Karl Helm.**

Elias Wessén, Minnen av forntida gudsdyrkan i Mellan-Sveriges ortnamn. (Föredrag vid Svenska filolog- och historikermötet i Helsingfors 17—19 aug. 1922). Skrifter utg. av Svenska litteratursällskapet i Finland. Studier i nordisk filologi utg. genom Hugo Pipping. 14 bd. nr 1. Helsingfors 1923. 26 ss. — Der versuch W.s, den widerspruch der ortsnamenzeugnisse gegen die annahme eines hohen alters der von Adam von Bremen für Uppsala bezeugten göttertrias Thor, Oðin und Fricco durch aufdeckung eines ursprünglicheren cultzustandes zu erklären, eint sich den bestrebungen von archäologen, mundarten- und ortsnamenforschern, eine nord-südliche grenzlinie durch die alten ackerbaulandschaften Schwedens zu ziehen. theophore ortsnamen zeigen für den osten, Östergötland, einen zipfel von Vgtl., Mälarlandschaften und hinauf bis Jämtland ältere verehrung eines götterpaares, dessen männlicher teil Ull oder Frö, dessen weiblicher Härn, Njord oder Wrind war. differenzierung der cultanlage erscheint, indem im südl. teil des gebietes sich mehrere bezirke (härad) um ein cultcentrum legen, im nördl. das heiligtum mitten im bezirk (hundare) seinen platz hat. paarige verbindung Oðins, und zwar mit Frigg, nur einmal (in Vgtl.) nachweisbar, sieht W. als zeugnis des eindringenden Oðinscults an. Thor als fruchtbarkeitsgott, auf den osten beschränkt, erscheint ihm als locale, wol spontane entwicklung. — Neckel behauptet Zeitschr. f. deutschkunde 1925 s. 92—98 gemeingermanisches alter Wodans. seine kurze darlegung berücksichtigt nicht die sehr differenzierten aussagen der ortsnamen, die H. Petersens these wesentlich stützen. man blickt mit spannung der auseinandersetzung entgegen.

Kiel. **W. H. Vogt.**

Jón Guðmundsson and his natural history of Iceland by **Halldór Hermannsson**. [Islandica vol. XV.] Ithaca, New York 1924. XXVIII u. 40 ss. + 9 tafeln. 1 doll. — Jón Guðmundsson, 1574—1658, reicht schon durch seine erweiternde abschrift der Snorra Edda, cod. Holm. chart. 38 fol., in den betrieb der nordischen philologie hinein. das vorgelegte

schriftchen ist in mancher beziehung geeignet, ihn in engere beziehungen mit ihr zu bringen. es enthält eine anzahl zeugnisse über bekanntschaft mit an. schriftwerken. seine bedeutung für uns dürfte indessen in allerhand volkskundlichen mitteilungen liegen. am interessantesten sind sie wo wir fortentwicklungen von aisl. vorstellungen annehmen dürfen, zb. s. 1, 20 ff die glücklichen heimlichen täler, vgl. Grett.-s; Skeggávaldi (Vatnsd.-s., Hallfr. s.) als einer ihrer finder, verehrt als gott, ein gebet an ihn; oder 15, 1 ff der eisbär, der aus dem fell fährt und als mann daneben ligt (*hamrammr*); 15, 27 ff ein sprichwort und ein märchen. — Der hg. macht in der einltg. auf die fremden einflüsse die sich im wissen J. G.s spiegeln aufmerksam und weist in anmerkungen auf die bekannten parallelen bes. in den 'Isl. Þjóðsögur hin. er gibt, von J. G.s autobiographie geleitet, einen lebenslauf dieses begabten, phantastischen, zaubernden, dichtenden, autodidaktisch immer wider arbeitenden, beobachtenden und schriftstellernden menschen, ein fast rührendes bild eines mit den unzureichendsten mitteln sich immer strebend bemühenden mannes aus der schlimmsten zeit Islands.

Kiel. **W. H. Vogt.**

The sister's son in the medieval german epic. a study in the survival of matriliny by **Clair Hayden Bell** (Univers. of California publ. in mod. philology vol. X 2 pp. 67 bis 182). Univ. of California press. Berkeley, California 1922. — Roland und Karl, Wolfhard und Hildebrand, Parzival und Trevrizent, Gawan und Artus, Tristan und Marke usw. usw. — das nahe verhältnis zwischen mutterbruder und neffen spielt wie überall in der mittelalterlichen, so auch in der mhd. epik bekanntlich eine auffallende rolle; und nicht nur in den alten stoffen: Albrecht von Scharfenberg zb. baut seine Schionatulanderhandlung zu einem grofsen teil auf der freundschaft des jungen helden zu seinem mutterbruder Ehkunat auf, ähnlich der Pleier die handlung seines 'Meleranz' auf der freundschaft zwischen M. und seinem oheim Artus, und beide dichter lassen den ohm die starken gefühlsbande ausdrücklich betonen, die ihn mit dem jungen verbinden (jTit. 1387. Mel. 2468). wie ist das zu verstehn? entsprach diesem verhältnis in der welt der deutschen dichtung etwa im 13 jh. noch ein grundsätzlich besonders inniges verhältnis zwischen ohm und neffen im würklichen leben, etwa in der weise dass man im mutterbruder den gegebenen ziehvater des jungen adlichen und fürstensohnes sah? oder ist es reine litterarische schablone ohne entsprechung in der gegenwartswelt jener dichter? woher stammt dann diese schablone? wieweit reicht der einfluss der keltisch-französischen tradition? wieweit das vorbild des paares Roland—Karl? arbeitete schon vor dem romanischen einfluss die deutsche dichtung nach dem gleichen muster? ist etwa Roland selber schon in fränkisch-deutscher

dichtung oder sage zu Karls neffen geworden oder erst in französischer? steht die gestalt des 'neffen' im Ruodlieb in deutscher tradition? gehörte das verhältnis Hagen—Patafrid schon dem deutschen Waltherliede an? — eine ernstliche behandlung dieser und ähnlicher litterarhistorischen fragen suchen wir in dem Bellschen buch vergeblich. die verfasserin begnügt sich damit, das reiche material an neffen und onkeln aus der altdeutschen epik von ihren anfängen bis zum beginn des 14 jh.s einigermafsen chronologisch geordnet zusammenzustellen; sie schickt ihm ein paar kurze einleitende bemerkungen über die rolle des vaters, der schwester, der mutter in der mhd. epik voraus (zb. dass nur mütter beim abschied eines sohns ohnmächtig oder tot niederfallen, niemals ein vater!) und glaubt, nach dem muster der ähnlich summarisch vorgehnden arbeiten von Potter, Gummere, Farnsworth, Aron, aus der ungesichteten masse ihres materials als einer erdrückenden fülle von beweisen den schon im untertitel ihrer arbeit angedeuteten schluss ziehen zu können: die von den Germanen aus indogermanischer urzeit ererbte oder gar aus der nichtindogerm. urtradition Mitteleuropas übernommene 'matriliny', die bestimmung der verwantschaft des kindes nach der mutter, habe unbewust im gefühl des deutschen volkes und in seiner dichtung bis tief ins 13 jh. hinein fortgelebt, und das, obgleich sie mit der verf. eigenen worten zur zeit des Tacitus bereits nicht mehr rechtsgrundsatz war, sondern 'only a matter of sentiment in the minds and customs of the people'. dass sich auf diese weise weder für die altdeutsche litteraturgeschichte noch gar für die frage nach dem germanischen avunculat und neffenrecht erkenntnisse gewinnen lassen, dürfte wol einleuchten.

F. **Ranke.**

Massenkunst im 16. jahrhundert von **Hans Fehr.** mit 112 abbildungen. flugblätter aus der sammlung Wickiana [= Denkmale der volkskunst hgg. von Wilhelm Fraenger bd. 1]. Berlin, Herbert Stubenrauch 1924. 121 ss., 86 tafeln 4°. — Johann Jakob Wick (1522—1588), ein zum protestantismus übergetretener geistlicher und chorherr in Zürich, hat alle merkwürdigkeiten seiner zeit gesammelt deren er habhaft werden konnte, und die ihm ein stab williger helfer aus ganz Mitteleuropa zusandte. 23 bände in quart und folio befinden sich heute als frucht seines sammeleifers, seiner sensationslust und seines katholikenhasses auf der Centralbibliothek in Zürich, ein kabinett der wunderbaren begebenheiten, teufelskünste und executionen. seine quellen waren flugblätter und flugschriften, briefe, bilder und mündliche berichte. während aus dieser kostbaren sammlung bisher nur vereinzelte stücke veröffentlicht waren, erneuert Fehr mit unterstützung der Fehrschen familienstiftung 112 der wertvollsten blätter nach festen gesichtspuncten. sternenglaube, wundergeburt und -gestalt, dämonenglaube, mord und

hinrichtung, himmelserscheinungen, Türkengreuel, historisches volkslied und religiöses kampflied, anpreisung und rein sachliche darstellung kommen zu ihrem recht. zu dem ernsten drang dem volk zu helfen gesellt sich bei den alten herstellern dieser flugblätter eine kecke unternehmungslust das widrige darzustellen. selten ist der versuch würklichkeitstreuer widergabe des erlebten, weitaus überwiegend das offenbar erfolgreiche streben, mit reizmitteln, übertreibungen und unmöglichkeiten geschäfte zu machen. denn das volk liebte im 16 jahrhundert mehr noch als zu andern zeiten das grausig dramatische, es war in seiner aufgeregten phantastik voll sehnsucht nach bildern und verlangte nach dem lebhaftesten ausdruck alles erlebens. weil das jahrhundert nach erfindung des buchdrucks, das zugleich den holzschnitt zur breitesten entfaltung brachte, diesem verlangen rechnung trug, ist es zur blütezeit unserer volkstümlichen kunst geworden. es kommt auf seine rechnung zumal im rechtsleben, dem auch des verfassers hauptinteresse gilt.

Freiburg i. B. **Alfred Götze.**

Konrad Burdach, Die nationale aneignung der Bibel und die anfänge der germanischen philologie. aus der Festschrift für Eugen Mogk. Halle, Niemeyer 1924. VII u. 131 ss. 8⁰. 6 m. — Eine schrift von ernster arbeit, welche im dienst bedeutsamer bestrebungen schritt für schritt wertvollen geistigen besitz erobert. wie die gotische bibelübersetzung den Germanen allen zum vorbild wurde, auf das sie sich bei der nationalen aneignung der Bibel berufen konnten, wie sie ihnen das bewustsein ihrer gemeinsamen abstammung erweckte, und wie in der beschäftigung mit ihr die anfänge der germanischen philologie heranwuchsen, das steht im mittelpunct der schrift, welche aus der fülle reichen wissens und umfassender quellenstudien schöpft.

Der kenner von renaissance und reformation geht aus von der gemeinsamen wurzel beider bewegungen, dem streben nach erneuerung aus den geistigen kräften des ursprungs. er schildert, wie der drang zum urquell der Bibel zuerst hervortrat und sich immer mehr ausbreitete. er zeichnet uns das 14 jh. als das jh. der laienbibel mit den auf das gotteswort gerichteten bewegungen in England, den Niederlanden und Nordfrankreich und in Böhmen, wo sich um die wende des 14 jh.s die verschiedenen strömungen verbinden und zusammentreffen mit dem aufsteigenden frühhumanismus. das zusammenwürken und der geheime einklang zwischen humanismus und reformation enthüllt sich immer wider, trotz gegensätzlicher naturen auch bei Luther und Erasmus. B. führt aus, wie auch die nationale selbstbesinnung der italienischen renaissance bei den nachbarvölkern die gleiche haltung des patriotischen rückblicks hervorrief, und auch hierin der humanismus mit der reformation zusammenwürkte, die zur forderung

einer nationalen bibelsprache, eines nationalen gottesdienstes, einer nationalen kirche gelangt war. die alten volkssprachlichen bearbeitungen der bibel wurden hierdurch bedeutsam, insbesondere die übersetzung Ulfilas, die zum ersten male 1398 Gerhard Groote für sich ins feld führt. während das interesse für die Goten und ihre bibelübersetzung wuchs, und man begierig die nachrichten über die noch lebenden Krimgoten aufnahm, wurde endlich die gotische Bibel aufgefunden. so wurden die ansätze germanischer altertums- und sprachwissenschaft immer weiter ausgebaut, nach dem heimfall des Codex argenteus an die grofse protestantische schutzmacht und Schwedens deutschen gebietserwerbungen in engen beziehungen der deutschen und schwedischen gelehrten. in diesen studien, denen sich Conring auf rechtsgeschichtlichem gebiet anschliefst, gelang es schliefslich den barbarenbegriff der renaissance zu überwinden und das wort 'gotisch' aus einem schimpfwort in einen ehrennamen zu verwandeln. das sind, kurz angedeutet, die wichtigsten gedanken welche die inhaltreiche schrift verfolgt. niemand wird sie ohne belehrung lesen.

Göttingen. **Ludwig Wolff.**

Die sprache Zesens in der Adriatischen Rosemund I von **Birger Säterstrand.** Greifswald 1923. 292 ss. 8°. — In mancher hinsicht entspricht das vorliegende buch, das einer anregung von Gust. Ehrismann seine entstehung verdankt, der auch sonst den verf. und seine arbeit vielfach gefördert hat (s. 274), nicht unsern gewohnheiten: die widmung steht auf der letzten seite; statt des vorworts erhalten wir s. 274—77 ein (überschriftloses) nachwort, in dem der vf. mit liebenswürdiger gesprächigkeit auch über allerlei persönliches plaudert das wir in büchern dieser art nicht zu finden erwarten. aus der beifügung von thesen (auch deren inhalt wird viele deutsche leser erstaunlich dünken) ist wol auf eine doctorarbeit zu schliefsen, doch ist das auf dem titelblatt nicht angegeben. ein inhaltsverzeichnis fehlt ganz, was für den leser bei der zt. ungewöhnlichen anordnung recht hinderlich ist. — Das buch zerfällt in 2 sehr ungleiche teile: 'Satzbau' (s. 3—248) und 'Wortbau' (s. 249—272); dieser 2. teil enthält aber nur lautlehre. im nachwort berichtet der vf., dass er hier nur bruchstücke seines werkes vorlegte, dessen vollendung er sich vorbehält; der vorläufige abschluss ist durch zeitmangel erzwungen worden. im 1. teil sind die abschnitte 'Prädikat' und 'Satzgruppe' unvollendet geblieben, im 2. 'Flexion', 'Wortbildung' und 'Wortschatz' noch nicht begonnen. 'was in fertigem zustand vorligt ist scheinbar das werk von einem jahre. in würklichkeit steckt dahinter ein unablässiges 22jähriges achtgeben auf und nachdenken über den modernen deutschen sprachgebrauch' (s. 274). — Der 'Satzbau' gliedert sich in 'Einzelsatz' und 'Satzgruppe'; der 'Einzelsatz' enthält

6 abschnitte: 1. 'Object' (eine rectionslehre des verbs und des adjectivs (!)), 2. 'Attribut', 3. 'Prädicativ', 4. 'Adverbial', 5. 'Prädicat', 6. 'Wortstellung'. ·die 'Satzgruppe' bietet: 1. eine übersicht mit satzbildern, 2. 'Parataxe', 3. 'Satzfolge'.

Die von fleifs und sorgfalt zeugende abhandlung bringt eine gediegene, auf genauer beobachtung fufsende darstellung der Zesenschen sprache und geht in der hauptsache auf eine feststellung ihrer abweichungen vom heutigen sprachgebrauch aus. besonders dankenswert sind die jedem abschnitt folgenden zusammenfassungen der ergebnisse. — Von einzelheiten bemerke ich nur, dass s. 48—51 in die wortlehre gehören und dass die bezeichnung der nominalformen des verbs als 'hauptverb' höchst unglücklich ist und zu misverständnissen führen muss: so sieht auch der vf. fälschlich in jenem statt im finiten verb den kern der prädicatsgruppe.

Freiburg i. Br. **John Ries.**

Wilhelm Levison, Konstantinische schenkung und Silvester-legende [estr. della Miscellanea Fr. Ehrle II, Roma, Biblioteca Vaticana 1924]. Roma 1924. 91 ss. 8⁰. — Nach einer kurzen erörterung des 'Constitutum Constantini', dessen fälschung im dritten viertel des 8 jh.s neu gesichert wird (s. 1—9), wendet sich L. den 'Actus Silvestri' zu, die zu den einflussreichsten heiligenleben des ausgehnden altertums gehören: allein von den latein. texten sind ihm weit über 300 handschriften bekannt geworden! zwei fassungen sind 'früh zusammengearbeitet und später immer wider von den abschreibern verglichen und vermischt worden'. durch dies dickicht bahnt uns L. 'einen vorläufigen pfad', und zu meiner freude seh ich, dass mein Marburger schüler GProchnow (diss. 1901, ohne den anhang auch Zs. f. d. phil. 33, 145—212) 'trotz fehlgehens im einzelnen' s.z. in der hauptsache recht gesehen hat, obwol wir damals nur über einen zufälligen ausschnitt des gewaltigen materials verfügten das L. überblickt und mit der gelehrsamkeit und akribie sichtet, die wir an diesem gelehrten gewohnt sind. der verf. der 'Actus Silvestri A' (quelle der Kaiserchronik) hat in der 2. hälfte des 5 jh.s geschrieben; nicht viel jünger ist die fassung B, in der die reihenfolge der ereignisse geändert (das drachenwunder vor krankheit und taufe Constantins gestellt) ist und die heidnischen schiedsrichter Craton und Zenophilos fehlen (Konrad von Würzburg): schon im 6 jh. gelangt sie in den Orient; sie ligt ihrerseits in zwei versionen vor. spätestens im 9 jh. sind die beiden fassungen A und B in vollem umfang zu einer neuen 'Vita Silvestri C' verschmolzen worden: auf ihr beruht auch die Legenda aurea des Jacobus a Varagine (und damit unser Passional). 'die weitere textgeschichte der lateinischen Silvesteracten erschöpft sich in immer neuen mischungen der drei fassungen.' 'die vitae Silvestri des ostens [5 griechische und 2 syrische] gehn alle auf

lateinische texte zurück', und 'die entwicklung der legende geht dort ganz von der fassung B 1 aus'. — dem fälscher des Constitutum, zu dem L.s untersuchung am schluss zurückkehrt, haben exemplare beider fassungen (A 1 und B 1) vorgelegen. **E. S.**

Die Tegernseer briefsammlung (Froumund) herausg. von **Karl Strecker** [= Mon. Germ. hist. Epistolae selectae tom. III: Codex epistolarum Tegernseensium] m. 1 tafel. Berlin, Weidmann 1925. XXX u. 170 ss. 8⁰. — Mit dem wesentlichen inhalt des Tegernseer codex 1412 (clm. 19412) ist die wissenschaft schon durch Mabillon, Meichelbeck und BPez bekannt gemacht worden, und in neuerer zeit haben ihn Seiler, Schepss und Kempf uns wider nahe gebracht: aber der interessante stoff war dadurch zerstückelt und zerstreut worden, und wir danken es Strecker aufrichtig, dass er uns jetzt den gesamtbestand der compilation Froumunds in sauberer, wolcommentierter edition vorlegt: zunächst den grundstock I, die eigenen gedichte Froumunds und seine briefe, dazu allerhand stücke die für ihn und sein kloster von bedeutung sind; dann II: eine wahrscheinlich von seinem freund und schüler Ellinger zusammengestellte nachlese, die nichts eigenes von Froumund, wol aber einige briefe an ihn enthält, und III: eine art formularius, mit dem wir uns noch weiter von dem autor entfernen. was sich sonst noch nachweisen lässt von handschriften Froumunds ist in der einleitung verzeichnet und für seine lebensgeschichte wie für die ergänzung seiner litterarischen production ausgebeutet. in der ausgabe selbst sind briefe und gedichte im bunten gemisch der überlieferung abgedruckt, jene mit arabischen, diese mit römischen zahlen fortlaufend numeriert. so ist eine der wichtigsten quellen für die culturgeschichte des 10 und 11 jh.s in der bequemsten weise zugänglich gemacht. — Ein merkwürdiges versehen ist bei dem gedicht XXV (s. 70) passiert, das, wie Str. richtig bemerkt, die widmung eines psalteriums an 'eine vornehme dame' begleitet: dass aber der name dieser dame in v. 2 enthalten ist, hat er nicht erkannt, sondern diese Heilvvih im namenregister s. 152ᵇ als 'mönch von Tegernsee' verzeichnet!

E. S.

Agathe Lasch, Aus alten niederdeutschen stadtbüchern. ein mittelniederdeutsches lesebuch [= Hamburger Texte und Untersuchungen zur niederdeutschen philologie I 2]. Dortmund, Ruhfus 1925. IX u. 165 ss. 8⁰. — In früheren jahren, solange bis das anmutige büchlein völlig vergriffen war, hab ich für meine übungen in regelmäfsiger widerkehr LHänselmanns 'Mittelniederdeutsche beispiele' benutzt, die, durchweg den amts- und geschäftsbüchern des mittelalterlichen Braunschweig entnommen, zwar das culturgeschichtliche moment bevorzugten, aber immerhin die möglichkeit boten, die entwickelung der niederdeutschen geschäftssprache an einem bedeutungsvollen cen-

trum bis zu ihrem verfall zu verfolgen. die vorliegende auslese schöpft aus quellen der gleichen zeit und art, aber weit ausgreifend und unter ganz anderem gesichtspunct. aus einem guten dutzend niedersächsischer städte, von Groningen bis Danzig, werden stadtbuch-ausschnitte geboten: in erster linie als die zuverlässigsten proben der ortstümlichen schriftsprache aus der zeit von ca 1300 bis 1520, aber doch so ausgewählt, dass sie zugleich für rechts- und verfassungsgeschichte, rechtsübung und verwaltungspraxis von interesse sind. so dürften unsere collegen vom deutschen recht der verfasserin ebenso dankbar sein wie wir philologen, auch wenn für uns der inhalt nicht entfernt so amüsant ist wie bei Hänselmann. dass Agathe Lasch, wo immer sie zugreift, exacte nnd zuverlässige arbeit leistet, ist kaum noch nötig ausdrücklich zu betonen: auch hier wider tritt das überall zu tage; und zugleich zeigt sich durchweg das bestreben, so wenig raum wie möglich zu brauchen, so in der einleitung und im wortverzeichnis; was aber s. 107—158 unter dem bescheidenen titel 'Anmerkungen' geboten wird, ist vielfach das reife und, wo nicht vollreife, mit entsprechender zurückhaltung gebotene, ergebnis einer langjährigen beschäftigung mit den mittelniederdeutschen dialekten, die sie durchweg an den ersten quellen, den originalhandschriften studiert hat. war schon ihre 'Mittelniederdeutsche grammatik' sehr viel mehr als eine zusammenfassung unseres damaligen wissens, so sehen wir jetzt überall, wie weit sie über ihren standpunct von 1914 hinausgewachsen ist, und möchten ihr von herzen wünschen, dass sie recht bald in die lage komme uns das buch in einer neuen auflage vorzulegen. E. S.

John Brinkmans Plattdeutsche werke herausgegeben von der arbeitsgruppe der Plattdeutschen gilde zu Rostock. 1. band: John Brinkman, Vagel Grip. Een Dönkenbok. Wolgast, P. Christiansen 1924. 238 ss. — Mit diesem bande wird die langersehnte gesamtausgabe der plattdeutschen werke des dichters eingeleitet, dem bisher philologische arbeit weit weniger als seinen genossen auf dem niederdeutschen Parnass Klaus Groth und Fritz Reuter zugewendet worden ist, und die deshalb der freudigsten begrüfsung sicher sein darf. als 'herausgeber' zeichnet s. 53 **H. Teuchert,** die 'litterarische bearbeitung' (s. 2) ist **W. Rust** zugefallen, der s. 3—35 'John Brinkmans leben und wirken' eingehend und liebevoll behandelt — aber freilich mit auffälliger überschätzung seiner hochdeutschen gedichte: die in die biographie eingestreuten proben liefern den beweis, dass John Brinkman eben nur in seiner heimatsmundart ein dichter von kraft und eigenart war, die s. 39—44 abgedruckte ballade 'König Rolf' aber ist ein geradezu abschreckendes beispiel der bänkelsängerischen entartung, welcher diese dichtgattung im gefolge Uhlands und Schwabs anheimgefallen ist, und kann nur eben als folie dienen für die erquickende lectüre des Vagel

Grip. dieser selbst ist nach der ausgabe von 1859, aber in der 'neuen rechtschreibung' gegeben, unter sorgfältiger ausmerzung der nicht wenigen druckfehler und einzelner misglückter schreibungen. das s.z. von Br. beigegebene wortverzeichnis ist für die von Teuchert sorgfältig geprüften anmerkungen unter dem text verwertet, die nirgends überflüssig und niemals aufdringlich sind. dem texte des 'Vagel Grip' ist dann noch eine nachlese von etwa 20 stücken, z.gr.tl aus dem nachlass angefügt. den schluss bilden 'Anmerkungen', welche den anlass, die quellen und die textgeschichte einzelner gedichte erläutern. — Es ist viel sorgfalt und liebe auf diesen ersten band verwendet worden, und der beifall den er gewis finden wird, möge die weiteren bände rasch hervorlocken. **E. S.**

W. Koch, Die geschichte der binnenfischerei von Mitteleuropa mit 7 tafeln. Stuttgart, Schweizerbart 1925. 52 + 4 ss. gr. 8. — Das heft ist ein sa. aus bd IV des Handbuchs der binnenfischerei Mitteleuropas, und der verf. erweist sich durch historisches wissen und eine umfassende kenntnis gedruckter wie ungedruckter litteratur aufs beste gerüstet. ja die bibliographischen angaben ersticken geradezu die geschichtliche darstellung und lassen die auch den germanisten angehnden tatsachen nicht genügend zur geltung kommen. ein sehr reichhaltiges namen-, orts- und sachregister verhilft freilich dazu gesuchtes aufzufinden, aber wir würden doch über die methoden und die geräte des fischfangs gern etwas näheres erfahren, wie es etwa GLandau in seiner noch immer lesenswerten Geschichte der fischerei in beiden Hessen (Kassel 1865) bietet. dass sich hier über die fischerei der klöster und sonstigen grofsen gutswirtschaften manches aus dem römischen altertum vererbt hat, wie auch *sege* und *bêre* (aus lat. *sagena* und *pera*) direct bezeugen, hat uns der kundige verfasser schon früher gelehrt (s. oben s. 144). die darstellung beginnt mit der steinzeit und schliefst mit der gegenwart. begreiflicherweise aber interessieren den vf. fischzucht und fischereiwirtschaft am stärksten. für die frühgeschichte hätten wol auch die ortsnamen herangezogen werden können: ich erinnere an *Vacha* und *Kleinvach* an der Werra, *Vaake* an der Weser, *Vach* an der Rednitz, *Fachingen* an der Lahn usw. dass der lachs, der in historischer zeit nicht oberhalb Giefsen nachweisbar ist (Landau s. 91), früher weit höher in der Lahn hinaufstieg, beweist der name des städtcheus *Laasphe* (< *Lahsaffa*). **E. S.**

MISCELLEN.

Eine ags. erinnerung an Hamþismal? An die scene der Hamþismál, wo die beiden Gudrunsöhne ausziehen, den mord der schwester an Ermanrich zu rächen, und ihnen unterwegs ihr halbbruder Erp sich anbietet ihnen beizustehn: 'wie ein fufs dem andern', sie dies aber spottend zurückweisen und im streite ihn töten, zu ihrem späteren schweren bedauern, da mit des bruders hülfe Ermanrich vollends getötet sein würde, — erinnert ein vorgang der englischen geschichte, den Ingulf u.aa. berichten (Lappenberg Gesch. von England I 516). Godwine, majordomus des Eadward, sitzt am osterfeste 1053 mit dem könig zu tisch, wo er auch sein ende finden sollte. einer der schenken stolpert mit einem fufse, richtet aber mit dem anderen sich rasch wider auf: 'so hilft ein bruder dem andern' ruft Godwine. 'ja' erwiderte der könig, 'und lebte Älfred [sein auf Godwines anstiften getöteter bruder] noch, so könnte er mir so helfen'. es sieht ganz so aus, als würde mit den bezeichnenden wendungen auf die sagenhafte scene bezug genommen, was zur zeit des sich wider belebenden volksgesanges recht wol möglich war. die sonstigen wendungen: 'wie die hand der hand' der Vǫlss. und schon der eddischen antwortstrophe, oder 'wie die hand dem fufse' der Sn. Edda, was Jiriczek Deutsche heldens. I 110. 229 für ursprünglich hält, obwol die hindeutung auf das brüderliche verhältnis damit aufgehoben wird, kehren nicht wider. die 'bewahrheitungsscene' des stolperns der prosaberichte hatte in dem liede keinen platz, da die ausziehenden brüder hier, wie es sich gehört, zu pferde sitzen. **R. Henning.**

Ein brief J. Grimms an John Edward Taylor. *Aus dem nachlass Karl Hillebrands, der in spätern jahren der gatte einer hinterlassenen tochter Edgar Taylors wurde (vgl. OHartwig im Centralbl. f. bibliothekswesen* 15, 1 *ff) besitzt fräulein Meta Sattler den unten mitgeteilten brief Jacob Grimms, den leider ein pietätloser vorbesitzer in stücke zerrissen hat, wobei mit dem untersten teil des zweiten blattes zwei zeilen der nachschrift verloren giengen, die hier bis zum schluss von s. 4 reichte und dann am aufsenrand abgeschlossen ist. auch vom adressumschlag ist nur ein fetzen erhalten: gerade* John Edw. T *ist noch erkennbar.*

John Edward Taylor (den der Dictionary of National Biography übergeht) ist nicht identisch mit dem gleichnamigen begründer des 'Manchester Guardian' und nennt sich selbst im vorwort zum Fairy Ring einen 'kinsman' des † Edgar Taylor, dem man eine vollständige übersetzung der KHM. verdankt: 'German Popular Stories', London 1824—26. der katalog der druckschriften des Britischen Museums nennt ihn 'printer, of Little Queen Street, London' und verzeichnet unter seinem namen aus den jahren 1840 bis 1855 eine anzahl bücher: grofsenteils übersetzungen aus dem

deutschen und italienischen. seine beziehungen zu den brüdern Grimm dürften sich auf das beschränken was in dem nachfolgenden schreiben zu tage tritt. E. S.

Geehrter herr,
ich bin durch Ihre gütige zuschrift vom 7 jan. zugleich erfreut und beschämt worden. schon zu weihnachten 1845 beschenkten Sie uns mit Ihrem fairy ring [1], wir drückten aber unsern dank nicht aus, weil uns Ihre adresse nicht gegeben war. das buch selbst lasen wir mit grofsem behagen und die deutschen texte, schien es uns, hatten unter Ihrer geschickten hand ein stattliches, reinlicheres aussehn gewonnen.

Jetzt, ohne unser stillschweigen zu vergelten, übersenden Sie eine neue, noch werthvollere gabe, die zugleich beweist mit welcher warmen aufmerksamkeit Sie die märchenpoesie zu betrachten und zu erläutern fortfahren. Ihre übersetzung des Pentamerone [2] erscheint mir ungleich gewandter und glücklicher als die liebrechtische [3], welcher man zwar fleifs und treue nachrühmen, aber doch etwas steifes und unbeholfnes zur last legen kann. wie viel lebendiger haben Sie z.b. den schluss übertragen, aber durchgängig finde ich dafs Sie einen geschmack bewähren, der dem verdeutscher | nicht selten abgieng. Ich zweifle also nicht, dafs Ihr werk in England gröfseren beifall finden wird, als auf den Liebrechts arbeit in Deutschland rechnen kann.

Sehr lieb war mir durch Ihren brief angenehme nachricht über unsern gemeinschaftlichen freund Kemble zu vernehmen. ich habe die beste erwartung von seinem werk [4] und wünsche dafs er durch den sicher nicht ausbleibenden erfolg zu andern leistungen angetrieben werden wird.

Meine neusten arbeiten haben mich einigermafsen von den mythen und fabeln abgezogen. ich lasse eine geschichte der deutschen sprache drucken, die in zwei bänden nächstens erscheinen soll. aber freilich werden sich die meisten leser aus dem blofsen titel sehr verschiedenartige vorstellungen von dem werke bilden und ich gestehe selbst, dafs es auch noch unter | ganz andern gesichtspuncten hätte gefafst werden können. unsere vaterländischen stoffe sind noch so reich, dafs sie diese manigfaltigkeit hervorrufen, und was der eine versuch bei seite läfst bleibt dem nächsten aufgehoben.

Auch mich hat lange nichts so sehr betrübt als der frühe tod des tüchtigen und kraftvollen Cleasby [5]; noch den herbst

[1] *The Fairy Ring: a new collection of popular tales. transl. from the german of J. and W. G. by J. E. T., with illustrations by R. Doyle. London, Murray* 1846. VI *u.* 376 *ss.* [2] *Basile, The Pentamerone transl. by J. E. T. London* 1848. [3] *Breslau* 1846 (2 *teile*): *mit e. vorrede von J. Grimm* [4] *History of the Saxons in England, 2 voll., London* 1848; *vgl jetzt Gürtler-Leitzmann* s. 76—102. [5] *Richard Cleasby (geb* 30 *nov.* 1797) *starb am* 6 *oct.* 1847 *in Kopenhagen*; *vgl. seine biographie von G W Dasent in der einleitung zu dem (Ox-*

sandte er mir probebogen vom druck seines werks. es ist ein hartes geschick, dafs er die bekanntmachung seiner treflichen, 10—20 jahre mit sich umgetragnen arbeit nicht erleben sollte; noch schwerer und unerträglicher, wenn die welt um sie gebracht würde. In wessen hände seine papiere gekommen sind, weifs ich nicht, da bei der jetzt waltenden stimmung zwischen Deutschen und Dänen mein dänischer briefwechsel fast abgebrochen worden ist. |

Mein bruder bestellt die herzlichsten grüfse, ich bin mit freundschaftlicher hochachtung

Ihr

ergebenster

Jacob Grimm

Berlin 15 febr 1848.

Darf ich bitten die einlage an Kemble weiter gehn zu lassen, ich hoffe dafs ich ihr die rechte aufschrift gegeben habe.

Noch eine bitte, ich weifs nicht ob Sie sie ausrichten können. seit einem jahr sendet mir ein unbekannter die nummern der zeitschrift Athenaeum mit der post zu. das ist eine grofse gefälligkeit, wofür ich dankbar bin, es geschieht wegen der viel anziehendes enthaltenden Folklore überschriebnen artikel. allein es kommt mich theuer zu stehn, weil unsere posten die zeitungen anders behandeln als die engl. post, habe ich für jedes blatt 5 groschen porto zu erlegen, ich wünsche also dafs diese art der zusendung eingestellt würde, durch buchhandel würde ich alles wolfeil wenn auch später [bekommen]. im bureau James Holmes Tooks Court [Chancery Lane[1] wird man] wol erfahren können wer [der unbekannte absender ist. zugleich möchte ich gern auch seinen] | namen selbst erfahren, um ihm danken zu können.

ENTGEGNUNG.

In s. besprechung meiner sammlung 'Bauern und Helden' im Anz. oben s. 62 wirft FLoewenthal mir vor, ich hätte den text mit rücksichtsloser freiheit behandelt, und führt als beleg dafür an, ich hätte in cap. 6 der Viga-Glumssaga 'hinzugesetzt': 'und war niemals vergnügt'. dies ist jedoch kein zusatz von mir, sondern die widergabe der stelle *ok gerði sér aldrei glatt*, die sich in Thorlákssons ausgabe (Isl. forns. I, s. 16) unter den laa. findet. ebenso ist es weder ungenauigkeit noch mangel an kritik gewesen, was mich veranlasst hat den mordanschlag Skutas (cap. 16) fortzulassen, dagegen die Scheunenkalb-episode mit aufzunehmen. dass auch diese als einschub angesehen wird,

ford 1874) *von Gudbrand Vigfusson 'enlarged and completed' herausgebrachten Icelandic-english Ditionary p.* LXI—CIV. [1] *die druckofficin des Athenaeums.*



war mir wol bekannt (vgl. Cederschiöld Kalfdrapet och vänpröfningen, Lund 1890); doch scheint mir die sache keineswegs so einfach zu liegen wie L. annimmt. jedenfalls lässt sich nicht leugnen, dass die Ingolfepisode sich vorzüglich in den gang der handlung einfügt und zu Glums charakteristik einen wertvollen zug beisteuert, während die Skuta-geschichte ganz aus dem rahmen der saga herausfällt; und ich war mindestens berechtigt, dem künstlerischen vor dem textkritischen gesichtspunct den vorzug zu geben. sorgfalt und die schuldige ehrfurcht vor dem text glaube ich nirgends aufser acht gelassen zu haben. die geringen freiheiten die ich mir (im I bde) bei der übersetzung genommen habe, sind in keinem falle sinnwidrig und im ganzen so unerheblich, dass sie L.s absprechendes urteil gewis nicht rechtfertigen. über stilgefühl will ich mit ihm nicht streiten, muss aber 'adäquate' widergaben wie 'rauhbär' uä. ablehnen. dass der einzige würkliche fehler dessen ich mich schuldig bekennen muss (II 92), nur auf einem versehen beruht, hätte auch L. daraus ersehen können, dass derselbe ausdruck (*einn góðan veðrdag*) an andern stellen (zb. gleich auf s. 113 desselben bandes) von mir richtig übersetzt ist. — Wenn L. allerdings meiner sammlung blofs wegen des vorhandenseins von 'Thule' die daseinsberechtigung abspricht, so verkennt er die eigenart und den besonderen zweck meiner sammlung völlig. ich glaube nicht, dass in Deutschland bereits soviel für die sagas getan ist, dass man eine sammlung, die einigen der künstlerisch wertvollsten geschichten durch handliche einzelausgaben den zugang zu einem gröfseren leserkreis und besonders zu unsern höheren schulen erleichtern möchte, von vornherein als überflüssig bezeichnen darf.

Bergen a. R. **W. Baetke.**

ANTWORT.

Auf Baetkes empörten einspruch hin überlass ich mit gutem gewissen berufenen die entscheidung darüber, ob meine ablehnende besprechung seiner übersetzungen berechtigt war oder nicht. in der sache selbst seh ich keine veranlassung, von meinem urteil auch nur ein wort zurückzunehmen. wenn B. aufserdem sich nur zu éinem würklichen fehler bekennt und meine kritik als ungerecht und kränkend empfindet, so halt ich meinerseits eine weitere aussprache für überflüssig.

Kiel. **Fritz Loewenthal.**

PERSONALNOTIZEN.

Die vergleichende sprachforschung verlor durch den tod: am 19. august Wilhelm Streitberg in Leipzig (61 jährig) und am 1. october Gustav Herbig in München (57 jährig), von denen der erstere einen grofsen teil seiner fruchtbaren arbeit der gotischen grammatik und dem Ulfila gewidmet hat.

Am 7. october endete ein unglücksfall im 75 jahre das leben Felix Liebermanns, der für die Monumenta Germaniae die englischen geschichtschreiber des mittelalters bearbeitet hat und durch seine gesamtausgabe der gesetze der Angelsachsen und ihre mustergültige commentierung nach wort und sache, wie durch zahlreiche kleinere arbeiten und kritiken, der germanischen philologie nahestand.

Am 15. september verschied in Jena der anglist prof. Richard Jordan, 48 jahr alt.

Der ao. professor dr Alfred Götze von Freiburg i. Br. wurde an Behaghels stelle als ordinarius nach Giefsen berufen. an die stelle des emeritierten prof. Richard Weifsenfels wurde prof. Rudolf Unger von Breslau nach Göttingen versetzt.

Der privatdocent dr Walter Porzig in Leipzig ist einem ruf als ord. professor der vergleichenden sprachwissenschaft nach Bern gefolgt.

In der englischen philologie haben sich folgende personalveränderungen vollzogen: die mit erreichung der altersgrenze zurücktretenden ordinarien Arnold Schröer in Köln und Ferdinand Holthausen in Kiel wurden jener durch prof. Friedrich Brie von Freiburg i. Br., dieser durch den bisherigen prof. eo. Karl Wildhagen von Leipzig ersetzt; der privatdocent dr Theo Spira in Giefsen wurde als ordinarius nach Königsberg, der privatdocent dr Hermann Flasdieck als extraordinarius nach Jena berufen.

Der privatdocent dr J. van Dam in Amsterdam wurde zum lector der deutschen sprach- und litteraturgeschichte an der dortigen universität ernannt.

EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle (wo möglich mit preisangabe) alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) zugesandten schriften, mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

Vom 1 juli bis 15 november 1925 sind eingegangen:

H. Ammann, Die menschliche rede. sprachphilosophische untersuchungen I. Lahr, Schauenburg 1925. 5 u. 134 ss. 8°.

J. Bayer, Die ältere steinzeit in den Sudetenländern. Reichenberg, Anstalt f. sudetendeutsche heimatforschg 1925. 104 ss. 8°.

N. A. Bees, Der französisch-mittelgriechische ritterroman 'Imberios und Margarona' u. die gründungssage d. Daphniklosters bei Athen. Berlin-Wilmersdorf, verl. d. Byzantin.-Neugriech. Jahrbücher 1925. 108 ss. 8°.

A. Bömer, Epistolae obscurorum virorum, bd I einführung, bd II text. Heidelberg, Weifsbach 1925. 165 u. 192 ss. 8°.

C. Borchling, Das Landrecht des Sachsenspiegels nach der Bremer handschrift von 1342 herausgegeben. [Hamburgische Texte und Untersuchungen I 1]. Dortmund, Ruhfus 1925. XXIX u. 94 ss.

K. Burdach, Vorspiel, I bd, 1 tl: Mittelalter; 2 tl: Reformation u. Renaissance. Halle, Niemeyer 1925

C. Diculescu, Die Gepiden. forschungen z. geschichte Daziens im frühen mittelalter u. z. vorgeschichte d. rumänischen volkes I. Leipzig, Kabitzsch in comm. 1922.

Epistolae Karolini aevi tom. IV p. II fasc. 2 [Mon. Germ. hist. Epist. tom. VI]. Berlin, Weidmann 1925. 4°. s. 691—811. mit diesem heft bringt **E. Perels** den band zum abschluss, den **E. Dümmler** (p. I: 1902) begonnen und von dessen fortsetzung er selbst bereits p. II fasc. 1 (1912) herausgebracht hatte. seine zusammensetzung erscheint jetzt dem hrsg. wenig glücklich. für die geschichte der litterarischen interessen im zeitalter Otfrids (dessen schreiben an eb. Liutbert s. 166 f aufgenommen ist) sind die briefe des Lupus vFerrières (s. 1—126) auch für uns belehrend, während die briefe der päpste Nicolaus I und Hadrian II begreiflicherweise von ganz anders geartetem werte sind. die register, insbesondere das wort- und sachregister, sind überaus sorgfältig und sauber gearbeitet.

Festgabe für Gustav Ehrismann: Vom werden des deutschen geistes, hrsg. von P. Merker und W. Stammler. Berlin, W. de Gruyter 1925. 260 ss. 8°.

W. French, Mediaeval civilization as illustrated by the Fastnachtsspiele of Hans Sachs [Hesperia nr 15]. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1925. 88 ss. 8°. 3,60 m.

Germanistische Forschungen. festschrift anlässlich d. 60 semestrigen stiftungsfestes des Wiener akademischen Germanistenvereins. Wien, Österreich. bundesverlag f. unterricht, wissenschaft u. kunst 1925. 256 ss. 8°. — 13 sch.

H. Goldschmidt, Das deutsche künstlerdrama von Goethe bis R. Wagner. Weimar, Al. Duncker 1925. X u. 161 ss. 8°.

K. Gunz, Lehrbuch d. geschichte. 2. teil: Mittelalter. Wien, Deuticke 1925. VI u. 302 ss. 8°.

H. Hecht, Briefe aus G. Chr. Lichtenbergs englischem freundeskreis [Vorarbeiten z. gesch. d. Göttinger universität u. bibliothek II]. Göttingen, Pellens & co. 1925. 73 ss. 8°.

N. O. Heinertz, Eine lautverschiebungstheorie. Leipzig, Harrassowitz 1925. 84 ss. 8°.

K. Horch, Das burgtheater unter H. Laube und A. Wilbrandt. Wien, Österreich. bundesverlag 1925.

J. Holmberg, Eine mittelniederfränkische übertragung des Bestiaire d'amour [Uppsala Univ.-årsskr.]. Uppsala, Lundequist 1925. 260 ss. 8°.

R. Holtzmann, Die Quedlinburger annalen [sa. aus 'Sachsen und Anhalt' bd I] s. 64—125. Magdeburg, selbstverlag d. Hist. Kommission 1925.

Jahrbuch der Goethe-gesellschaft im auftrage d. vorstandes hrsg. v. M. Hecker. 11. bd. Weimar, verl. d. G.-g. 1925. 411 ss. 8°.

L. Jutz, Die mundart von Südvorarlberg und Liechtenstein. Heidelberg, Winter 1925. XIII u. 355 ss 8° — 20 m.

Ch. E. Kany, Ocho sainetes inéditos de Don Ramón de la Cruz. Berkeley, Univ of California press 1925. 205 ss.

E. Karg-Gasterstädt, Zur entstehungsgeschichte des Parzival. Halle, Niemeyer 1925. IX u. 157 ss. 8°.

P. Kluckhohn, Persönlichkeit und gemeinschaft. Halle, Niemeyer 1925. 111 ss. 8°.

M. Kober, Das deutsche märchendrama [Deutsche Forschungen h. 11]. Frankfurt, Diesterweg 1925. XIV u. 148 ss. 8°. — 6,60 m.

G. Koukal, Zum Germanennamen. sa. aus d. Jahresber. 1924/25 d. I bundes-realschule in Graz. 16 ss. 8°.

E. Lehmann, Sudetendeutsche volkskunde. m. 38 abbildungen auf 24 tafeln. Leipzig, Quelle & Meyer 1926. XI u. 229 ss. 8°.

A. Leitzmann, Reinke de vos n. d. ausgabe v. F. Prien neu herausg. m. e. einleitung von **K. Voretzsch** [Altdeutsche Textbibliothek nr 8]. Halle, Niemeyer 1925. XXXIV u. 273 ss 8°.

A. Leitzmann, Briefwechsel der brüder J. u WGrimm m. K. Lachmann, lief. 2—5. Jena, Frommann (Biedermann) 1925.

L. Levander, Dalmålet, beskrivning och historia I. Uppsala, Appelbergs boktr. 1925. 321 ss. gr. 8°.

B. Markwardt, Herders Kritische Wälder. Leipzig. Quelle & Mayer 1925. XII u 326 ss 8°.

Matthias, Die werke Wolframs vEschenbach, 2 bde. Hamburg, selbstverlag (auslieferg Hanseat. verlagsanstalt) 1925. zus. 1127 ss. 8°.

H. Mayne, Conrad Ferdinand Meyer und sein werk. Frauenfeld, Huber 1925 XIII u. 434 ss. 8°.

L. Mis, Les oeuvres dramatiques d'Otto Ludwig de 1853—1865. Lille, au siège de l'Université 1925. 296 ss. 8°.

E. Ochs, Badisches wörterbuch, lief. 1 *A—auffangen*. Lahr, Schauenburg 1925 XII u. 80 ss. gr 8°.

Ordbog over det Danske sprog VII bd. København, Gyldendal 1925. 1274 ss. gr. 8°.

Goethes Faust kritisch durchgesehen, eingeleitet und erläutert von **R. Petsch** 2. ausg. Leipzig, Bibliograph. institut [1925]. 728 ss. 8°.

S. K. Pétursson, 'Islensk hrynjandi og ritdómur dr. Alexander Jóhannessonar [sa. aus 'Timanum']. Reykjavík, Fjelagsprentsmiðjan 1925. 28 ss. kl. 8°.

Reallexikon der vorgeschichte hrsg. v. **M. Ebert.** bd II 3 lief.; III 4 lief.; IV 1 lief.; V 1 lief. Berlin, W. de Gruyter & co 1925. 8°. s. 193—240 m. 29 taf.; 307—408 m. 46 taf.; 1—48 m. 50 taf.; 1—96 m. 25 taf.; 7,20. 9. 7,20. 9 m.

F. Rostock, Mittelhochdeutsche dichterheldensage. Halle, Niemeyer 1925. XVI u. 48 ss. 8°.

H. Rueff, Das rheinische osterspiel der Berliner handschrift ms. Germ. fol. 1219, m. untersuchungen zur textgeschichte d. deutschen osterspiels. Berlin, Weidmann 1925. V u. 224 ss. gr. 8°.

J. Sahlgren, Hälsingborgtraktens ortnamn. sa. aus 'Hälsingborgs historia' s. 107—155. lex. 8°.

G. Salomon, Minnesang und spruchdichtung im deutschen mittelalter [Deutschkundliche Bücherei]. Leipzig, Quelle & Meyer 1925. 57 ss.

R. Samuel, Die poetische staats- u. geschichtsauffassung Fr. v. Hardenbergs [Deutsche Forschungen h. 12]. Frankfurt, Diesterweg 1925. IV u. 302 ss. 8°.

W. Schulz, Die germanische familie in der vorzeit [Vorzeit hrsg. v. H. Hahne bd 3]. Leipzig, Kabitzsch 1925. 36 ss. 8°.

E. H. Sehrt, Vollständiges wörterbuch zum Heliand und zur altsächsischen Genesis [Hesperia nr 14]. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1925. VIII u. 741 ss. 8°. — 21 m.

E. Sievers, Altslawisch *ě* und *ja*. eine sprachgeschichtliche untersuchung [Ber. d. Sächs. ak. d. wiss. phil-hist. kl. bd 77 h. 2]. Leipzig, Hirzel 1925. 65 ss. 8°. wir sind es bei unserm altmeister längst gewohnt, dass der germanist bei ihm überall auch da zu lernen findet und zum nachdenken wie zur prüfung der eigenen fähigkeiten aufgestachelt wird, wo es der titel oder die überschrift kaum erwarten lässt. so verfolgt S. hier die von ihm für das altslaw. festgestellten drei intonationstypen rückwärts ins indogermanische und löst § 93 am gebrauch der fremdworte die frage des got. gen. pl. auf *ē*, zieht § 94 die consequenzen für Edda, Beowulf, Heliand und Otfrid.

K. Stavenhagen, Herder in Riga [Abhandlungen d. Herder-instituts in Riga I 1, s. 1—22]. Riga, Löffler 1925. die eindrucksvolle rede zum festact am 4 sept. 1922 geht in ein paar anmerkungen auf Herders bekanntschaft mit dem lettischen volkstum und sein interesse an baltischer volkspoesie (in nachrigaischer zeit) näher ein.

Nysvenska Studier bd V. Uppsala, Appelberg 1925.

E. Volckmann, Germanischer handel und verkehr. synopt. handelsgeschichte d. germ. völker. Würzburg, Memminger 1925. VII u. 540 ss. gr. 8°. — 15 m.

H. Vollmer, Materialien zur bibelgeschichte u. religiösen volkskunde des mittelalters II 1. Berlin, Weidmann 1925. XXXIII u. 368 ss. 8°.

G. Weigand, J. G. Schummel. leben u. schaffen eines reformpädagogen [Deutsche Forschungen h. 13]. Frankfurt a. M., Diesterweg 1925. IV u. 133 ss. 8°. — 6,60 m.

C. Wesle, Frühmittelhochdeutsche reimstudien [Germanist Forschungen h. 9]. Jena, Frommann (Biedermann) 1925). 151 ss. — 6,50 m.

Ch. A. Williams, Oriental affinities of the legend of the hairy anchorite. p. I: pre-christien. Urbana, Univ. of Illinois press 1925. 56 ss.

R. Wolkan, Geschichte der deutschen literatur in Böhmen u. in den Sudetenländern. m. e. farb. titelbild u. 22 bildbeilagen. Augsburg, Joh. Staude 1925. 184 ss.

Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch bd I lief. 5. 6. bd II lief. 5. Berlin, W. de Gruyter 1925.

Niederdeutsche Zeitschrift f. Volkskunde herausgeg. v. **E. Grohne,** jahrg. 3, h. 1. Bremen, Schünemann 1925. 64 ss. gr. 8°.

Ferner die im vorliegenden heft bereits besprochenen schriften von **Hentrich** (s. 189), **Knowles** (s. 191), **Koch** (s. 200).

REGISTER.

Die zahlen vor denen ein A steht, beziehen sich auf den Anzeiger, die übrigen auf die Zeitschrift.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02047 1275

